Classische Bibliothek

der

älteren Romandichter Englands.

Eine Auswahl der Werke

Fielding's, Smollet's, Goldsmith's, Sterne's, Swift's u. A.

In neuen Uebertragungen

herausgegeben

von

Dr. A. Diezmann.

Dreiundzwanzigster Band.

Der Landprediger von Wakefield.

Von

Oliver Goldsmith.

In einem Theile.

Braunschweig,

Verlag von George Westermann.

1840.

Der Landprediger
von
Wakefield.

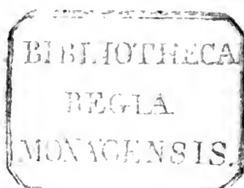
Eine Erzählung
von
Oliver Goldsmith.

Aus dem Englischen übersetzt
von
Dr. A. Diezmann.

In einem Theile.

Braunschweig,
Verlag von George Westermann.

1840.



Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Erstes Capitel.

Schilderung der Familie zu Wakefield, in welcher, sowohl in Gesichtern als Gemüthern, eine Familienähnlichkeit herrscht.

Immer war ich der Meinung, daß der rechtschaffene Mann, der ein Weib genommen und viele Kinder aufgezogen, mehr Gutes gestiftet hat, als der Hagestolz, der von Bevölkerung nur redet. Aus diesem Beweggrunde fing ich schon an, ernstlich an die Ehe zu denken, als ich kaum ein Jahr in den geistlichen Stand getreten war; und ich wählte mir eine Frau, gerade so, wie sie ihr Brautkleid, ich sah nämlich nicht auf ein feines glänzendes Aeußere, sondern auf dauerhafte Eigenschaften. Auch muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie war eine gemüthliche, sorgsame Hausfrau, und was ihre Bildung anlangt, so gab es wenig Landmädchen, die sich darin vor ihr auszeichneten. Sie konnte jedes englische Buch lesen, ohne viel zu buchstabiren im Einpöckeln, Einmachen und der Kochkunst aber wurde sie von Keiner übertroffen. Sie war aber auch nicht wenig stolz auf ihre treffliche Erfindungsgabe im Haushalt, wiewohl ich nie wahrnehmen konnte, daß wir eben reicher geworden wären durch ihre Erfindungen.

Dessenungeachtet liebten wir uns innig, und unsere Zärt-

lichkeit steigerte sich mit den Jahren. Nichts vermochte uns mit der Welt oder mit uns selbst zu entzweien. Wir hatten ein hübsches Haus in einer schönen Gegend und gute Nachbaren. Das Jahr verging unter ländlichen und unschuldigen Freuden, indem wir unsere reichen Nachbaren besuchten und die ärmern unterstützten. Wir hatten weder einen Glückswechsel zu fürchten, noch Beschwerden zu dulden. All unsere Abenteuer ereigneten sich am Kamin, und all' unsere Wanderungen erstreckten sich von dem blauen Bette zu dem braunen.

Da wir nahe an der Heerstraße wohnten, so besuchten uns oft fremde Reisende, um unsern Johannisbeerwein zu kosten, dessen Güte allgemein bekannt war; und mit der Wahrheitsliebe eines Geschichtsschreibers kann ich versichern, daß er, so viel ich weiß, nie getadelt worden ist. Unsere Vettern, selbst bis zum vierzehnten Grade hinauf, erinnerten sich alle ihrer Verwandtschaft, ohne den Stammbaum zu Hülfe zu nehmen, und besuchten uns sehr häufig. Einige von ihnen erzeigten uns freilich keine große Ehre durch diese Verwandtschaftsansprüche. Blinde, Lahme und Bucklige befanden sich unter ihnen. Dessenungeachtet bestand meine Frau stets darauf, daß sie, als unser eignes Fleisch und Blut, auch mit uns an einem Tische sitzen mußten. So hatten wir nicht eben sehr reiche, aber im Allgemeinen sehr glückliche Freunde um uns; denn unumstößlich wahr bleibt die Bemerkung: je ärmer der Gast, desto leichter ist er zu vergnügen; und wie es Menschen giebt, die mit Bewunderung die Farben einer Tulpe anstaunen oder die Flügel eines Schmetterlings, so war ich von Natur ein Bewunderer fröhlicher Menschengesichter. Fanden wir, daß einer unserer Verwandten ein Mensch von schlechtem Charakter, ein zänkischer Gast oder einer war, den wir gern los sein mochten, so pflegte ich ihm beim Abschiede einen

Oberrock zu leihen oder ein Paar Stiefeln, mitunter auch wohl ein Pferd von geringem Werthe, und ich hatte immer das Vergnügen, daß er nicht wieder kam und das Geliehene nicht zurückbrachte. So ward unsere Wohnung gesäubert von allen, die uns nicht behagten. Noch nie aber hatte man gehört, daß die Familie von Wakefield jemals einem Reisenden oder hülfsbedürftigen Armen die Thür gewiesen.

So lebten wir mehrere Jahre in einem wahren Glückszustande, wenn uns auch mitunter jene kleinen Widerwärtigkeiten trafen, welche die Vorsehung sendet, um den Werth ihrer Gaben zu erhöhen. Mein Obstgarten ward häufig von Schulknaben geplündert, und die Eierkiste meiner Frau wurde von den Katzen oder den Kindern benascht. Der Gutsherr schlief mitunter ein bei den erhabensten Stellen meiner Predigt, oder seine Gemahlin erwiederte die tiefe Verbeugung meiner Frau in der Kirche mit einem gleichgültigen Kopfnicken. Schnell verschmerzten wir jedoch den Kummer über dergleichen Zufälligkeiten, und drei oder vier Tage nachher wunderten wir uns gewöhnlich, wie so etwas uns habe beunruhigen können.

Meine Kinder, die Sprößlinge der Mäßigkeit, waren nicht weichlich erzogen worden und daher wohlgebildet und gesund; meine Söhne rüstig und thätig, meine Töchter schön und blühend. Wenn ich so dastand in der Mitte des kleinen Kreises, der mir in meinem sinkenden Alter eine Stütze zu werden versprach; erinnerte ich mich immer an die berühmte Geschichte von dem Grafen von Abensberg, der bei Heinrichs des Zweiten Reise durch Deutschland, als andere Höflinge mit ihren Schätzen ankamen, seine zwei und dreißig Kinder brachte und sie seinem Herrscher darbot, als das werthvollste Geschenk, das er ihm machen könne. Wiewohl ich nun zwar nur sechs Kinder

hatte, so betrachtete ich sie doch als eine meinem Vaterlande geweihte schätzbare Gabe und sah dasselbe demgemäß für meinen Schuldner an. Unser ältester Sohn hieß Georg, nach seinem Oheim, der uns zehntausend Pfund hinterließ. Unser zweites Kind, ein Mädchen, wollte ich nach ihrer Tante Gretchen nennen. Meine Frau aber, die während ihrer Schwangerschaft Romane gelesen hatte, bestand darauf, sie müsse Olivia heißen. In weniger als einem Jahre hatten wir eine zweite Tochter, und nun war ich fest entschlossen, daß sie Gretchen genannt werden sollte. Allein eine reiche Verwandte hatte den Einfall, Pathenstelle zu vertreten, und das Mädchen ward, nach ihrem Wunsche, Sophie genannt. So hatten wir zwei alte Roman-Namen in der Familie. Aber ich betheure feierlich, daß meine Hand nicht dabei im Spiele war. Moses war unser nächstgeborner Sohn, und in Zeit von zwölf Jahren hatten wir noch zwei Söhne.

Ich kann und will es nicht läugnen, daß ich mit Stolz mich in der Mitte meiner Kinder erblickte. Allein die Eitelkeit und Freude meiner Frau übertraf noch die meinige. Sagten unsere Gäste, wie sie es zu thun pflegten: »Nun, auf Ehre, Frau Primrose, Sie haben die schönsten Kinder, in der ganzen Gegend!« so antwortete sie gewöhnlich: »Ja wohl, lieber Nachbar, wie sie der Himmel geschaffen — hübsch genug, wenn sie nur gut sind; denn schön ist, wer schön handelt.« Und dann rief sie den Mädchen zu, den Kopf fein in die Höhe zu halten. Aber ich muß selbst gestehen, daß sie wirklich recht hübsch waren. Das bloße Aeußere ist jedoch für mich ein so unbedeutender Umstand, daß ich es kaum erwähnt haben würde, wenn es nicht in unserer Gegend zu einem allgemeinen Gegenstande des Gesprächs geworden wäre. Olivia, jetzt etwa achtzehn Jahre alt, besaß jene glänzende Schönheit, in welcher die Maler ge-

wöhnlich Hebe darzustellen pflegen; sie war heiter, lebhaft und gebietend. Sophiens Züge fielen nicht so schnell ins Auge; ihre Wirkung aber war um so sicherer, denn sie waren sanft, bescheiden und anziehend. Die eine siegte beim ersten Blicke, die andere durch wiederholte Eindrücke.

Der Charakter eines Weibes spricht sich meistens in den Gesichtszügen aus. Wenigstens war dies der Fall bei meinen Töchtern. Olivia wünschte sich viele Liebhaber, Sophie wollte nur einen Einzigen fesseln. Olivia war oft affectirt aus zu großer Gefallsucht. Sophie verbarg selbst ihre Vorzüge, aus Furcht zu mißfallen. Die eine ergötzte mich durch ihre Munterkeit, wenn ich fröhlich, die andere durch ihr Mitgefühl, wenn ich ernst gestimmt war. Jedoch übertrieb keine von beiden diese Eigenheiten, und ich habe oft gesehen, daß sie einen ganzen Tag ihre Charactere vertauschten. Ein Trauerkleid konnte eine Kokette in eine Spröde umwandeln, und ein neues Band ihrer jüngern Schwester eine mehr als gewöhnliche Munterkeit geben.

Mein ältester Sohn Georg ward zu Oxford erzogen, da ich ihn zu irgend einem gelehrten Fach bestimmt hatte. Mein zweiter Sohn, Moses, den ich dem Geschäftsleben widmen wollte, erhielt zu Hause eine Art von gemischter Erziehung. Unnöthig ist jedoch der Versuch einer Schilderung der besonderen Charactere von jungen Leuten, die noch so unbekannt mit der Welt waren. Mit einem Worte, eine Familienähnlichkeit offenbarte sich in allen, oder eigentlicher gesagt, alle suchten nur einen Character, nämlich den, daß sie gleich edel, leichtgläubig, unschuldig und harmlos waren.

Zweites Kapitel.

Familienunglück. Verlust von Glücksgütern kann den Stolz des Rechtschaffnen nur vermehren.

Die irdische Sorge für unsere Familie war hauptsächlich der Leitung meiner Frau anvertraut; was jedoch die geistigen Angelegenheiten betraf, so standen sie gänzlich unter meiner Obhut. Die Einkünfte meiner Pfarre, jährlich etwa fünf und dreißig Pfund betragend, überließ ich den Wittwen und Waisen meines Kirchspiels. Da mein eignes Vermögen zu meinem Auskommen hinreichte, so kümmerte mich das Zeitliche wenig, und ich empfand eine heimliche Freude, auch ohne Lohn meine Pflicht zu erfüllen. Es war daher mein fester Entschluß, nie einen Amtsgehülfen zu haben, jeden in meinem Kirchsprengel selbst kennen zu lernen, die Ehemänner zur Mäßigkeit und die Junggesellen zum Ehestande zu ermuntern. So ward es in wenig Jahren zum allgemeinen Sprüchwort: Wakefield habe drei Mängel. Dem Pfarrer fehle es an Hochmuth, den Junggesellen an Frauen und den Bierschenken an Kunden.

Der Ehestand war von jeher mein Lieblingsthema, und ich schrieb verschiedene Abhandlungen, um seinen Nutzen und seine Glückseligkeit darzuthun. Einen Satz besonders sucht ich zu vertheidigen. Ich behauptete mit Whiston, ein Geistlicher der englischen Kirche dürfe nach dem Tode seiner ersten Frau keine zweite heirathen, oder, um es mit Einem

Worte auszudrücken: ich war stolz darauf, ein strenger Monogamist zu sein.

Frühzeitig war ich in diesen wichtigen Streit verwickelt, über den so viele fleißig ausgearbeitete Werke geschrieben worden sind. Ich selbst ließ über diesen Gegenstand einige Abhandlungen drucken, deren schlechter Absatz mir den Trost gab, daß sie wohl nur von wenigen Glücklichen gelesen worden.

Einige meiner Freunde nannten dies meine schwache Seite. Leider hatten sie nicht, wie ich, die Sache zum Gegenstande eines langen Nachdenkens gemacht. Je mehr ich darüber nachsann, desto wichtiger erschien sie mir. In der Entwicklung meiner Principien ging ich sogar noch einen Schritt weiter als Whiston. Wie er auf den Grabstein seiner Frau hatte setzen lassen: sie sei William Whistons einzige Gattin gewesen, so verfertigte auch ich ein ähnliches Epitaphium für meine noch lebende Frau, und rühmte darin ihre Klugheit, ihre Sparsamkeit und ihren Gehorsam bis zum Tode. Nachdem ich es ins Reine geschrieben, und in einen zierlichen Rahmen gefaßt hatte, ward die Grabschrift auf den Kaminsims gestellt, wo sie zu manchen nützlichen Zwecken diente. Sie erinnerte meine Frau an ihre Pflichten gegen mich, und mich an meine Treue gegen sie; sie begeisterte sie zum Streben nach Ruhm, und führte ihr beständig ihr Ende zu Gemüth.

Vielleicht kam es von dem häufigen Anhören dieser Lobreden auf die Ehe, daß mein ältester Sohn, als er eben die Universität verlassen hatte, eine Neigung zu der Tochter eines benachbarten Geistlichen faßte, der eine hohe Würde bekleidete und eine bedeutende Mitgift geben konnte. Reichthum war jedoch ihr geringster Vorzug. Fräulein Arabella Wilmot ward von allen, meine beiden Töchter ausgenommen, für eine vollendete Schönheit gehalten. Ihre Jugend,

Gesundheit und Unschuld wurden noch durch einen so zarten Teint und einen so seelenvollen Ausdruck in ihren Blicken erhöhet, daß selbst ältere Personen sie nicht gleichgültig betrachten konnten. Da Herr Wilmot wußte, daß ich meinen Sohn sehr verständig versorgen konnte, so war er der Verbindung nicht abgeneigt. Beide Familien lebten daher in jener glücklichen Eintracht, die gewöhnlich einer künftigen Verwandtschaft voranzugehen pflegt.

Ich wußte aus eigner Erfahrung, daß die Tage des Brautstandes die glücklichsten unsers Lebens sind und war daher sehr geneigt, diese Zeit zu verlängern. Auch schienen die mannigfachen Freuden, die das junge Paar täglich mit einander genoß, die Liebe noch zu erhöhen. Am Morgen weckte uns gewöhnlich Musik, und bei schönem Wetter ritten wir auf die Jagd. Die Stunden zwischen dem Frühstück und dem Mittagsmahl widmeten die Damen dem Putz und den Büchern. Gewöhnlich lasen sie ein paar Seiten, und sahen dann in den Spiegel, der, wie selbst Philosophen gestehen müssen, schon oft hohe Schönheiten zeigte.

Bei Tische führte meine Frau das große Wort. Da sie es sich nicht nehmen ließ, alles selbst vorzuschneiden, weil dies auch ihre Mutter gethan, so gab sie uns bei solchen Gelegenheiten auch die Geschichte jeder Schüssel zum Besten. Hatten wir gespeist, so ließ ich, damit die Damen im Zimmer bleiben möchten, den Tisch hinaustragen, und bisweilen gaben uns die Mädchen, unter dem Beistande ihres Musiklehrers, ein recht anmuthiges Concert. Spaziergänge, Theetrinken, ländliche Tänze und Pfänderspiele verkürzten den übrigen Theil des Tages, ohne daß wir genöthigt gewesen wären, zu den Karten unsere Zuflucht zu nehmen; denn jede Art von Glücksspiel war mir zuwider, ausgenommen Trictrack, in welchem mein Freund und ich mit-

unter eine Zweipfennig-Partie wagten. Einen Unglück prophezeihenden Umstand darf ich hier nicht übergehen, der sich ereignete, als wir das Letztemal zusammen spielten. Ich bedurfte nämlich nur noch eines Wurfs von Vieren und warf fünfmal nach einander zwei Affe.

Auf diese Weise waren einige Monate verstrichen. Nun hielt man es endlich für rathsam, den Hochzeittag des jungen Paares festzusetzen, das ihn mit Sehnsucht zu erwarten schien. Die wichtige Geschäftigkeit meiner Frau während der Vorkehrungen zur Hochzeit und die schlauen Blicke meiner Töchter will ich nicht beschreiben. Meine Aufmerksamkeit hielt ein ganz anderer Gegenstand gefesselt, nämlich die Vollendung einer Abhandlung, die ich, zur Vertheidigung meines Lieblingsthema's, der Monogamie, in Kurzem drucken lassen wollte. Ich hielt diese Abhandlung hinsichtlich des Scharfsinns und der Schreibart für ein Meisterwerk und konnte, von ganzem Herzen darauf stolz, mich nicht enthalten, sie meinem alten Freunde Wilmot zu zeigen, da ich nicht zweifelte, daß sie seinen Beifall erhalten würde. Leider entdeckte ich jedoch zu spät, daß er ein leidenschaftlicher Anhänger der Gegenpartei war, und zwar aus sehr guten Gründen, weil er eben um die vierte Frau warb. Dies erzeugte nun, wie sich erwarten ließ, einen heftigen Streit, so daß unsere Familienverbindung abgebrochen zu werden drohte. Indeß kamen wir überein, daß der Gegenstand am Tage vor der Hochzeit weitläufig erörtert werden sollte.

Der Kampf begann von beiden Seiten mit gehörigem Muthe. Er behauptete, ich sei ein Heterodox, und ich gab ihm die Beschuldigung zurück. Er entgegnete und ich erwiederte. Während der Streit am heftigsten wüthete, ward ich von einem meiner Verwandten aus dem Zimmer gerufen. Mit besorgter Miene rieth er mir, den Streit

wenigstens so lange ruhen zu lassen, bis meines Sohnes Trauung vollzogen sei.

»Wie?« rief ich. »Ich sollte die Sache der Wahrheit verlassen? sollte zugeben, daß er ein Ehemann werde, nachdem ich ihm bereits in die Enge getrieben und fast lächerlich gemacht? Eben so gut könnten Sie mir rathen, mein Vermögen aufzugeben als meine Behauptung.«

»Ihr Vermögen?« erwiederte mein Freund. »Es thut mir leid, daß ich es sagen muß; aber Ihr Vermögen ist so gut wie verloren. Der Kaufmann in London, dessen Händen Sie Ihr Kapital übergaben, hat sich auf und davon gemacht, um dem Bankerotgesetze zu entgehen, und man glaubt, daß kaum ein Schilling vom Pfunde übrigbleiben wird. Erst nach der Hochzeit wollt' ich Ihnen und Ihrer Familie diese erschütternde Nachricht mittheilen. Nun aber möge sie dazu dienen, Ihre Streitwuth zu mäßigen; denn hoffentlich wird Ihre eigene Klugheit Ihnen wenigstens so lange Verstellung gebieten, bis Ihr Sohn das Vermögen der jungen Dame in Händen hat.«

»Gut!« entgegnete ich. »Ist das wahr, was Sie sagen, und muß ich ein Bettler werden, so soll mich das doch nicht zu einem Schurken machen, oder mich zwingen, meine Grundsätze zu verleugnen. Ich gehe sogleich und schildere der ganzen Gesellschaft meine Lage. Was aber den Streitpunkt betrifft, so nehme ich jetzt sogar das zurück, was ich aus Gefälligkeit dem alten Herrn früher eingeräumt; und ich werde durchaus nicht zugeben, daß er in irgend einem Sinne des Wortes Ehemann sei.«

Es würde kein Ende nehmen, wenn ich die verschiedenen Empfindungen beider Familien bei dieser Unglücksnachricht schildern wollte. Doch was die Andern fühlten, war gering gegen das, was die Liebenden zu ertragen schienen. Herr Wilmot, schon früher geneigt, die Verbindung abzubrechen,

kam durch diesen Schlag bald zu einem festen Entschluß. Eine Tugend besaß er so im höchsten Grade, die der Klugheit, und diese ist oft die einzige, die uns im zwei und siebenzigsten Jahre geblieben.

Drittes Kapitel.

Eine Auswanderung. Zuletzt findet man, daß unser Lebensglück meistens von uns selbst abhängt.

Die einzige Hoffnung unserer Familie bestand jetzt darin, daß das Gerücht von unserm Unglücke ein böswillig erdichtetes oder ein voreiliges sein möchte. Allein bald kam ein Brief von meinem Agenten in London an und bestätigte jeden einzelnen Umstand. Mir selbst war der Verlust meines Vermögens eine Kleinigkeit. Der einzige Kummer, den ich fühlte, galt meinen Kindern, die nun arm sein sollten, ohne eine Erziehung genossen zu haben, die sie gegen Verachtung unempfindlich machte.

Beinahe vierzehn Tage waren vergangen, ehe ich den Versuch machte, ihren Gram zu mildern; denn unzeitiger Trost vermehrt nur den Kummer. Inzwischen beschäftigten sich meine Gedanken mit den Mitteln zu unserm künftigen Lebensunterhalt. Endlich ward mir eine kleine Unterpfarrstelle mit einem jährlichen Einkommen von funfzehn Pfund, in einer entfernten Gegend angeboten, wo ich ungestört meinen Grundsätzen leben konnte. Ich nahm diesen Vorschlag um so freudiger an, da ich beschlossen, meinen Ge-

halt durch Verwaltung eines kleinen Pachtguts zu vermehren.

Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, ging meine erste Sorge dahin, die Trümmer meines Vermögens zu sammeln. Als alle Schulden berechnet und bezahlt worden, blieben uns von vierzehntausend Pfund nur noch vierhundert übrig. Mein Hauptstreben war daher, den Stolz meiner Familie zu ihrer Lage herabzustimmen; denn ich wußte recht gut, daß Bettelstolz das größte Elend ist.

»Es kann Euch nicht unbekannt sein, meine Kinder,« sagte ich, »daß keine Klugheit unserm neuerlichen Mißgeschick vorbeugen konnte. Klugheit kann jedoch viel dazu beitragen, die übeln Folgen zu vermindern. Wir sind jetzt arm, meine theuren Kinder, und die Weisheit gebietet, uns in unsere beschränkte Lage zu fügen. Ohne Murren laßt uns daher jenem eitlen Glanz entsagen, bei dem oft so viel Elend wohnt, und in einer bescheidenern Lage den Frieden suchen, der uns Alle glücklich machen wird. Der Arme lebt vergnügt ohne unsere Hülfe; warum sollten wir nicht lernen ohne die seinige zu leben? Nein, meine Kinder, laßt uns von diesem Augenblicke an allen Ansprüchen auf Vornehmthun entsagen. Sind wir weise, so haben wir noch immer genug, um glücklich zu sein; und Zufriedenheit möge uns den Mangel an Gelde ersetzen.«

Da mein ältester Sohn studirt hatte, so beschloß ich, ihn nach London zu schicken, wo seine Talente ihm und uns nützlich sein konnten. Trennung von Freunden und Verwandten ist vielleicht eins der größten Leiden im Gefolge der Armuth. Bald erschien der Tag, an welchem wir zum Erstenmal scheiden sollten. Nachdem mein Sohn von seiner Mutter und seinen Geschwistern unter Thränen und Küssen Abschied genommen, bat er auch um meinen Segen, den ich ihm von ganzem Herzen gab. Dieser Segen war nebst

fünf Guineen das ganze väterliche Erbtheil, das ich ihm verleihen konnte.

»Mein Sohn,« sagte ich, »Du gehst zu Fuß nach London, so wie einst Hooker, Dein großer Vorfahr, dahin wanderte. Nimm hier dasselbe Roß, das ihm einst der gute Bischof Jewel schenkte — diesen Stab, außerdem dies Buch. Es wird Dich trösten auf Deinem Wege; diese wenigen Zeilen sind eine Million werth: Ich bin jung gewesen und bin alt worden, aber den Gerechten sah ich nie verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen *). Dies möge Dir zum Troste dienen auf Deiner Wanderschaft. Geh, mein Sohn! Welches Loos Dir auch fallen möge, laß uns alle Jahre Dich einmal sehen. Behalte stets frohen Muth und lebe wohl!«

Da er Redlichkeit und Ehrgefühl besaß, so war mir nicht bange, ihn so nackt auf die Weltbühne hinausgestoßen zu haben. Ich wußte, daß er eine gute Rolle spielen werde, mochte er siegen oder unterliegen.

Seine Abreise war nur eine Vorbereitung auf die unsrige, die wenige Tage nachher erfolgte. Der Abschied von der Heimath, wo wir so manche frohe Stunde genossen, geschah nicht ohne Thränen. Die größte Standhaftigkeit hätte sie nicht unterdrücken können. Mit banger Besorgniß erfüllte ohnedieß eine Reise von siebenzig Meilen **) eine Familie, die nie über zehn von der Heimath entfernt gewesen war. Das Wehklagen der Armen, die uns mehrere Meilen weit begleiteten, trug noch dazu bei, jene Bangigkeit zu vermehren.

Der erste Tag unserer Reise brachte uns glücklich unserm

---

*) Ps. 27 V. 35.

**) Nämlich englische Meilen. Etwa vier englische Meilen machen eine deutsche aus. A. d. Uebers.

künftigen Wohnorte um dreißig Meilen näher. Wir übernachteten in der schlechten Schenke eines an der Landstraße gelegenen Dorfes. Als man uns ein Zimmer angewiesen, bat ich, nach meiner Gewohnheit, den Wirth, uns Gesellschaft zu leisten, was er gern that, da es am folgenden Morgen die Zeche vergrößerte. Er kannte übrigens die ganze Gegend, wohin ich reiste, besonders den Herrn Thornhill, meinen künftigen Gutsherrn, der nur wenige Meilen von dem Orte entfernt wohnte. Diesen Herrn schilderte er mir als einen Mann, der außer ihren Freuden von der Welt wenig wissen wollte, und besonders als Verehrer des schönen Geschlechts berüchtigt sei. Noch keine Tugend, äußerte er, habe seinen Ränken und seiner Beharrlichkeit widerstehen können; und schwerlich sei im Umkreise von zehn Meilen eine Pachterstochter zu finden, bei der er nicht glücklich und zugleich treulos gewesen.

Diese Erzählung beunruhigte mich einigermaßen. Allein auf meine Töchter äußerte sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Die Erwartung eines nahen Triumphs schien ihre Züge zu verklären. Auch meine Frau, die auf ihre Reize und ihre Tugend fest vertraute, war nicht minder vergnügt. Wir waren noch vertieft in diese Betrachtungen, als die Wirthin in das Zimmer trat und zu ihrem Manne sagte: der fremde Herr, der seit zwei Tagen im Hause sei, habe kein Geld, seine Zeche zu bezahlen.

»Kein Geld?« entgegnete der Wirth, »das ist durchaus unmöglich. Noch gestern bezahlte er unserm Bettelvogt drei Guineen, damit er den alten Invaliden schonen möchte, der wegen Hundediebstahl durch's Dorf gepeitscht werden sollte.«

Da die Wirthin bei ihrer ersten Aussage blieb, so machte er sich fertig hinauszugehen, und schwur, daß er sich schon auf die eine oder die andere Art bezahlt machen wolle.

Ich aber bat ihn, mich dem Fremden vorzustellen, der nach seiner Aussage so viel Barmherzigkeit gezeigt. Er war dazu bereit und führte einen Mann herein, der etwa dreißig Jahre alt sein mochte, und dessen Rock ehemals mit Tressen besetzt gewesen war. Von Person war er wohlgebildet und seine Züge verriethen den denkenden Kopf. Seine Anrede war kurz und trocken, und die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln schien er entweder nicht zu verstehen oder zu verachten.

Als der Wirth das Zimmer verlassen, konnte ich nicht umhin, dem Fremden mein Bedauern auszudrücken, einen Mann von Stande in einer solchen Lage zu sehen. Ich bot ihm meine Börse an, um die augenblickliche Forderung zu befriedigen.

»Ich nehme sie von ganzem Herzen an,« erwiederte er, »und freue mich, daß die Unbesonnenheit, womit ich vor Kurzem mein ganzes Geld hingab, mich jetzt überzeugt, daß es noch wohlwollende Menschen in der Welt giebt. Indeß muß ich zuvor bitten, mir meines Wohlthäters Namen und Wohnort zu nennen, damit ich ihm sobald als möglich das Geld zurückzahlen kann.«

Hierüber gab ich ihm vollständige Auskunft, indem ich ihm nicht nur meinen Namen nannte, und ihm mein neuerliches Unglück erzählte, sondern ihm auch den Ort anzeigte, wohin ich mich begeben wolle.

»Das trifft sich ja glücklicher, als ich hoffen konnte!« rief er. »Auch ich reise diesen Weg, nachdem die Ueberschwemmung mich hier zwei Tage aufgehalten hat. Hoffentlich wird sie morgen sich verlaufen haben.«

Ich versicherte ihn, es werde mir großes Vergnügen machen, in seiner Gesellschaft zu reisen. Durch die vereinten Bitten meiner Frau und Töchter ließ er sich bewegen, an unserer Abendmahlzeit Theil zu nehmen. Des

Fremden Unterhaltung war so anmuthig und belehrend, daß ich wohl gewünscht hätte, sie noch länger zu genießen. Es war jedoch hohe Zeit, sich zur Ruhe zu begeben und sich für die Beschwerden des folgenden Tages zu stärken.

Am nächsten Morgen begaben wir uns miteinander auf den Weg. Meine Familie war zu Pferde, während Herr Burchell, unser neuer Gefährte, auf dem Fußpfade neben der Heerstraße wandelte. Da wir so übel beritten wären, sagte er lächelnd, so erlaube ihm seine Großmuth nicht, uns hinter sich zu lassen. Weil die Gewässer sich noch nicht ganz verlaufen, so waren wir genöthigt, einen Führer anzunehmen, drr vor uns hertrabte, während Herr Burchell und ich den Nachtrab bildeten.

Wir erleichterten uns die Beschwerden des Weges durch philosophische Disputationen, in denen er sehr bewandert zu sein schien. Am meisten aber setzte mich in Erstaunen, daß ein Geldborger, wie er, seine Meinungen mit einer Hartnäckigkeit vertheidigte, als sei er mein Gönner. Von Zeit zu Zeit nannte er mir auch die Eigenthümer der verschiedenen Landsitze, die wir von der Straße aus vor uns liegen sahen. »Jener dort,« sagte er, »auf ein prächtiges Gebäude in einiger Entfernung deutend, »gehört dem Herrn Thornhill, einem jungen Manne, der ein großes Vermögen besitzt. Er ist jedoch gänzlich abhängig von dem Willen seines Oheims, William Thornhill, der sich mit Wenigem begnügt, seinem Neffen den Genuß des Uebrigen gönnt, und gewöhnlich in London wohnt.«

»Wie?« rief ich. »So ist mein junger Gutsherr der Neffe eines Mannes, dessen Tugend, Großmuth und Sonderbarkeiten so allgemein bekannt sind? Ich habe diesen William Thornhill oft als einen der edelsten aber auch der sonderbarsten Menschen im ganzen Königreich, als einen Mann von beispielloser Wohlthätigkeit schildern hören.«

»Worin er nur mitunter etwas zu weit geht!« erwiederte Herr Burchell. »Wenigstens gränzte seine Wohlthätigkeit in seiner Jugend oft an Uebertreibung. Seine Leidenschaften waren damals noch heftig, und da sie sich alle auf die Seite der Tugend neigten, so führten sie ihn oft zu romantischen Extremen. Früh strebte er nach dem Verdienst des Kriegers und des Gelehrten; auch zeichnete er sich bald aus in der Armee und genoß die Achtung gebildeter Männer. Da aber der Ehrgeiz den höchsten Genuß in Lobpreisungen findet, so folgt ihm die Schmeichelei stets auf dem Fuße nach. Er sah sich umringt von einer Menge, die ihm bloß Eine Seite ihres Charakters zeigte, wodurch die Berücksichtigung seines eigenen Interesse sich in einem unbegrenzten Gefühl für Andere verlor. Er liebte alle Menschen, denn sein Reichthum hinderte ihn, zu erfahren, daß es auch Schurken giebt. Die Aerzte erzählen uns von einer Krankheit, die den ganzen Körper so ungemein reizbar macht, daß ihm die geringste Berührung Schmerz verursacht. Was Einige körperlich litten, empfand dieser Herr in seinem Gemüth. Die geringste Noth, wahr oder erdichtet, berührte ihn aufs schmerzlichste, und seine Seele quälte sich mit krankhafter Empfindsamkeit beim Anblick fremder Leiden. Bei dieser Neigung zum Wohlthun wird es leicht begreiflich, daß zahllose Menschen seine Hülfe suchten. Seine Verschwendung verminderte allmälig sein Vermögen, doch nicht seine Gutmüthigkeit, die sich vielmehr in dem Grade steigerte, in welchem jenes abnahm. Je ärmer er ward, desto sorgloser ward er, und während er wie ein verständiger Mann sprach, handelte er wie ein Thor. Noch immer jedoch umringt von Zudringlichen, und nicht mehr im Stande, jeden an ihn gerichteten Wunsch zu befriedigen, gab er Versprechungen statt baaren Geldes. Sie waren alles, was er noch zu geben hatte, und es fehlte ihm an Muth,

Jemand durch eine abschlägige Antwort zu kränken. So zog er sich eine Menge von Hülfsbedürftigen auf den Hals, denen er helfen wollte, obgleich er wußte, daß er sie täuschte. Eine Zeitlang hingen sie an ihm und verließen ihn dann mit verdienten Vorwürfen und mit Verachtung. Aber auch sich selbst ward er eben so verächtlich, wie er es Andern geworden. Seine Denkungsart hatte sich auf ihre Schmeicheleien gestützt, und als diese Stütze wegfiel, konnte er keine Beruhigung finden in dem Beifall seines eigenen Herzens, weil er nie gelernt, diesen Beifall zu würdigen. Die Welt zeigte sich ihm jetzt aber in einer ganz andern Gestalt. Seiner Freunde Schmeicheleien fingen an, zu einfachem Beifall herabzusinken. Dieser Beifall verwandelte sich bald in sogenannte freundschaftliche Rathschläge, die, wenn sie nicht befolgt wurden, sogar in Vorwürfe ausarteten. Er sah ein, daß Freunde, die nur seine Freigebigkeit um ihn versammelt, wenig Werth hatten, und gelangte zu der Ueberzeugung, daß der Mensch sein eigenes Herz hingeben muß, wenn er zum Besitz eines andern Herzens gelangen will. Ich fand nun, daß — ich vergesse, was ich sagen wollte — kurz, mein Herr, er beschloß, sich selbst zu achten, und entwarf einen Plan zur Wiederherstellung seines zerrütteten Vermögens. Zu diesem Behuf unternahm er nach seiner gewöhnlichen Sonderlingsweise eine Fußwanderung durch Europa, und eh' er das dreißigste Jahr erreicht, befand er sich in bessern Glücksumständen als jemals. Jetzt vertheilt er seine Wohlthaten verständiger und mäßiger als früher; doch ist ihm noch immer der Charakter eines Sonderlings geblieben, der die höchste Wonne in überspannter Tugend findet.«

Meine Aufmerksamkeit war durch Herrn Burchell's Erzählung so sehr gefesselt worden, daß ich selten auf den Weg vor mir hingesehen, bis wir plötzlich durch ein Hülfs-

geschrei meiner Familie aufgeschreckt wurden. Als ich mich umsah, erblickte ich meine jüngste Tochter mitten in dem reißenden Strome. Sie war vom Pferde abgeworfen worden und kämpfte mit den Fluthen. Schon zweimal war sie untergesunken. Ich konnte mich nicht schnell genug besinnen, um ihr zu Hülfe zu eilen. Meine Bestürzung war zu groß, um auf Mittel zu ihrer Rettung denken zu können. Sicher würde sie umgekommen sein, wenn nicht mein Reisegefährte, sobald er ihre Gefahr erblickte, sich in die Fluth gestürzt, und sie mit einiger Schwierigkeit ans jenseitige Ufer getragen hätte. Der übrige Theil der Familie war etwas höher an der Strömung hinaufgeritten und kam wohlbehalten hinüber.

Wir vereinigten unsern Dank mit dem der Geretteten, deren Erkenntlichkeit sich eher fühlen als beschreiben läßt. Mehr mit Blicken als mit Worten dankte sie ihrem Retter, auf dessen Arm sie sich noch immer lehnte, als ob sie ferneren Beistand erwarte. Auch meine Frau hoffte einst das Vergnügen zu haben, solche Güte in ihrem Hause zu erwiedern.

Nachdem wir im nächsten Wirthshause ausgeruht und ein Mittagsmahl eingenommen, verließ uns Herr Burchell, weil ihn sein Weg nach einer andern Richtung führte. Während wir unsere Reise fortsetzten, äußerte meine Frau: der Fremde habe ihr ungemein gefallen, und wenn Geburt und Vermögen ihn berechtigten, in eine Familie, wie die unsrige, zu heirathen, so wünsche sie sich keinen bessern Schwiegersohn. Ich mußte lächeln, als ich sie in diesem vornehmen Tone sprechen hörte. Doch nie mißfielen mir dergleichen harmlose Täuschungen, die zu unserm Glücke beitrugen.

Viertes Kapitel.

Ein Beweis, daß selbst die dürftigste Lage ein Glück gewähren kann, das nicht von den Umständen, sondern von uns selbst abhängt.

Unser Zufluchtsort lag in einer von Pächtern bewohnten Gegend, die ihre Felder selbst pflügten, von Ueberfluß und Armuth gleich entfernt. Da sie fast alle Lebensbedürfnisse selbst erzielten, so besuchten sie selten die benachbarten Flecken und Städte, um entbehrliche Dinge zu holen. Von der verfeinerten Welt entfernt, war ihnen noch die ursprüngliche Einfachheit der Sitten geblieben, und mäßig von Natur, wußten sie kaum, daß Enthaltsamkeit eine Tugend sei. An Werktagen arbeiteten sie fröhlich; aber die Festtage waren der Ruhe und dem Vergnügen gewidmet. Sie sangen noch ihre alten Weihnachtslieder, sandten einander am Valentinstage Liebesbänder, aßen Pfannkuchen am Fastnachtsabend, zeigten ihren Witz am ersten April und knackten am Michaelisabend gewissenhaft Nüsse auf.

Sämmtliche Ortsbewohner, die von unserer Ankunft benachrichtigt waren, zogen in ihrem besten Putz ihrem neuen Prediger entgegen. Pfeifer und Trommelschläger gingen voran. Auch hatte man zu unserem Empfange ein Festmahl bereitet, zu dem wir uns fröhlich niedersetzten. Was der Unterhaltung an Witz mangelte, ersetzte ein herzliches Lachen.

Unsere kleine Wohnung, an dem sanften Abhange eines Hügels gelegen, war auf der Hinterseite durch ein schönes Gebüsch geschützt. Vor demselben rieselte ein murmelnder Bach. Auf der einen Seite war eine Wiese, auf der an-

dern ein Rasenplatz. Meine Pachtung bestand aus zwanzig Ackern des trefflichsten Bodens, für dessen Anbau ich meinem Vorgänger hundert Pfund vergütet hatte. Nichts übertraf die Sauberkeit meiner kleinen Gehege mit ihren Ulmen und Hecken, die einen unaussprechlich schönen Anblick gewährten. Mein Haus bestand nur aus einem Stockwerk und war mit Stroh gedeckt, was ihm ein sehr nettes Ansehn gab. Die innern Wände waren aufs sauberste weiß getüncht, und meine Töchter nahmen sich vor, sie mit selbst entworfenen Gemälden zu zieren. Das Wohnzimmer mußte zwar zugleich zur Küche dienen; aber wir saßen auch um so viel wärmer. Ueberdies ward es sehr sauber gehalten, und die Teller, Schüsseln und Kessel blank gescheuert und in glänzenden Reihen auf dem Gesims prangend, fielen sie so angenehm ins Auge, daß man die mangelnde reichere Ausschmückung darüber vergaß. Außerdem hatten wir noch drei Kammern, eine für mich und meine Frau, eine andere dicht neben uns für unsere Töchter und eine dritte mit zwei Betten für die übrigen Kinder.

Die kleine Republik, der ich Gesetze gab, war folgendermaßen eingerichtet. Mit Sonnenaufgang versammelten wir uns alle im Wohnzimmer, nachdem von der Magd schon vorher Feuer angezündet worden war. Hatten wir uns einander mit gehöriger Feierlichkeit begrüßt — denn ich hielt stets auf gewisse mechanische Formen einer guten Erziehung, weil ohne dieselben die Freundschaft durch zu große Vertraulichkeit leicht verdrängt wird — so brachten wir dem Wesen, das uns wieder einen Tag geschenkt, knieend unsern Dank dar. War diese Pflicht erfüllt, so gingen wir, mein Sohn und ich, an unsere gewohnte Arbeit außer dem Hause, während meine Frau und Töchter für das Frühstück sorgten, das stets zu einer bestimmten Stunde bereit war. Für dieses Mahl erlaubte ich eine halbe Stunde, für das Mittags-

essen jedoch eine ganze. Diese Zeit verging unter harmlosen Scherzen zwischen meiner Frau und meinen Töchtern, und in philosophischen Gesprächen zwischen mir und meinem Sohn.

Da wir mit der Sonne aufstanden, so arbeiteten wir nie länger als bis sie unterging. Dann kehrten wir zurück zu der uns erwartenden Familie, die uns mit freundlichen Blicken an dem behaglichen Feuer auf reinlichem Herde empfing. Auch blieben wir nicht ohne Gäste. Mitunter pflegte der Pächter Flamborough, unser geschwätziger Nachbar, oft auch der blinde Musikus uns zu besuchen. Sie kosteten unsern Johannisbeerwein, dessen Recept und guter Ruf sich noch immer erhalten. Diese harmlosen Leute waren in mehrfacher Hinsicht angenehme Gesellschafter. Während der Eine auf der Sackpfeife blies, sang der Andere irgend eine anmuthige Ballade, wie »Hannchen Armstrong's letzte gute Nacht« oder »Barbara Allen's Grausamkeit.« Der Abend ward eben so beschlossen wie der Morgen begann. Meine jüngsten Kinder mußten Abendgebete lesen, und wer am deutlichsten und besten las, erhielt Sonntags ein kleines Geldstück, um dasselbe in die Armenbüchse zu werfen.

Kam der Sonntag, so ging es an ein Putzen, dem alle meine Edikte gegen den Aufwand nicht Einhalt zu thun vermochten. So fest ich mir auch einbildete, durch meine, gegen den Hochmuth gerichteten Predigten meiner Töchter Eitelkeit besiegt zu haben, so fand ich doch, daß sie insgeheim ihrer alten Putzsucht noch immer ergeben waren. Noch immer liebten sie Spitzen, Bänder, Corallen und dergleichen. Selbst meine Frau behielt eine Vorliebe für ihren carmoisinrothen seidenen Mantel, weil ich einst geäußert, daß er sie gut kleide.

Besonders am ersten Sonntage verdroß mich ihr Be-

nehmen. Abends zuvor hatte ich meinen Töchtern gesagt, sie möchten sich morgen etwas früh ankleiden; denn ich war von jeher gern früher in der Kirche als die Gemeine. Sie hatten meinen Befehl pünktlich befolgt. Als wir uns aber zum Frühstück versammelten, erschien meine Frau mit ihren Töchtern völlig in dem alten Glanze. Das Haar war mit Pomade bestrichen, die Gesichter mit Schönpflästerchen beklebt, und die langen Schleppen hinten zusammengebunden in einen Wulst, der bei jeder Bewegung rauschte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten über diese Eitelkeit, besonders über die meiner Frau, der ich mehr Verstand zugetraut hatte.

In dieser Verlegenheit wußte ich keinen andern Rath, als meinem Sohne mit stolzer Miene zu befehlen, daß er unsere Kutsche vorfahren lassen möchte. Die Mädchen erstaunten über diesen Befehl, den ich mit noch größerem Nachdruck wiederholte.

»Das ist offenbar Dein Scherz, lieber Mann!« sagte meine Frau. »Wir können recht gut zu Fuße gehen und brauchen jetzt keine Kutsche.«

»Du irrst, mein Kind,« erwiederte ich. »Wir müssen eine Kutsche haben. Gehen wir in diesem Staate nach der Kirche, so laufen alle Kinder des Kirchspiels hinter uns her.«

»In der That, »versetzte meine Frau, »ich habe immer geglaubt, mein Karl sähe es gern, wenn seine Kinder nett und sauber vor ihm erschienen.«

Ihr mögt,« unterbrach ich sie, »so nett und sauber sein, als es Euch beliebt, und werdet mir um so mehr gefallen. Dies hier aber ist nicht Nettigkeit, sondern Flitterstaat. Diese Manschetten, Spitzen und Schönpflästerchen machen uns nur verhaßt bei allen unsern Nachbarinnen. Nein, meine Kinder,« fuhr ich ernster fort, »diese Prachtgewänder

müssen durchaus in einfache kurze Kleider verwandelt werden. Dieser Schmuck ziemt sich nicht für uns, die wir uns kaum anständig kleiden können. Ich weiß nicht einmal, ob ein solcher Prunk und Flitterstaat sich selbst für reiche Leute schickt, wenn man bedenkt, daß, nach einem mäßigen Ueberschlage, der Putz des Eiteln hinreichte, die Blöße der Armuth zu bedecken.«

Diese Vorstellung that die gehörige Wirkung; mit großer Fassung waren sie sogleich bereit, sich umzukleiden, und am folgenden Tage sah ich mit Vergnügen, daß meine Töchter aus eignem Antriebe ihre Schleppen in Sonntagswestchen für Richard und Wilhelm, unsere beiden jüngsten Söhne, zu zerschneiden anfingen; und, was dabei noch das Beste war, die Kleider schienen sogar noch gewonnen zu haben durch dieses Verschneiden.

Fünftes Kapitel.

Eine neue und vornehme Bekanntschaft. Worauf man die größte Hoffnung setzt, das schlägt meistens am ersten fehl.

In einer kleinen Entfernung vom Hause hatte mein Vorgänger einen Rasensitz angelegt, umschattet von Hagedorn- und Geißblatthecken. War das Wetter schön und unsere Arbeit früh beendigt, so pflegten wir dort zusammen zu sitzen und in der Abendstille uns zu ergötzen an der Aussicht auf eine weite Landschaft. Dort tranken wir auch mitunter Thee, der jetzt zu einer gelegentlichen Festlichkeit geworden war, und, da wir ihn nur selten genossen, stets neue Freude verbreitete. Die Zurüstungen zu einem

solchen Thee erforderten überdies viele Feierlichkeit und Geschäftigkeit. Bei dieser Gelegenheit pflegten unsere beiden Jüngsten immer etwas vorzulesen, und sobald wir getrunken hatten, erhielten auch sie ihren Antheil. Zur Abwechslung sangen die Mädchen auch wohl bisweilen zur Guitarre, und während sie ein kleines Concert aufführten, wandelte ich mit meiner Frau den mit blauen Glockenblumen und Tausendgüldenkraut geschmückten Feldrain hinab. Mit Entzücken sprachen wir von unsern Kindern und athmeten den erquickenden Hauch ein, der uns Gesundheit und Seelenruhe zuzuwehen schien.

So fingen wir an einzusehen, daß jede Lage des Lebens ihre eigenthümlichen Freuden gewähren kann. Zwar weckte uns jeder Morgen zu neuer Arbeit; allein der Abend belohnte sie mit heiterer Erholung.

Es war zu Anfange des Herbstes, an einem Feiertage, den ich stets als eine Ruhezeit von aller Arbeit betrachtete, als ich meine Familie zu unserem gewöhnlichen Lustplatze führte. Unsere jungen Virtuosinnen begannen ihr gewöhnliches Concert. So beschäftigt, sahen wir etwa zwanzig Schritte von uns einen flüchtigen Hirsch in großen Sätzen vorbeispringen. Nach seinem Keuchen schien er von Jägern verfolgt zu werden. Wir hatten nicht mehr Zeit, Betrachtungen anzustellen über die Noth des armen Thiers. Denn in einiger Entfernung erblickten wir schon Hunde und Reiter, die seine Fährte eifrig verfolgten.

Ich wollte mich mit den Meinigen sogleich ins Haus begeben. Neugierde jetzt und Ueberraschung, oder irgend eine tiefer versteckte Ursache hielten meine Frau und Töchter festgebannt auf ihren Sitzen. Pfeilschnell flog der an der Spitze reitende Jäger an uns vorüber. Ihm folgten vier oder fünf andere, die gleiche Eile zu haben schienen. Zuletzt kam ein junger Herr, von feinerem Ansehen als die

übrigen. Er betrachtete uns eine Weile, und statt der Jagd zu folgen, hielt er plötzlich still, gab sein Pferd einem Diener und näherte sich uns mit einem nachlässigen, vornehmen Wesen. Er schien keiner Einführung zu bedürfen, und wollte eben meine Töchter zutraulich begrüßen, wie Jemand, der im Voraus eines freundlichen Empfangs gewiß ist. Diese aber hatten frühzeitig die Kunst gelernt, mit stolzem Blicke jede unverschämte Anmaßung zurückzuweisen.

Hierauf vertraute er uns, er heiße Thornhill, und sei der Besitzer der in einiger Entfernung um uns her liegenden Landgüter. Er machte einen abermaligen Versuch, die weiblichen Mitglieder der Familie zu umarmen; und die Macht des Reichthums und der schönen Kleider war so groß, daß er nicht zum Zweitenmal abgewiesen ward. Sein Benehmen, obschon selbstgefällig, war doch zugleich ungezwungen. Wir wurden daher bald vertrauter mit einander, und als er musikalische Instrumente liegen sah, bat er, ihn durch ein Lied zu erfreuen.

Solche ungleiche Bekanntschaften hatten nie meinen Beifall, und ich gab daher meinen Töchtern einen Wink, um ihre Willfährigkeit zu verhindern. Allein ein Wink ihrer Mutter machte den meinigen wirkungslos, und sie sangen nun mit heitrer Miene ein Lieblingslied von Dryden. Herr Thornhill schien entzückt über die Wahl und Ausführung. Er nahm hierauf die Guitarre selbst zur Hand. Sein Spiel war höchst mittelmäßig. Meine älteste Tochter bezahlte indeß seinen früheren Beifall mit Zinsen, indem sie versicherte, seine Töne wären lauter als selbst die ihres Musiklehrers. Bei diesem Complimente verbeugte er sich, und sie antwortete mit einer Verneigung. Er lobte ihren Geschmack, sie seine Kenntnisse. Eine hundertjährige Bekanntschaft hätte sie nicht vertrauter machen können. Die zärtliche Mutter gleichfalls überglücklich, bestand darauf, daß der Gutsherr

eintreten und ein Gläschen von ihrem Johannisbeerwein trinken möchte.

Der ganzen Familie schien ernstlich daran gelegen, ihm zu gefallen. Meine Mädchen suchten ihn durch Gegenstände zu unterhalten, die ihnen modern schienen, während Moses einige Fragen über die alten Classiker an ihn richtete und das Vergnügen hatte, ausgelacht zu werden. Meine beiden Jüngsten waren nicht minder geschäftig und schmiegten sich dicht an den Fremden. Aller meiner Bemühungen ungeachtet konnte ich sie kaum abhalten, daß sie mit ihren schmutzigen Fingern seine Rocktressen berührten oder seine Taschen aufknöpften, um zu untersuchen, was darin stecke. Gegen Abend empfahl er sich, nachdem er zuvor um Erlaubniß gebeten, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Dies ward ihm, da er unser Gutsherr war, gern bewilligt.

Kaum war er fort, als meine Frau auch schon eine Rathsversammlung zusammenberief über die Tagesereignisse. Sie war der Meinung, das sei ein sehr glücklicher Zufall; sie habe schon weit seltsamere Dinge erlebt, die endlich eingetroffen wären. Sie hoffe noch den Tag zu erleben, wo wir die Nase so hoch tragen dürften, als die Vornehmsten, und betheuerte schließlich: sie wisse doch wahrlich nicht, warum die beiden Freunde Wrinkler so reiche Heirathen thun sollten und ihre Kinder nicht.

Dies letzte Argument war gegen mich gerichtet. Ich erklärte dagegen, daß ich eben so wenig die Ursache wisse, warum Frau Simpkins zehntausend Pfund in der Lotterie gewonnen, während wir eine Niete zogen.

»Das,« rief meine Frau, »ist Deine alte Art und Weise, mich und die Mädchen zu kränken, wenn wir einmal bei guter Laune sind. Sage mir, liebe Sophie, wie gefällt Dir unser neuer Gast? Hältst Du ihn nicht für sehr gutmüthig?«

»Ja wohl, liebe Mutter,« erwiederte sie; »mich dünkt, er weiß über alles zu sprechen, und ist nie verlegen. Je unbedeutender der Gegenstand, desto mehr weiß er darüber zu sagen.«

»Ja,« versetzte Olivia, »für einen Mann sieht er gut genug aus; doch kann ich nicht sagen, daß er mir eben sonderlich gefällt. Er ist so unverschämt und zudringlich, und die Guitarre spielt er ganz abscheulich.«

Diesen beiden Reden gab ich eine umgekehrte Deutung. Ich fühlte, daß Sophie ihn innerlich eben so geringschätzte, als Olivia ihn heimlich bewunderte. »Welche Meinung Ihr auch von ihm hegen mögt, meine Kinder,« sprach ich, »so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß er mich eben nicht zu seinem Vortheil eingenommen hat. Ungleiche Freundschaft endet immer mit Widerwillen. Auch schien er trotz aller seiner Höflichkeit den Abstand zwischen ihm und uns recht gut zu fühlen. Wir wollen lieber Gesellschaften wählen, die unserm Stande angemessen sind. Es giebt keinen verächtlichern Mann als einen Glücksjäger, und ich sehe keinen Grund, warum Mädchen, die auf eine reiche Heirath speculiren, nicht eben so verächtlich sein sollten. So müssen wir jedenfalls verächtlich werden, seine Absichten mögen ehrenvoll sein oder nicht. Mich schaudert, wenn ich an das Letztere denke. Fühl' ich auch nicht die mindeste Besorgniß wegen der sittlichen Aufführung meiner Kinder, so scheint es mir dennoch, als sei seinem Charakter nicht zu trauen.«

Ich würde noch mehr hierüber gesprochen haben, wäre ich nicht unterbrochen worden durch einen Bedienten des Gutsherrn, der uns, nebst seiner Empfehlung, ein Stück Wildpret sandte, und zugleich auf einen der folgenden Tage sich bei uns zum Mittagsessen anmelden ließ. Dies willkommene Geschenk sprach weit nachdrücklicher zu seinen Gunsten als irgend

etwas, das ich gegen ihn hätte sagen konnen. Ich schwieg daher und begnügte mich, sie auf die Gefahr aufmerksam gemacht zu haben. Ihrer eignen Klugheit überließ ich's, sie abzuwenden. Die Tugend, die stets bewacht werden muß, ist kaum der Schildwache werth.

Sechstes Kapitel.

Die Freuden am ländlichen Heerd.

Der kleine Zwist war mit einiger Hitze geführt worden. Um ihn beizulegen, ward daher einstimmig beschlossen, am Abend einen Theil des Wildprets zu verzehren. Die Mädchen beschäftigten sich emsig mit der Zubereitung desselben. »Es thut mir nur leid,« sagte ich, »daß wir diese gute Kost nicht mit einem Freunde oder Nachbar theilen können. Festlichkeiten dieser Art gewähren durch Gastfreiheit einen doppelten Genuß.«

»So wahr ich lebe,« rief meine Frau, »da kommt unser wackrer Freund, Herr Burchell, der unsre Sophie gerettet und Dich beim Disputiren so kräftig widerlegt hat.«

»Mich widerlegt, mein Kind?« entgegnete ich. »Du irrst Dich sehr, meine Theure. Ich glaube, es giebt Wenige, denen das gelingen möchte. Noch nie habe ich Deine Geschicklichkeit bestritten, eine gute Gänsepastete zu bereiten; aber ich muß Dich auch bitten, mir das Disputiren zu überlassen.«

Als ich so sprach, trat unser armer Herr Burchell ins Haus und wurde aufs herzlichste von der ganzen Familie bewillkommnet, die ihm freundschaftlich die Hand schüttelte,

während der kleine Richard dienstfertig einen Stuhl herbeischleppte.

Des armen Mannes Freundschaft war mir aus zwiefachen Gründen werth; einmal, weil ich wußte, daß er der meinigen bedürftig, und dann, weil ich überzeugt war, daß er nach Kräften dienstfertig sei. In unsrer Nachbarschaft kannte man ihn unter dem Namen des armen Herrn; er habe, hieß es, in seiner Jugend nicht gut thun wollen, obschon er kaum dreißig Jahr alt war. Mitunter konnt' er sehr verständig sprechen, allein im Allgemeinen gab er sich am liebsten mit Kindern ab, die er harmlose kleine Menschen zu nennen pflegte. Er war, wie ich hörte, gewissermaßen berühmt durch die Balladen, die er ihnen vorsang und wegen der Mährchen, die er ihnen erzählte; und selten kam er einmal im Jahr in unsre Gegend, wo er von der Gastfreiheit der Nachbaren lebte.

Er setzte sich mit uns zum Abendessen, und meine Frau kargte nicht mit ihrem Johannisbeerwein. Erzählungen gingen in der Runde umher; er sang uns alte Lieder und erzählte meinen Kindern die Geschichte vom Bocke von Beverland und vom geduldigen Gretchen; die Abenteuer des Katzenfells und die Geschichte von der Laube der schönen Rosamunde. Unser Haushahn, der stets um zehn Uhr krähte, erinnerte uns an die Zeit der Ruhe. Nun aber zeigte sich eine unvorhergesehene Schwierigkeit wegen der Schlafstelle unsers Gastes. Alle unsere Betten waren schon besetzt, und es war zu spät, ihn ins nächste Wirthshaus zu schicken.

In dieser Verlegenheit bot ihm der kleine Richard sein Bett an, falls sein Bruder Moses ihm in dem seinigen einen Platz einräumen wolle. »Und ich,« rief Wilhelm, will Herrn Burchell mein Bett geben, wenn meine Schwestern mich in das ihrige nehmen.«

»Recht so, meine guten Kinder!« sagt' ich. »Gastfreundschaft ist eine der ersten Christenpflichten. Das Thier sucht seine Höhle, und der Vogel fliegt in sein Nest; aber dem hülflosen Menschen bleibt nur bei seinem Nächsten ein Zufluchtsort. Der größte Fremdling auf Erden war der, der da kam, die Menschen zu erlösen. Er hatte nie ein Obdach, gleichsam als wolle er sehen, wie viel Gastfreundschaft noch unter den Menschen zu finden sei. Liebe Deborah,« sprach ich zu meiner Frau, »gieb dem Knaben ein Stück Zucker; das größte muß Richard bekommen, weil er zuerst sprach.«

Am frühen Morgen rief ich die ganze Familie zusammen, damit sie beim Einbringen des Grummets behülflich sei. Da unser Gast sich zum Beistande erbot, so ward er ebenfalls mitgenommen. Unsre Arbeit ging leicht von statten. Wir breiteten die Schwaden zum Trocknen aus; ich schritt voran, und die Andern folgten in gehöriger Ordnung. Indeß entging es meiner Aufmerksamkeit nicht, daß Herr Burchell emsig bemüht war, meiner Tochter Sophie bei ihrer Arbeit zu helfen. Als er mit seiner Schwade fertig war, trat er an die ihrige und knüpfte ein trauliches Gespräch an. Indeß hegt' ich eine zu gute Meinung von Sophiens Verstande und war von ihrem Ehrgefühl zu sehr überzeugt, um wegen eines Mannes in zerrütteten Vermögensumständen irgend eine Unruhe zu empfinden.

Als wir unser Tagewerk beendet, ward Herr Burchell wie Abends zuvor eingeladen. Er lehnte es jedoch ab, weil er noch einen Nachbar besuchen müsse, dessen Kinde er eine Pfeife mitzubringen versprochen. Als er fort war, lenkte sich beim Abendessen das Gespräch auf unsern unglücklichen Gast.

»Welch ein auffallendes Beispiel,« sagt ich, »ist dieser arme Mann von dem Elende, das einen leichtsinnigen, aus-

schweifenden Jüngling erwartet. An Verstand fehlte es ihm keineswegs; um so unverzeihlicher ist aber seine frühere Thorheit. Der arme Verlassene! Wo sind nun die lustigen Brüder, wo die Schmeichler, die er einst begeistern und beherrschen konnte? Vielleicht gingen sie hin, um dem verworfenen Kuppler, der durch seine Verschwendung reich ward, ihre Aufwartung zu machen. Einst priesen sie ihn, jetzt rühmen sie den Kuppler. Ihr ehemaliges Entzücken über seinen Witz verwandelte sich in Spott über seine Thorheit. Er ist arm und verdient vielleicht dies Loos; denn er hat weder Ehrgeiz genug, um unabhängig zu sein, noch Talent, um zu nützen.«

Vielleicht hatte ich geheime Gründe, diese Bemerkungen mit zu großer Bitterkeit zu äußern. Meine Sophie machte mir bescheidene Vorwürfe. »Lieber Vater,« sagte sie, »wie auch seine frühere Aufführung beschaffen gewesen sein mag, seine jetzige Lage sollte ihn doch vor so strengem Tadel schützen. Durch seine jetzige Armuth ist er hinlänglich bestraft für seine ehemaligen Thorheiten, und ich habe ja meinen Vater selbst sagen hören: man solle dem Schlachtopfer, über welches der Himmel bereits die Ruthe seines Zorns halte, keinen überflüssigen Schlag geben.«

»Du hast Recht, Schwester Sophie,« rief mein Sohn Moses. »Einer von den alten Schriftstellern stellt ein so tückisches Beginnen sehr schön dar unter dem Bilde eines Bauern, der den Marsyas schinden will, nachdem schon ein Anderer, wie die Fabel erzählt, ihm die Haut gänzlich abgezogen. Uebrigens weiß ich auch nicht, ob dieses armen Mannes Lage wirklich so schlecht ist, als der Vater sie schildert. Eines Andern Gefühle dürfen wir nicht nach dem beurtheilen, was wir selbst an seiner Stelle empfinden würden. So finster unserem Auge auch die Wohnun des Maulwurfs scheinen mag, er selbst findet seine Behau-

sung hell genug. Offen gestanden, mir scheint der Charakter des Mannes seiner Lage völlig angemessen; denn nicht leicht hab' ich Jemand vergnügter gesehen, als ihn, so oft er mit Dir sprach.«

Dies war ohne alle Absicht gesagt worden. Sophie aber suchte ihr Erröthen hinter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen, und versicherte, kaum auf das Gespräch des Fremden gehört zu haben. Doch meinte sie, ehemals möchte er wohl ein recht feiner Herr gewesen sein. Die lebhafte Bereitwilligkeit, ihn zu vertheidigen und ihr Erröthen waren Symptome, die mir gar nicht gefielen; doch unterdrückte ich meinen Verdacht.

Da wir unsern Gutsherrn den folgenden Tag erwarteten, so beschäftigte sich meine Frau mit der Zubereitung der Wildpretspastete. Moses las, während ich die Kleinen unterrichtete, und meine Töchter schienen eben so geschäftig wie die Uebrigen. Doch bemerkte ich, daß sie ziemlich lange etwas am Feuer kochten. Anfangs glaubt' ich, sie wären ihrer Mutter behülflich. Allein der kleine Richard sagte mir heimlich: sie kochten ein Schönheitsmittel für ihre Gesichter. Gegen Schönheitsmittel aller Art hatt' ich aber von jeher einen wahren Abscheu, da sie den Teint verderben, statt ihn zu verbessern. Ich rückte daher meinen Sessel langsam zum Feuer hin, nahm das Schüreisen, als wollte ich die Kohlen aufschüren, und warf plötzlich, wie durch Zufall, die ganze Mischung um. Eine frische beizusetzen, war nunmehr zu spät.

Siebentes Kapitel.

Ein Stadtwitz. Die albernsten Burschen können einen oder ein paar Abende belustigen.

Als der Tag anbrach, an welchem wir unsern jungen Gutsherrn bewirthen sollten, wurden, wie sich leicht denken läßt, alle Vorräthe erschöpft, um sich ein Ansehen zu geben. Auch kann man sich vorstellen, daß meine Frau und Töchter bei dieser Gelegenheit in ihrem höchsten Glanze erschienen. Herr Thornhill kam mit einigen Freunden und mit seinem Capellan. Aus Höflichkeit wollte er seine zahlreiche Dienerschaft nach dem nächsten Wirthshause schicken. Allein meine Frau bestand in der Freude ihres Herzens darauf, sie alle zu bewirthen, weshalb denn, beiläufig gesagt, die Familie drei Wochen lang sich mit schmalen Bissen behelfen mußte.

Herr Burchell hatte uns Tages zuvor zu verstehen gegeben, Thornhill habe dem Fräulein Arabella Wilmot, der frühern Geliebten meines Georg, einen Heirathsantrag gemacht. Dies that der Herzlichkeit seines Empfangs großen Abbruch. Ein Zufall half uns jedoch bald aus dieser Verlegenheit. Jemand aus der Gesellschaft nannte zufällig ihren Namen. Da betheuerte nun Herr Thornhill mit einem Eide, daß er nichts Albernheres kenne, als jene Vogelscheuche eine Schönheit zu nennen. »Man soll mich zum Krüppel schlagen,« fügte er hinzu, »wenn ich nicht eben so viel

Vergnügen daran fände, mir ein Schätzchen beim Schein einer Lampe unter St. Dunstans Glockenthurme aufzusuchen!« Hierüber lachte er, und wir lachten mit; denn die Späße reicher Leute sind ja immer witzig. Auch Olivia konnte sich nicht enthalten, mir leise, doch hörbar genug zuzuflüstern, er besitze eine unendliche Tiefe von Humor.

Nach Tische begann ich meinen gewöhnlichen Toast: die Kirche! — Der Capellan dankte mir. »Die Kirche,« sagte er, »sei die einzige Gebieterin seines Herzens.« »Höre, Frank,« sprach der Gutsherr mit seiner gewöhnlichen Leichtfertigkeit, »sage mir doch einmal ehrlich, für wen Du Dich entscheiden würdest, wenn Deine gegenwärtige Braut, die Kirche, auf der einen Seite vor Dir stände im bischöflichen Gewande, auf der andern Seite aber Fräulein Sophie ohne Kleiderschmuck?«

»Sicher für beide!« entgegnete der Capellan.

»Recht so, Frank!« sprach der Gutsherr. »Dieser Trunk soll mir in der Kehle stecken bleiben, wenn ein hübsches Mädchen nicht mehr werth ist, als alle Pfaffen in der ganzen Welt. Ihre Zehnten, ihre Pfiffe und Kniffe, was sind sie anders als Betrug? schändlicher Betrug? Ich kann's beweisen!«

»Ich wünschte, Sie thäten's!« rief mein Sohn Moses. »Ich glaube,« fuhr er fort, »daß ich im Stande bin, Sie zu widerlegen.«

»Recht gern!« sprach der Gutsherr, der ihn zum Besten haben wollte, und den Uebrigen winkte, auf einen Spaß gefaßt zu sein. »Wollen Sie sich auf eine kaltblütige Erörterung der Streitfrage einlassen, so bin ich bereit, ihre Ausforderung anzunehmen. Vor allen Dingen aber müssen Sie sich erklären, ob Sie für eine analogische Beweisführung sind, oder für eine dialogische?»

»Für eine vernunftmäßige Beweisführung bin ich!« rief Moses, überglücklich, daß er disputiren konnte.

»Mir auch recht,« sprach der Gutsherr. »Zu aller erst also werden Sie hoffentlich nicht leugnen, daß alles ist, was da ist. Wollen Sie mir das nicht zugeben, so kann ich nicht weiter gehen.«

»Je nun,« erwiederte Moses,« das kann ich wohl zugeben und für mich selbst gebrauchen.«

»Hoffentlich,« entgegnete jener, »werden Sie mir auch zugeben, daß ein Theil kleiner ist, als das Ganze.«

»Auch das geb' ich zu,« sprach Moses. »Das ist nicht mehr als recht und billig.«

»Sie werden hoffentlich nicht leugnen,« sprach der Gutsherr, »daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten gleich sind.«

»Nichts ist einleuchtender!« versetzte Moses, der mit der ihm eigenen wichtigen Miene umherblickte.

»Gut!« sprach der Gutsherr. »Die Prämissen,« fuhr er schneller fort, »wären also festgestellt, und ich gehe zu der Bemerkung über, daß eine Reihenfolge von Selbsteristenzen, in einem gegenseitigen Doppelverhältnisse fortschreitend, nothwendigerweise einen problematischen Dialog erzeugt, der einigermaßen beweis't, daß die Essenz der Spiritualität auf das zweite Prädicabile bezogen werden muß —«

»Halt! halt!« rief Moses. »Das leugne ich! Glauben Sie, daß ich Ihnen solche heterodoxe Lehrsätze willig einräumen werde?«

»Wie?« entgegnete der Gutsherr. »Nicht einräumen? Beantworten Sie mir eine einfache Frage. Glauben Sie, Aristoteles habe Recht, wenn er behauptet, relative Sätze wären relativ?«

»Unstreitig,« erwiederte jener.

»Wenn das ist,« rief der Gutsherr, »so beantworten Sie ohne Umschweife meine Präposition: Halten Sie die analogische Untersuchung des ersten Theils meines Enthymema: secundum quoad oder quoad minus für unzureichend? Lassen Sie Ihre Einwürfe hören! Gleich! auf der Stelle!«

»Ich muß gestehen,« erwiederte Moses, »daß ich die Bündigkeit Ihrer Schlußfolgerung nicht recht begreife. Wollen Sie dieselbe auf eine einfache Präposition zurückführen, so glaub' ich, darauf antworten zu können.«

»O mein Herr,« versetzte der Gutsherr, »ich bin Ihr ergebenster Diener. Ich sehe wohl, daß Sie nicht bloß Argumente verlangen, sondern Verstand obendrein. Nein, mein Herr, da muß ich protestiren, das geht über meine Begriffe.«

Dies erregte in der That ein Gelächter auf Unkosten des armen Moses. Er spielte eine traurige Figur in einer Gruppe von fröhlichen Gesichtern und sprach, so lange die Unterhaltung dauerte, kein einziges Wort mehr.

Die ganze Sache war mir nicht angenehm; sie äußerte jedoch eine ganz andere Wirkung auf Olivia. Sie hielt für Witz und Humor, was bloßer Gedächtnißkram war. Thornhill schien ihr ein Mann von feiner Bildung, und wer den mächtigen Reiz kennt, den eine hübsche Gestalt, schöne Kleider und Reichthum einem solchen Menschen zu geben vermögen, der wird ihr leicht verzeihen. Ungeachtet seiner wirklichen Unwissenheit sprach Herr Thornhill mit vieler Gewandtheit und drückte sich sehr gut und geläufig über gewöhnliche Unterhaltungsgegenstände aus. Man darf sich daher nicht wundern, wenn er durch dergleichen Eigenschaften die Zuneigung eines Mädchens gewann, der durch Erziehung gelehrt worden war, auf ihr Aeußeres Werth zu legen, und folglich auch das Aeußere an Andern wohl zu berücksichtigen.

Als unser Gutsherr sich entfernt, geriethen wir abermals in Streit über seine Verdienste. Er hatte seine Blicke und Worte stets an Olivia gerichtet. Es unterlag daher keinem Zweifel, daß seine Besuche vorzugsweise ihr galten. Auch schien sie nicht verdrießlich über die unschuldigen Neckereien ihres Bruders und ihrer Schwester bei dieser Gelegenheit. Selbst Deborah wollte Antheil haben an dem Ruhm des Tags. Sie frohlockte über den Sieg ihrer Tochter, als sei es ihr eigner.

»Nun, mein Lieber,« rief sie mir zu, »nun will ich frei gestehen, daß ich es war, die die Mädchen belehrt, wie sie unsern Gutsherrn aufmuntern sollten in seinen Bewerbungen. Einen gewissen Ehrgeiz hab' ich von jeher gehabt, und jetzt siehst Du wohl, daß ich vollkommen Recht hatte; denn wer weiß, wie das endet?«

»Ja wohl, wer kann das wissen?« antwortete ich mit einem tiefen Seufzer. »Ich meines Theils bin nicht sehr davon erbaut. Ein armer und redlicher Mann wäre mir weit lieber, als dieser feine Herr mit seinem Reichthum und Unglauben. Verlaß Dich darauf, ist er das, wofür ich ihn halte, nämlich ein Freigeist, so bekommt er mein Kind nimmermehr.«

»Wahrlich, lieber Vater,« sagte Moses, »darin bist Du zu strenge; nicht nach dem, was er denkt, sondern nach dem, was er thut, wird ihn der Himmel richten. Jeder Mensch hat tausend verkehrte Gedanken, die in ihm aufsteigen, ohne daß es in seiner Macht steht, sie zu besiegen. Dieser Herr mag wohl ungewöhnlich frei über Religion denken. Angenommen auch, seine Meinungen wären irrig, so verhält er sich doch so völlig passiv bei seinem Irrthum, daß er nicht mehr Tadel verdient, als der Befehlshaber einer Stadt ohne Mauern, wenn er sie dem angreifenden Feinde überlassen muß.«

»Richtig, mein Sohn!« erwiederte ich. »Lockt aber

der Befehlshaber den Feind herein, so ist er mit Recht straffällig, und dies ist bei Allen der Fall, die im Irrthum befangen sind. Ihr Vergehen liegt nicht in der Billigung der Beweise, die sie sehen, sondern in ihrer Blindheit gegen viele andere Beweise, die sich ihnen darbieten. Wenn auch unsere Irrthümer in ihrem Ursprunge unfreiwillig sind, so verdienen wir doch, wenn wir sie mit Vorsatz oder aus Leichtsinn annehmen, Strafe für unsere Vergehn oder Verachtung wegen unsrer Thorheit.«

Auch meine Frau mischte sich in unser Gespräch, ohne sich jedoch auf Gründe einzulassen. Sie äußerte, viele sehr verständige Leute unter unsern Bekannten wären Freigeister und dessengeachtet sehr gute Ehemänner. Auch kenne sie einige verständige Mädchen, die geschickt genug wären, ihre zukünftigen Männer zu bekehren. — »Und wer weiß, mein Lieber,« fuhr sie fort, »was unsere Olivia vermag? Das Mädchen weiß über jeden Gegenstand zu sprechen, und ist, so viel ich verstehe, gar nicht unerfahren in Religionsstreitigkeiten.«

»Ei, meine Liebe,« sprach ich, »was kann sie denn darüber gelesen haben? Kann ich mich doch nicht entsinnen, daß ich ihr je dergleichen Bücher in die Hände gegeben! Du überschätzest sie wahrlich.«

»Nein, lieber Vater,« versetzte Olivia, »das thut die Mutter gewiß nicht. Ich habe viel gelesen über Religionsstreitigkeiten. Ich las die Disputation zwischen Thwackum und Square *), auch die zwischen Robinson Crusoe und Freitag dem Wilden, und in diesem Augenblicke les' ich den Controvers in dem geistlichen Liebhaber.«

*) In dem Tom Jones von Fielding, im dritten Capitel des dritten Buchs. Anm. d. Uebers.

»Nun,« rief ich, »Du bist ein wackres Mädchen, und, wie ich sehe, vollkommen geeignet zur Bekehrung von Freigeistern. Geh nun und hilf Deiner Mutter, den Johannisbeerkuchen backen.«

Achtes Kapitel.

Eine Liebschaft, die wenig Glück verspricht, aber dennoch ein großes herbeiführen kann.

Am nächsten Morgen erhielten wir einen abermaligen Besuch von Herrn Burchell. Aus gewissen Gründen mißfiel mir's, daß er häufig wieder kam. Doch konnt' ich ihm meine Gesellschaft am Kaminfeuer nicht versagen. Seine Arbeit brachte mir freilich mehr ein, als sein Unterhalt kostete. Er arbeitete nach Kräften mit uns, und auf der Wiese und beim Heuschober war er immer der Erste. Auch wußte er stets etwas Angenehmes zu erzählen und machte dadurch unser Tagewerk weniger mühsam. Er war zugleich so ausgelassen und doch auch wieder so verständig, daß ich ihn liebte, über ihn lachte und ihn bedauerte. Das Einzige, was mir mißfiel, war die Neigung, die er zu meiner Tochter verrieth. Er nannte sie mitunter scherzweise seine kleine Braut, und wenn er den beiden Mädchen Bänder kaufte, erhielt Sophie immer das schönste. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß er mir mit jedem Tage liebenswürdiger vorkam. Sein Witz schien sich verfeinert und sein einfaches Wesen einen Anstrich höherer Weisheit erhalten zu haben.

Unsere Familie verzehrte ihr einfaches Mittagsmahl auf

dem Felde. Wir saßen oder lagerten uns um einen Heuhaufen, über den wir unser Tischtuch gebreitet hatten. Burchells Frohsinn würzte den Schmaus. Unser Vergnügen ward erhöht durch ein paar Amseln, die sich von zwei gegen einander liegenden Hecken lockten. Das zutrauliche Rothkehlchen kam und pickte Brodkrumen aus unsern Händen. Jeder Ton schien das Echo der Ruhe zu sein.

»Nie kann ich so sitzen,« sagte Sophie, »ohne an die beiden Liebenden zu denken, die, wie es uns Herr Gray so zart geschildert, in ihrer Umarmung vom Blitz getödtet wurden. Es ist so etwas Rührendes in dem Gedicht, daß ich es wohl hundertmal und immer mit neuem Entzücken gelesen.«

»Meiner Meinung nach,« versetzte mein Sohn, »werden die feinsten Züge dieses Gemäldes weit übertroffen von Ovid's Gedicht, Acis und Galathea. Der römische Dichter versteht den Gebrauch des Contrasts besser, und auf künstliche Anwendung dieser Redefigur beruht alle Stärke des Pathetischen.«

»Es ist merkwürdig,« sagte Herr Burchell, »daß die beiden Dichter, die Sie erwähnen, zur Einführung eines falschen Geschmacks bei ihren Nationen dadurch beigetragen, daß sie ihre Verse mit Beiwörtern überluden. Männer von geringeren Talenten fanden es am bequemsten, ihre Fehler nachzuahmen. Wie die Dichtkunst in den letzten Zeiten des römischen Reichs, so ist auch die englische Poesie jetzt nichts weiter als ein Anhäufen üppiger Bilder ohne Plan und Zusammenhang, eine Reihe von Beiwörtern, die zwar gut klingen, doch keinen Sinn geben. Aber während ich Andere tadle, scheint es vielleicht billig, wenn ich Ihnen, mein Fräulein, Gelegenheit gebe, Vergeltung zu üben. Auch machte ich diese Bemerkung nur, um Anlaß zu finden, der Gesellschaft eine Ballade vorzutragen, die, wie ich glaube,

von den erwähnten Mängeln frei ist, so viel sie deren auch außerdem haben mag.

Ballade.

Komm, guter Eremit vom Thal,
Und führ' auf ödem Pfad
Mich hin, wo gastlich dort ein Strahl
Aus Waldesgrund mir naht.

Mein Fuß durchschleicht mit mattem Tritt,
Verlassen und verirrt,
Die Wildniß, die mit jedem Schritt
Sich dehnt und endlos wird.

»Halt, Sohn, halt! rief der Eremit.
Trau' nicht dort jenem Schein!
In Dein Verderben lockt und zieht
Ein Irrlicht Dich hinein.

»Der Armuth heimathlosem Kind
Verschloß ich nie die Thür,
So arm auch Küch' und Keller sind,
Ich theile gern mit Dir.

»Kehr' ein zur Nacht! tritt ohne Scheu
In meine Klause hier!
Sie beut ein Mahl und Binsenstreu
Und Ruh' und Segen Dir.

»Frei hüpfen Lämmer durch das Thal;
Denn nimmer schlacht' ich sie.
Der sich erbarmte andrer Qual,
Mitleid lehrt' er mich früh.

»Auf sanft begrüntem Hügelrand
Wächst mir ein schuldlos Mahl.
Es füllt wohl manches Kraut die Hand,
Die Quelle den Pokal.

»Drum, Pilger, komm herein, und laß
Die Sorgen trüb' und bang.
Der Mensch braucht wenig nur, und was
Er irgend braucht, nicht lang.«

Wie Thau, der sanft vom Himmel quoll,
So floß das milde Wort;
Der Fremde neigt' sich demuthsvoll,
Und schritt zur Klause fort.

In Oede und in Dunkelheit
Das Hüttchen einsam stand,
Verirrten Pilgern fromm geweiht,
Wo Trost der Arme fand.

Das niedre Strohdach barg kein Ding,
Das zu bewachen war.
Das Pförtchen klingt' und es empfing
Das unschuldsvolle Paar.

Jetzt, wo erschöpft der Arbeitsmann
Sich sehnt nach stiller Rast,
Schürt's Feuer schnell der Klausner an,
Erquickt den finstern Gast.

Kramt lächelnd aus die Kräuter zart,
Und nöthigt fein dazu,
Erzählt Legenden mancher Art,
Fort ist die Zeit im Nu.

Es springt, von Munterkeit durchglüht,
Umher das Kätzchen schnell,
Die Grille zirpt, das Reisig sprüht
Empor in Funken hell.

Doch traurig blieb der Pilgersmann,
Kein Zauber lös't den Schmerz,
Die Thrän' aus seinem Auge rann,
Schwer drückt ein Gram sein Herz.

Der Klausner forscht mit Sympathie
Nach seinem tiefen Leid.
»Du armer Jüngling, sprach er, wie
Kam Dir die Traurigkeit?

»Irrst Du, aus Schlössern fern verbannt,
Voll Unmuth? Fühlst Du Schmerz,
Weil sich für Dich kein Mädchen fand?
Kein fühlend Freundesherz?

»Ach, Freuden, die der Reichthum giebt,
Sind Tand und dauern nie,
Wohl ist, wer solche Dinge liebt,
Unwürd'ger noch als sie.

»Ist Freundschaft mehr als leerer Klang,
Der sanft in Schlummer wiegt?
Ein Schatten, treu dem Glück und Rang,
Der vor der Noth verfliegt?

»Auch Lieb' ist nur ein leerer Ton;
Der Mädchen Spiel und Fest,
Wärmt sie, längst von der Erd' entflohn,
Nur noch der Taube Nest.

»Pfui, Jüngling! Laß den finstern Gram!
Das Weibervolk gehaßt!« —
Doch schnell verriethen Gluth und Schaam
Den liebverlornen Gast.

Starr sah er neue Reize blühn,
Wie auf des Himmels Höh'n
Der Morgenröthe Farben glühn,
Und schwinden und vergehn.

Der Blick ist Schaam, der Busen schwillt,
Wie er mit Staunen sah,
Es stand, ein reizend Mädchenbild,
Der Fremdling vor ihm da.

Sie sprach: »Kannst Du mir wohl verzeihn,
Mir, dem verlaß'nen Kind?
Ach! mein unheil'ger Fuß tritt ein,
Wo Gott und Du nur sind.

»Bedaure mich! Durch Thal und Flur
Trieb mich der Liebe Wahn.
Ich suchte Ruh, Verzweiflung nur
Sah ich ringsum mir nahn.

»Mein Vater, reich und ritterlich,
Lebt an der Tyne-Strand;
Und mein — sein einzig Kind war ich —
Mein war sein Gut und Land.

»Dem Vaterarm mich zu entziehn,
Kam eine Freierschaar;
Sie schien für meinen Reiz zu glühn,
Erkünstelt oder wahr.

»Es nahte mir ein feiles Heer
Und bot mir Geld und Gut,
Auch Edwin nahte sich — nur er
Sprach nicht von Liebesgluth.

»Einfach gekleidet, denn er war
Nicht mächtig oder reich,
Galt seine Tugend offenbar
Mir mehr als Kron' und Reich.

»Die Blüthenknosp' im Morgenlicht,
Der Himmelsthau so rein,
Sie konnten seine Seele nicht
Des kleinsten Makels zeihn.

»Der Thau, des Baumes Blüthe zwar
Ist schön, doch dauernd nie!
So schön war er, doch ach, ich war
So wandelbar, wie sie.

»Des Leichtsinns Künste übt' ich nur,
Bethört von Eitelkeit,
Trieb Scherz mit seinem Liebesschwur
Und Scherz mit seinem Leid.

»Von Hohn gebeugt, verließ er mich
Und meinen Stolz, und tief
In Einsamkeit verbarg er sich,
Wo er in Ruh' entschlief.

»Mein ist die Schuld und mein der Gram,
Der Tod nur tilgt die Schmach!
Ich such' den Weg, den Edwin nahm,
Will ruhen, wo er lag.

»Oed' und verlassen möge da
Mein letzter Hauch entfliehn.
Für mich gestorben ist er ja;
So sterb' ich auch für ihn!«

»Bei Gott nicht!« rief der Eremit
Und preßt' ans Herz sie warm.
Sie wendet sich erstaunt, und sieht
Sich, ach! in Edwins Arm.

»Ach, Angelina! theuer mir
Vor allen! schau Dich um!
Sieh den verlornen Edwin hier,
Dir lebt er wiederum!

»An meinem Herzen halt' ich Dich,
Fahr' hin nun, Gram und Leid!
Trennst Du Dich nie von mir, o sprich,
Bleibst stets bei mir, wie heut?«

»Nein, trennen wollen wir uns nicht,
Uns lieben treu und rein!
Der Seufzer, der Dein Herz einst bricht,
Soll auch mein letzter sein.«

Während Herr Burchell diese Ballade vorlas, schien sich in Sophiens Beifall eine Art von Zärtlichkeit zu mischen. Unsere Ruhe ward jedoch plötzlich durch den Knall einer dicht neben uns abgefeuerten Flinte gestört. Gleich nachher sahen wir einen Mann durch die Hecke springen, um den getödteten Vogel aufzuheben. Dieser Weidmann war der Capellan des Gutsherrn. Er hatte eine von den Amseln erlegt, die uns so lieblich vorgesungen. Meine Töchter erschraken heftig über den nahen und lauten Knall, und ich

sah, wie Sophie, Schutz suchend, sich furchtsam in Herrn Burchells Arme warf.

Der Capellan näherte sich, um Verzeihung bittend, daß er uns gestört. Er betheuerte, er habe nicht gewußt, daß wir so nahe wären. Hierauf setzte er sich neben meiner jüngsten Tochter nieder und bot ihr, nach Weidmanns Sitte das Geflügel, das er den Vormittag über geschossen. Sie wollte es eben ablehnen, als ein heimlicher Wink ihrer Mutter sie von diesem Mißgriff abhielt. Mit einigem Widerwillen nahm sie das Geschenk an. Meine Frau gab, wie gewöhulich, ihren Triumph durch ein Flüstern zu erkennen. Sie äußerte: Sophie habe an den Capellan eine Eroberung gemacht, wie ihre Schwester an dem Gutsherrn. Ich vermuthete indeß mit größerer Wahrscheinlichkeit, daß der Gegenstand ein ganz anderer sei.

Der Capellan hatte uns eigentlich melden sollen, daß Herr Thornhill für Musik uud Erfrischungen gesorgt und diesen Abend den jungen Damen einen Ball beim Mondenschein geben wolle, und zwar auf dem Rasenplatze vor unserm Hause. »Ich kann nicht leugnen,« sagte er, »daß ich aus Eigennutz der Erste bin, der diese Botschaft überbringt. Als Belohnung erwart' ich, daß Fräulein Sophie mir die Ehre erzeigen wird, mich zum Tänzer anzunehmen.«

Meine Tochter erwiederte, sie habe nichts dagegen einzuwenden, wenn es mit Ehren geschehen könne. »Hier aber,« fuhr sie fort, mit einem Blick auf Herrn Burchell, »hier ist Jemand, der mein Gehülfe gewesen bei unserer Tagesarbeit. Es ist wohl nicht mehr als billig, daß er auch das Vergnügen mit mir theile.«

Herr Burchell dankte für ihre Freundlichkeit, trat jedoch sein Recht an den Capellan ab, mit der Aeußerung, daß er für diesen Abend fünf Meilen von hier zu einem Erntefeste

eingeladen sei. Seine Weigerung kam mir etwas sonderbar vor. Auch konnte ich nicht begreifen, daß ein so verständiges Mädchen, wie meine jüngste Tochter, einen Mann in zerrütteten Vermögensumständen einem Andern vorziehen konnte, der sich in einer weit bessern Lage befand. Wie aber das Verdienst der Frauen am richtigsten von Männern geschätzt wird, so ist auch das weibliche Urtheil über uns oft das richtigste. Beide Geschlechter scheinen bestimmt, einander auszuforschen, und sind daher mit den verschiedenen Eigenschaften begabt, die zu gegenseitiger Beobachtung dienen können.

Neuntes Kapitel.

Zwei sehr vornehme Damen. Vornehme Kleidung scheint auch stets vornehme Bildung mitzutheilen.

Kaum hatte Herr Burchell sich beurlaubt, und Sophie eingewilligt, mit dem Capellan zu tanzen, so kamen unsere Kleinen gelaufen und verkündeten uns, der Gutsherr komme mit einer großen Gesellschaft. Bei der Rückkehr ins Haus fanden wir unsern Gutsherrn mit einigen Herren und zwei jungen, reichgekleideten Frauenzimmern. Er stellte sie uns vor als sehr vornehme Modedamen aus London. Zufällig hatten wir nicht Stühle genug für die ganze Gesellschaft. Herr Thornhill that sogleich den Vorschlag, jeder Herr solle sich auf den Schooß einer Dame setzen. Trotz der mißbilligenden Blicke meiner Frau machte ich dagegen ernstliche Einwürfe. Moses ward fortgeschickt, einige Stühle zu bor-

gen. Da es auch an Damen fehlte, um die Paare zum Contretanze vollzählig zu machen, so gingen zwei Herren mit ihm, um noch einige Tänzerinnen anzuwerben.

Mit Damen und Stühlen waren wir bald versehen. Die Herren kehrten zurück mit meines Nachbars Flamboroughs rothwangigen Töchtern, die mit rothen Haarschleifen prunkten. Ein unglücklicher Umstand war jedoch übersehen worden. Die beiden Fräulein Flamborough waren zwar im ganzen Kirchspiel bekannt als die besten Tänzerinnen, und wußten sich meisterhaft herumzuschwingen im Schleifer und Walzer. Im Contretanz waren sie jedoch gänzlich unerfahren. Wir kamen dadurch anfangs in Verlegenheit. Nach einigem Zurechtweisen und Hin- und Herschieben ward jedoch munter fortgetanzt. Die Musik bestand aus zwei Geigen, einer Pfeife und einer Handtrommel.

Es war heller Mondschein. Herr Thornhill und meine älteste Tochter eröffneten den Ball zum großen Ergötzen der Zuschauer; denn als die Nachbaren hörten, was vorgehe, kamen sie in großen Schaaren herbei. Meine Tochter bewegte sich mit so vieler Leichtigkeit und Anmuth, daß meine Frau den Stolz ihres Herzens nicht verheimlichen konnte. Sie versicherte, so artig auch die Kleine tanze, sei doch jeder Schritt ihrer Mutter abgestohlen. Die beiden Londoner Damen bemühten sich vergebens, mit gleicher Leichtigkeit zu tanzen. Sie schwebten, zappelten, schmachteten und trippelten, ohne vorwärts zu kommen. Die Zuschauer meinten zwar, das sei so Mode; Nachbar Flamborough bemerkte jedoch, Fräulein Olivia's Füße bewegten sich so tactmäßig nach der Musik, als wären sie das Echo derselben.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte der Ball gedauert haben, als die beiden Damen, um sich nicht zu erkälten, das Zeichen zum Aufbruch gaben. Eine von ihnen schien mir bei dieser Gelegenheit ihre Empfindung auf eine sehr unanstän-

dige Weise auszudrücken, indem sie äußerte, sie sei völlig wie im Schweiß gebadet.

Als wir ins Haus traten, fanden wir ein stattliches Abendessen von kalten Speisen, die Herr Thornhill hatte herbeischaffen lassen. Jetzt war die Unterhaltung gezwungener als zuvor. Die beiden Damen suchten meine Mädchen ganz in den Schatten zu stellen. Sie sprachen von nichts anderem als vom Leben in der großen Welt, vom feinen Gesellschaftston und von andern Modegegenständen, wie von Malerei, vom Geschmack, von Shakspeare und von der Harmonika. Einigemal verletzten sie unser Ohr durch das Ausstoßen derber Flüche. Dies hielt ich jedoch für das sicherste Kennzeichen ihres vornehmen Standes, wiewohl ich nachher erfuhr, daß Fluchen und Schwören nicht zum gebildeten Ton gehöre. Ihr schöner Anzug warf jedoch einen Schleier über das Unzarte in ihrer Unterhaltung. Meine Töchter schienen ihre höhere Bildung mit Neid zu betrachten, und was unschicklich schien, ward auf Rechnung des Welttons geschoben.

Die Herablassung der Damen übertraf jedoch noch ihre übrigen Eigenschaften. Eine von ihnen bemerkte, Fräulein Olivia würde unendlich gewinnen, wenn sie ein wenig mehr von der Welt gesehen hätte; und die Andere fügte hinzu: ein einziger Winter in London würde die kleine Sophie in ein ganz andres Wesen umwandeln. Meine Frau zollte Beiden den wärmsten Beifall, und äußerte, sie habe keinen sehnlichern Wunsch, als ihren Töchtern die Politur eines einzigen Winters zu verschaffen. Ich aber konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihre Bildung schon jetzt über ihren Stand und ihr Vermögen hinausgehe. Eine größere Verfeinerung würde nur dazu dienen, ihre Armuth lächerlich zu machen und ihnen Geschmack an Vergnügungen beizubringen, auf die sie keine Ansprüche machen könnten.

»Welches Vergnügen,« rief Herr Thornhill, »sollten die nicht verdienen, die ein so großes gewähren können? Was mich betrifft,« fuhr er fort, »so ist mein Vermögen sehr beträchtlich; Liebe, Freiheit und Genuß gehören zu meinen Lebensprincipien; aber wahrhaftig, wenn es meiner reizenden Olivia Freude macht, so trete ich ihr sogleich mein halbes Vermögen ab. Nur um die einzige Gegengefälligkeit würd' ich bitten, mich selbst dem Geschenk beifügen zu dürfen.«

Ich war nicht so unbekannt mit der Welt, um nicht zu wissen, daß dieses Modegeschwätz die Frechheit eines höchst schändlichen Antrags verhüllen sollte. Doch sucht' ich meinen Zorn zu unterdrücken. »Mein Herr,« sprach ich, »die, welche Sie jetzt mit Ihrem Besuche zu beehren sich herablassen, ward auferzogen zu eben so feinem Ehrgefühl, wie Sie selbst besitzen. Jeder Versuch, dies zu kränken, möchte gefährliche Folgen nach sich ziehen. Die Ehre, mein Herr, ist jetzt unser einziges Besitzthum; um so sorgfältiger müssen wir daher diesen letzten Schatz bewachen.«

Die Hitze, mit der ich gesprochen, bereute ich bald, als der junge Herr meine Hand ergriff, und betheuerte: er lobe meinen Muth, wenn er auch meinen Verdacht misbilligen müsse.

»Was Ihre jetzige Anspielung betrifft,« fügte er hinzu, »so versichere ich, daß meinem Herzen nichts fremder ist, als ein Gedanke dieser Art. Nein, bei allem, was verführerisch ist! Die Tugend, die eine regelmäßige Belagerung verlangt, war nie nach meinem Geschmack. Alle meine Liebschaften gewinnt nur ein coup de main.«

Die beiden Damen, die sich bisher den Schein gegeben hatten, als achteten sie gar nicht auf unser Gespräch, schienen jetzt höchst entrüstet über diesen Zug von Ausgelassenheit. Sie begannen über den Werth der Tugend ein sehr

ernsthaftes und erbauliches Gespräch, woran meine Frau, der Capellan und ich bald Antheil nahmen. Auch der Gutsherr ward zu dem Geständniß gebracht, daß er seine früheren Ausschweifungen bereue. Wir sprachen von dem Glück der Mäßigkeit und von der heitern Ruhe einer von keiner Schuld befleckten Seele. Ich war vergnügt, daß meine Kleinen über die gewöhnliche Schlafzeit munter geblieben waren und sich an diesem Gespräch erbauen konnten. Herr Thornhill ging sogar noch weiter, als ich, und fragte, ob ich nicht das Gebet verrichten wolle. Freudig ergriff ich diesen Antrag, und der Abend verging so auf's Angenehmste, bis die Gesellschaft endlich an die Heimkehr dachte.

Die Damen schienen sich an meinen Töchtern, die sie sehr lieb gewonnen hatten, ungern zu trennen, und baten, von ihnen nach Hause begleitet zu werden. Der Gutsherr unterstützte diesen Antrag, meine Frau fügte ihre Bitten hinzu, und die Mädchen sahen mich flehend an. In dieser Verlegenheit machte ich einige Entschuldigungen, die jedoch von meinen Töchtern schnell verworfen wurden. Ich war zuletzt zu einer völlig abschläglichen Antwort gezwungen. Dafür hatt' ich aber am folgenden Tage nichts als finstere Gesichter und einsilbige Antworten.

Zehntes Capitel.

Die Familie will sich Vornehmern gleichstellen. Das Elend des Armen, wenn er mehr scheinen will, als seine Lage erlaubt.

Ich fing jetzt an, einzusehen, daß meine langen und mühsamen Predigten über Mäßigkeit, Genügsamkeit und Zufriedenheit gänzlich unbeachtet geblieben waren. Die Aufmerksamkeit, die uns vor kurzem von vornehmen Personen gezollt worden, hatte den Stolz geweckt, den ich eingeschläfert, doch nicht beseitigt hatte. Unsere Fenster waren wieder, wie ehemals, besetzt mit Schönheitswassern für Gesicht und Hals. Außerhalb des Hauses ward die Sonne gefürchtet als Feindin eines schönen Teints, und in der Wohnung selbst das Feuer als eben so verderblich. Meine Frau behauptete, frühes Aufstehen schade den Augen ihrer Töchter, und wenn sie nach dem Mittagsessen arbeiteten, bekämen sie rothe Nasen. Auch suchte sie mich zu überzeugen, daß ihre Hände nie weißer wären, als wenn sie gar nicht gearbeitet. Statt Georgs Hemden fertig zu machen, waren sie nun beschäftigt, ihren alten Florkleidern einen neuen Schnitt zu geben, oder auf Marly zu sticken. Die armen Fräulein Flamborough, ihre ehemaligen muntern Gespielinnen, wurden als gemeine Bekanntschaften vernachlässigt. Die ganze Unterhaltung drehte sich um das Leben in der großen Welt und um vor-

nehme Gesellschaften, um Malerei und feinen Geschmack, um Shakspeare und um die Glas-Harmonika.

Dies alles wäre jedoch noch zu ertragen gewesen, wenn nicht eine wahrsagende Zigeunerin hinzugekommen wäre, um uns völlig auf den Gipfel des Hochmuths zu treiben. Kaum zeigte sich die schwarzgelbe Sybille, als meine Töchter zu mir gelaufen kamen. Sie baten mich um einen Schilling, damit sie ihr ein Silberstück in die Hand drücken könnten. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so war ich's müde, beständig weise zu sein. Ich erfüllte ihre Bitte, weil ich sie gern vergnügt sehen wollte, und gab einer jeden einen Schilling. Zur Ehre der Familie muß ich jedoch bemerken, daß sie nie ohne Geld waren. Großmüthiger Weise ließ meine Frau sie stets eine Guinee in der Tasche tragen, doch mit dem strengen Befehl, sie nie zu wechseln. Nachdem sie sich eine Zeitlang mit der Wahrsagerin eingeschlossen, las ich beim Heraustreten in ihren Blicken, daß ihnen etwas Großes verheißen worden.

»Nun, Mädchen,« sagte ich, »wie ist es Euch ergangen? Erzähle mir, Lieschen, hat die Wahrsagerin Dir etwas Ordentliches gegeben für Dein Geld?«

»Allerdings, Vater!« erwiederte das Mädchen. »Ich glaube, sie hat mit dem Gott sei bei uns! zu thun; denn sie erklärte mir geradezu, ehe noch ein Jahr vergangen, würd' ich einen Gutsbesitzer heirathen.«

»Und Du, Sophie? was für ein Ehemann ist Dir bestimmt?«

»Ich soll einen Lord bekommen, bald nachher, wenn meine Schwester den Gutsbesitzer geheirathet hat.«

»Wie?« rief ich? »Ist das alles, was Ihr für Eure zwei Schillinge bekommen sollt? Für zwei Schillinge nur einen Lord und einen Gutsherrn? Ihr Närrinnen! Für

das halbe Geld hätt' ich euch einen Prinzen und einen Nabob versprochen.«

Ihre Neugierde hatte jedoch sehr ernste Folgen. Wir fingen an zu glauben, daß wir von den Gestirnen zu etwas Höherem bestimmt worden, und so anticipirten wir allmälig unsere künftige Größe.

Es ist schon tausendmal gesagt worden, und ich sage es noch einmal: die Stunden, die uns unter frohen Aussichten vergehen, sind glücklicher, als die vom Genuß gekrönten. Im ersteren Falle bereiten wir das Gericht nach unserm eigenen Appetit, im letztern kocht es die Natur für uns. Es ist unmöglich, die Reihe von angenehmen Träumen zu wiederholen, die wir zu unserm Ergötzen hervorgerufen. Schon sahen wir im Geiste unsere Glücksumstände sich verbessern, und da das ganze Kirchspiel behauptete, der Gutsherr sei in meine Tochter verliebt, so ward sie es wirklich in ihn, indem man sie gleichsam in diese Liebe hineinschwatzte.

In dieser anmuthigen Zeit hatte meine Frau die glücklichsten Träume von der Welt, die sie uns gewissenhaft jeden Morgen mit großer Feierlichkeit und Genauigkeit mittheilte. Eine Nacht sah sie einen Sarg mit kreuzweis darüber gelegten Gebeinen, das Zeichen einer nahen Hochzeit. Ein andermal träumte ihr, ihre Töchter hätten die Taschen voll Kupferpfennige, ein untrügliches Zeichen, daß sie bald mit Gold gefüllt sein würden. Auch die Mädchen selbst hatten ihre Ahnungen. Sie fühlten wundersame Küsse auf den Lippen; sie sahen Ringe in den Lichtern; aus dem Feuer sprangen Geldbörsen, und Liebesknoten guckten aus dem Boden jeder Theetasse hervor.

Zu Ende der Woche erhielten wir von den Londoner Damen eine Karte, auf welcher, unter vielen Empfehlungen, der Wunsch ausgedrückt war, uns sämmtlich nächsten Sonn-

tag in der Kirche zu sehen. Den ganzen Sonnabend Morgen über bemerkte ich geheime Berathschlagungen zwischen meiner Frau und meinen Töchtern. Zuweilen ward ein Seitenblick auf mich geworfen, der auf eine geheime Verschwörung deutete. Aufrichtig gestanden, ich hegte sogleich starken Verdacht, daß man irgend einen Plan entworfen, am folgenden Tage in vollem Glanze zu erscheinen. Auch begannen sie gegen Abend ihre Operationen auf eine sehr regelrechte Weise; und meine Frau übernahm die Leitung der Belagerungsarbeiten. Nach dem Thee, als ich gutgelaunt schien, redete sie mich so an: »Ich glaube, lieber Carl, wir werden morgen eine große und stattliche Versammlung in unserer Kirche haben.«

»Kann sein, mein Kind!« erwiederte ich. »Sei indeß deshalb unbekümmert. Du sollst eine Predigt haben, die Versammlung mag ansehnlich sein oder nicht.«

»Das weiß ich wohl,« versetzte sie. »Aber ich dächte doch, Lieber, wir sollten dort so anständig als möglich erscheinen. Wer weiß, was sich ereignen kann!«

»Dein Vorsatz,« sagte ich, »ist sehr löblich. Anstand und ein schickliches Betragen in der Kirche machen mir herzliche Freude. Dort muß man andächtig und demuthsvoll, ruhig und heiter sein.«

»Das weiß ich wohl!« rief sie. »Aber ich meine, wir sollten doch auf möglichst anständige Weise hingehen, nicht so wie die gemeinen Leute um uns her.«

»Du hast vollkommen Recht,« sprach ich. »Eben wollte ich Dir denselben Vorschlag thun. Die anständigste Weise, die Kirche zu besuchen, ist die, daß man sich so früh als möglich dahin begiebt, um sich gehörig zu sammeln, ehe der Gottesdienst beginnt.«

»Ei, lieber Carl,« unterbrach sie mich; »das ist alles sehr wahr, aber ich meine ganz etwas anderes. Ich meine,

wir sollten uns auf anständige Weise dahin begeben. Du weißt, die Kirche ist eine halbe Stunde entfernt, und ich sage Dir, es ist mir äußerst unangenehm, wenn ich sehen muß, wie meine Töchter, ganz roth und aufgedunsen, müd' und matt, sich nach dem Kirchstuhl schleppen, als hätten sie in einem Wettrennen den Preis gewonnen. Mein Vorschlag wäre daher dieser. Wir haben die beiden Ackerpferde. Beide standen diesen ganzen Monat müssig im Stalle und haben sich dick gefressen. Warum sollten sie nicht eben so gut etwas thun als wir? Und ich muß Dir sagen, wenn Moses sie ein wenig striegelt, so machen sie ganz leidliche Figuren.«

Diesem Vorschlage begegnete ich durch den Einwurf, daß eine Fußwanderung zwanzigmal anständiger sei, als eine so armselige Reiterei, da das eine Pferd auf einem Auge blind sei und dem andern der Schweif fehle. Ueberdies wären sie nicht zugeritten und hätten allerlei böse Mucken. Auch sei im ganzen Hause nur ein Sattel und ein Reitkissen vorhanden.

Alle diese Einwürfe wurden jedoch widerlegt, und ich war genöthigt, nachzugeben. Am folgenden Tage sah ich sie sehr geschäftig, die zu diesem Zuge nöthigen Geräthschaften zusammen zu suchen. Ich sah ein, daß dies Geschäft ziemlich lange dauern möchte. Daher ging ich zu Fuß voran nach der Kirche, während sie mir versprachen, bald nachzukommen.

Fast eine Stunde wartete ich vor dem Kanzelpult auf ihre Ankunft. Da sie jedoch noch immer nicht erschienen, so mußt' ich meinen Vortrag beginnen. Den ganzen Gottesdienst über beunruhigte mich ihr Ausbleiben. Meine Unruhe vermehrte sich jedoch, als die Predigt zu Ende und meine Familie noch immer nicht erschienen war.

Ich ging wieder zurück und zwar auf dem Fahrwege, der eine Stunde betrug, während man auf dem Fußpfade nur eine halbe zurückzulegen hatte. Ich mochte etwa die Hälfte des Weges erreicht haben, als ich die Procession erblickte, die sich langsam nach der Kirche bewegte. Meine Frau, mein Sohn und die beiden Jüngsten saßen auf Einem Pferde, meine beiden Töchter auf dem andern. Ich erkundigte mich nach der Ursache ihres Verreitens. Bald aber las ich in ihren Gesichtern, daß sie auf dem Wege mit tausend Widerwärtigkeiten gekämpft haben mochten. Anfangs hatten die Pferde nicht aus dem Stalle gehen wollen, bis Herr Burchell so gütig gewesen war, sie mit einem Prügel ein paar hundert Schritte weit vorwärts zu treiben. Hierauf war der Gurt am Sattelkissen meiner Frau gesprungen, und hatte ausgebessert werden müssen, ehe man die Reise fortsetzen konnte. Endlich war es gar einem der Pferde eingefallen, stätig zu werden, und hatte weder durch Schläge noch durch Liebkosungen zum Vorwärtsschreiten vermocht werden können. Von diesem unglückseligen Einfall war es eben zurückgekommen, als ich sie traf. Da ich indeß sah, daß sie sich sämmtlich wohlbefanden, so muß ich gestehen, daß mir ihre jetzige Beschämung nicht sehr zu Herzen ging. Sie konnte mir zu künftigen Triumphen Anlaß geben, und meine Töchter zugleich Demuth lehren.

Eilftes Kapitel.

Die Familie bleibt dabei, die Nase hoch zu tragen.

Zufällig fiel Michaelis auf den nächsten Tag, und so wurden wir von unserm Nachbar Flamborough zum Nüssebrennen und zu Pfänderspielen eingeladen. Durch die letzte Kränkung waren wir ein wenig gedemüthigt worden. Wahrscheinlich hätten wir sonst eine solche Einladung verächtlich abgelehnt. Indeß erlaubten wir uns diesmal vergnügt zu sein. Unsers wackern Nachbars Gans und Klöße waren sehr gut, und die in Ale gesottenen Aepfel, selbst nach dem Kennerurtheil meiner Frau, ganz vortrefflich. Nicht ganz so gut war freilich meines Nachbars Art, Geschichten zu erzählen, die sehr weitschweifig und albern, meistens seine eigene Person betrafen. Schon zehnmal hatten wir sie belacht, und doch waren wir gutmüthig genug, nochmals darüber zu lachen.

Herr Burchell, der auch zur Gesellschaft gehörte, brachte immer gern irgend ein unschuldiges Vergnügen im Gang. Er ermunterte daher die jungen Bursche und Mädchen zum Blindekuhspiel. Meine Frau ließ sich bereden, an dieser Zerstreuung Theil zu nehmen, und mich erfreuete der Gedanke, daß sie dazu noch nicht zu alt sei.

Ich und mein Nachbar sahen unterdessen dem Spiele zu; wir lachten über jeden Spaß und rühmten unsere eigene Gewandtheit in unserer Jugend. Hierauf gab es Handschmisse, dann Fragen und Antworten, und zuletzt kauerten alle nieder, um nach dem Pantoffel zu haschen. Wohl nicht jeder Leser dürfte jedoch mit diesem Spiel aus der alten

Zeit bekannt sein, und ich muß daher bemerken, daß die Gesellschaft sich dabei im Kreise niederhockt, eine Person ausgenommen, die in der Mitte stehen bleibt, und einen Pantoffel haschen muß, den die Gesellschaft sich einander unter den Knieen, wie ein Weberschiff, zuzuschieben pflegt. Es ist unmöglich, daß die im Kreise stehende Person allen zugleich das Gesicht zukehren kann. Die größte Schönheit des Spiels besteht darin, daß man ihr, zumal wenn es ein Frauenzimmer ist, einen Schlag versetzt mit dem Absatz des Pantoffels, und zwar auf den Theil des Körpers, wo sie ihn am wenigsten abwehren kann.

Auf diese Weise war eben meine älteste Tochter eingeschlossen und ward herumgepufft nach Herzenslust. »Ehrlich gespielt! ehrlich gespielt!« rief sie, ganz außer Athem, mit einer Stimme, die einen Bänkelsänger hätten betäuben können, als plötzlich — o Verwirrung über Verwirrung! die beiden vornehmen Bekannten aus London ins Zimmer traten — Lady Blarney und Fräulein Caroline Wilhelmine Amalie Skeggs. Keine Beschreibung würde hier genügen; es möchte vergeblich sein, diese neue Demüthigung schildern zu wollen. Gerechter Gott! überrascht zu werden von so vornehmen Damen in einer so gemeinen Situation! Es konnte freilich nichts Besseres bei einem Spiel herauskommen, das Nachbar Flamborough vorgeschlagen. Einen Augenblick schienen wir wie festgebannt an den Boden, als habe uns das Entsetzen in Stein verwandelt.

Die beiden Damen hatten uns in unserer Wohnung besuchen wollen. Da sie uns jedoch dort nicht gefunden, kamen sie hieher, um sich zu erkundigen, was uns gestern von der Kirche abgehalten. Olivia nahm das Wort, und drängte die ganze Auskunft in die Worte zusammen: »Unsere Pferde warfen uns ab!« Die Damen schienen sehr bestürzt über diese Nachricht. Als sie jedoch hörten, daß

Niemand Schaden genommen, waren sie ungemein erfreut, und als sie hierauf hörten, daß wir beinahe gestorben vor Angst, zeigten sie eine unendliche Betrübniß. Als ihnen jedoch gesagt ward, wir hätten eine sehr gute Nacht gehabt, war es ihnen wieder höchst angenehm. Nichts übertraf ihre Artigkeit gegen meine Töchter. Waren ihre neulichen Freundschaftsversicherungen warm gewesen, so waren sie jetzt feurig. Sie äußerten das sehnlichste Verlangen nach einer dauernden Freundschaft.

Lady Blarney schloß sich vorzugsweise an Olivia. Fräulein Caroline Wilhelmine Amalie Skeggs (ich nenne sie gern mit ihrem ganzen Namen) hatte eine größere Neigung zu ihrer Schwester. Beide führten das Gespräch allein. Meine Töchter saßen schweigend da und bewunderten ihre hohe Bildung. Da jedoch jeder Leser, selbst aus dem niedrigsten Stande, Gespräche aus der großen Welt, Anekdoten von vornehmen Herren und Damen, Ordensrittern u. s. w. gar zu gern hört, so muß ich um Erlaubniß bitten, den Schluß der gegenwärtigen Unterhaltung mitzutheilen.

»Alles, was ich von der Sache weiß,« sagte Fräulein Skeggs, »ist, daß sie wahr und auch nicht wahr sein kann. So viel aber kann ich versichern, daß die ganze Assemblée in Erstaunen gerathen ist. Mylord wurde roth und blaß, und Mylady sank in Ohnmacht. Herr Tomkyn aber zog den Degen, und schwur, er werde seinen letzten Blutstropfen für sie vergießen.«

»Kann sein!« erwiederte die Andere. »So viel kann ich behaupten, daß die Herzogin mir nie eine Sylbe davon gesagt, und ich glaube doch, daß Ihre Durchlaucht nie ein Geheimniß vor mir gehabt hat. Das aber können Sie für Thatsache halten, daß am andern Morgen der Herzog seinen Kammerdiener dreimal rief: Jernigan! Jernigan! Jernigan! Bring mir mein blaues Ordensband!«

Zuvor aber hätte ich das äußerst ungesittete Betragen des Herrn Burchell erwähnen sollen. Während dieses Gesprächs saß er, mit dem Gesicht nach dem Kamin gewendet, und rief beim Schluß jeder Periode: Pfui! — ein Ausdruck, der uns allen höchlich mißfiel und der den Aufschwung des Gesprächs wieder etwas dämpfte.

»Uebrigens, meine liebe Skeggs,« fuhr die Dame fort, »findet sich hiervon nichts in der Copie des Gedichts, das der Doktor Burdock auf den Vorfall machte.« — Pfui!

»Ich wundere mich darüber,« rief Fräulein Skeggs. »Ihm entgeht doch selten etwas, da er bloß zu seinem Vergnügen schreibt. Aber wollen Ew. Gnaden nicht die Güte haben, mir das Gedicht zu zeigen?« — Pfui!

»Meine Theure,« versetzte die Andere, »Sie glauben doch nicht etwa, daß ich dergleichen Dinge mit mir herumtrage? Die Verse sind freilich recht artig, und ich traue mir allenfalls ein Urtheil darüber zu; wenigstens weiß ich, was mir gefällt. Stets bin ich eine Verehrerin von Doctor Burdals sämmtlichen kleinen Gedichten gewesen. Das ausgenommen, was er und unsere liebe Gräfin schrieben, erscheint jetzt nichts als das gemeinste Zeug von der Welt. Nicht eine Spur von gutem Ton ist darin zu finden.« — Pfui!

»Wenigstens sollten Ew. Gnaden,« sprach die Andere, »Ihre eignen Aufsätze im Damen-Magazin davon ausnehmen. Daß darin kein schlechter Ton herrscht, werden Sie mir doch hoffentlich zugeben. Werden wir nicht noch einige erhalten?« — Pfui!

»Ach, meine Theure,« sagte die Dame, »Sie wissen ja, daß meine Vorleserin und Gesellschafterin mich verlassen und sich mit dem Hauptmann Roach vermählt. Meine schwachen Augen erlauben mir nicht, selbst zu schreiben. Schon seit einiger Zeit hab' ich mich nach einer Andern umgesehen.

Ein taugliches Subject zu finden, ist indeß nicht so leicht. Auch sind dreißig Pfund jährlich eben kein großer Gehalt für ein gebildetes rechtliches Mädchen, das lesen und schreiben kann, und in Gesellschaften sich gehörig zu betragen weiß. Was aber die Stadtklatschen betrifft, so ist mir eine wie die andere unerträglich.« — Pfui!

»Das kenne ich aus Erfahrung!« rief Fräulein Skeggs. »Im letzten halben Jahre habe ich drei Gesellschafterinnen nach einander gehabt. Die Eine weigerte sich, nur eine Stunde des Tags weiße Wäsche zu nähen; der Andern war der jährliche Gehalt von fünf und zwanzig Guineen zu gering; und die Dritte mußte ich fortschicken, weil ich sie in Verdacht hatte wegen einer Liebschaft mit dem Capellan. Tugend, meine theure Lady Blarney, Tugend ist jedes Preises werth; aber wo ist sie zu finden?« — Pfui!

Meine Frau hatte schon lange aufmerksam diesem Gespräche gelauscht, dessen letzter Theil ihr besonders aufgefallen war. Dreißig Pfund und fünf und zwanzig Guineen jährlich betrugen nach englischem Gelde sechs und funfzig Pfund und fünf Schillinge. Das ließ sich gewissermaßen spielend verdienen, und konnte unserer Familie sehr leicht zu Gute kommen. Sie beobachtete mich einen Augenblick, um in meiner Miene Beifall zu lesen; und offen gestanden, auch mir schienen die beiden Stellen für unsere Töchter sehr geeignet. Hatte überdies der Gutsherr Thornhill ernstliche Absichten auf meine älteste Tochter, so war dies der Weg, sie auf jede Weise für ihren künftigen Stand gehörig zu bilden. Meine Frau war daher entschlossen, sich diesen Vortheil nicht rauben zu lassen durch Blödigkeit. Sie nahm es über sich, für die Familie das Wort zu führen.

»Ich hoffe,« sprach sie, »Ew. Gnaden werden mir meine Dreistigkeit verzeihen. Zwar weiß ich, daß wir kein Recht

haben auf eine solche Begünstigung. Aber es ist doch so natürlich, daß man wünscht, seine Kinder in der Welt vorwärts zu bringen. Ich darf kühn behaupten, daß meine beiden Mädchen eine sehr gute Erziehung erhalten haben, und daß sie nicht ohne Talent sind. Auf dem Lande wenigstens findet man den Unterricht selten besser. Sie können lesen, schreiben und rechnen; sie verstehen sich auf ihre Nadel und sind im Seidesticken, im Säumen, Kreuzstich und jeder Art von feinen Näherei erfahren. Sie können Spitzen klöppeln und Hemdkrausen verfertigen; verstehen auch ein wenig Musik und können Kinderkleider zuschneiden und auf Marly sticken. Endlich schneidet meine älteste Tochter sehr artig Silhouetten aus, und meine jüngste besitzt das Talent, aus der Karte zu prophezeien.« — Pfui!

Als sie dies Meisterstück geendet, sahen sich die beiden Damen eine Weile schweigend an mit zweifelhaften und bedenklichen Blicken. Endlich ließ Fräulein Caroline Wilhelmine Amalie Skeggs sich zu der Bemerkung herab: die jungen Damen schienen ihr, so viel sie nach einer so flüchtigen Bekanntschaft urtheilen könne, alle erforderlichen Eigenschaften zu einer solchen Stelle zu besitzen. »Eine solche Stelle aber,« fuhr, sie zu meiner Frau gewendet, fort, »verlangt eine genaue Prüfung des Charakters und eine längere gegenseitige Bekanntschaft. Ich zweifle nicht im mindesten an der Tugend, Klugheit und Sittsamkeit der jungen Mädchen. Allein bei dergleichen Dingen muß man die Form beobachten, — die Form, Madame!« — Pfui!

Meine Frau billigte sehr ihre Vorsichtsmaßregeln. Sie äußerte, daß sie ebenfalls gern vorsichtig zu Werke gehe. Hinsichtlich des Charakters ihrer Kinder berief sie sich auf das Urtheil der ganzen Nachbarschaft. Dies hielt die

Dame jedoch für überflüssig. Sie versicherte, die Empfehlung ihres Vetters Thornhill genüge ihr vollkommen, und auf diese stützten wir denn unser Gesuch.

Zwölftes Kapitel.

Das Schicksal scheint beschlossen zu haben, die Familie von Wakefield zu demüthigen. Kränkungen sind oft schmerzlicher als wirkliche Unglücksfälle.

Als wir wieder nach Hause zurückgekehrt waren, beschäftigten wir uns den Abend mit Plänen zu künftigen Eroberungen. Deborah bot ihren Scharfsinn auf, zu errathen, welche von den beiden Mädchen wohl die beste Stelle erhalten und am meisten Gelegenheit finden möchte, vornehme Gesellschaft zu sehen. Die einzige Bedenklichkeit bei unserer Beförderung war, ob uns des Gutsherrn Empfehlung zu Theil werden würde. Er hatte indeß schon zu viele Beweise seiner Freundschaft gegeben, als daß wir bei dieser Gelegenheit daran zweifeln durften. Selbst im Bette kam meine Frau wieder auf ihr Lieblingsthema zurück.

»Unter uns gesagt, lieber Carl,« sprach sie, »haben wir heute nicht gute Geschäfte gemacht?«

»So ziemlich!« erwiederte ich, weil ich nicht wußte, was ich sagen sollte. »Wie?« rief sie, »nur so ziemlich? Ich denke, recht gute Geschäfte. Bedenke nur, was für vornehme Bekanntschaften die Mädchen in London machen können! Ich bin überzeugt, das ist der einzige Ort, wo alle Arten von Ehemännern zu finden sind. Ueberdies, mein

Lieber, ereignen sich oft noch weit seltsamere Dinge in der Welt. Sind schon Damen von Stande so eingenommen für unsere Töchter, wie werden es erst Herren von Stande sein! Unter uns gesagt, die Lady Blarney gefällt mir ungemein. Sie ist so höflich und artig. Aber Fräulein Caroline Wilhelmine Amalie Skeggs besitzt mein ganzes Herz. Hast Du wohl bemerkt, wie ich sie festhielt, als sich das Gespräch auf Gesellschaftsdamen in London lenkte. Sage mir einmal, Lieber, habe ich nicht redlich gesorgt für meine Kinder?«

»O ja!« erwiederte ich, ohne zu wissen, was ich von der Sache halten sollte. »Der Himmel gebe nur, daß Beide nach drei Monaten sich noch wohl dabei befinden.«

Das war eine von den Bemerkungen, die ich gewöhnlich zu machen pflegte, um meiner Frau eine hohe Meinung von meinem Scharfsinn beizubringen. Ging es den Mädchen gut, so war ein frommer Wunsch erfüllt; mißglückte es ihnen, so konnten meine Worte als eine Prophezeiung gelten.

Uebrigens war dies ganze Gespräch, wie ich gleich anfangs befürchtet, nur eine Vorbereitung zu einem andern Plane. Es handelte sich — da wir doch nun einmal den Kopf in der Welt etwas höher tragen wollten — um nichts weniger als unsern Hengst, der jetzt alt war, auf einem benachbarten Markte zu verkaufen und ein Pferd dafür anzuschaffen, das nach Gelegenheit ein oder ein paar Personen tragen könnte und sich einigermaßen stattlich ausnähme bei Besuchen oder Kirchfahrten. Diesem Plan widersetzte ich mich anfangs standhaft; aber ebenso standhaft ward er verfochten. Je mehr ich nachgab, desto festern Fuß gewann meine Gegnerin, bis endlich beschlossen ward, uns von dem Thier zu trennen.

Der Jahrmarkt fiel gerade auf den folgenden Tag. Ich beschloß daher, mich selbst dahin zu verfügen. Meine Frau behauptete, ich hätte mich erkältet, und bestand darauf, ich sollte zu Hause bleiben. »Nein, Lieber,« sagte sie, »unser Sohn Moses ist ein gescheiter Bursche, und kann mit Vortheil kaufen und verkaufen. Du weißt ja, daß er alle unsere großen Einkäufe gemacht. Er läßt nicht eher nach und dringt so lange, bis er einen guten Handel abschließen kann.«

Ich hatte eine gute Meinung von meines Sohnes Klugheit und ließ mich daher überreden, ihm das Geschäft zu übertragen. Am nächsten Morgen sah ich seine Schwestern sehr geschäftig, ihn zum Jahrmarkt auszustaffiren. Sie brachten sein Haar in Ordnung, bürsteten seine Schnallen und stutzten seinen Hut mit Stecknadeln aus. Die Toilette war endlich beendigt, und wir hatten das Vergnügen, ihn das Pferd besteigen zu sehen. Vor sich hielt er eine große Schachtel, in welcher er Gewürz mitbringen sollte. Sein Rock von dem streifigen Zeug, das man Donner und Blitz nennt, war ihm zwar etwas zu kurz geworden, aber doch noch zu gut, um ihn ganz abzulegen. Die Weste war grasgrün, und seine Schwestern hatten ihm das Haar mit einem breiten schwarzen Bande aufgebunden. Wir begleiteten ihn sämmtlich einige hundert Schritte und riefen, so lange wir ihn sehen konnten: »Glück auf den Weg! Glück auf den Weg!«

Kaum war er fort, als Herrn Thornhill's Kellermeister erschien. Er stattete uns seinen Glückwunsch ab. Sein junger Herr, sagte er, habe sehr rühmlich von uns gesprochen. Ein Glück kommt selten allein. Durch einen andern Boten aus demselben Hause ward meinen Töchtern ein Brief überbracht. Die beiden vornehmen Damen schrieben darin, daß sie von Herrn Thornhill die besten Nachrichten

über uns eingezogen. Durch einige anderweitige Erkundigungen hofften sie gänzlich befriedigt zu werden.

»Ach,« rief meine Frau, »ich sehe wohl, daß es nicht so leicht ist, in vornehmen Familien Zutritt zu erhalten. Ist man aber einmal dazu gelangt, so kann man sich, wie Moses sagt, ruhig zu Bette legen.« Diesen Anflug von Witz, wofür sie ihn wenigstens hielt, bekräftigten meine Töchter durch ein lautes fröhliches Lachen. Kurz, ihre Freude über diese Bothschaft war so groß, daß sie mit der Hand in die Tasche griff und dem Boten ein Achtgroschenstück schenkte.

Der heutige Tag war zu Besuchen bestimmt. Bald nachher kam Herr Burchell, der auf dem Jahrmarkt gewesen war. Er brachte meinen Kindern ein Alphabet von Pfefferkuchen mit, welches meine Frau aufbewahrte, um es ihnen nach und nach buchstabenweise zu geben. Meinen Töchtern hatte er ein paar Büchschen mitgebracht, in denen sie Oblaten, Schnupftaback, Schönpflästerchen oder selbst Geld, wenn sie welches hatten, aufbewahren konnten. Meine Frau hielt von jeher sehr viel auf einen Geldbeutel von Wieselfell. Sie behauptete, er bringe viel Glück. Doch das sei nur beiläufig erwähnt.

Für Herrn Burchell war uns noch immer einige Achtung geblieben, so sehr uns auch sein neuerliches unartiges Benehmen mißfallen hatte. Wir unterließen daher nicht, ihm unser Glück mitzutheilen und ihn um seinen Rath zu bitten. Wir befolgten zwar selten fremden Rath, doch waren wir immer bereit, darnach zu fragen. Er schüttelte den Kopf, als er das Billet der beiden Damen gelesen hatte. Eine Sache, wie diese, meinte er, verlange die äußerste Vorsicht. Dies Mißtrauen schien jedoch meiner Frau sehr aufzufallen.

»Noch nie, mein Herr,« sprach sie, »hab' ich an Ihrer

Bereitwilligkeit gezweifelt, mir und meinen Töchtern entgegen zu sein. Sie besitzen mehr Vorsicht als nöthig. Sind wir indeß guten Raths bedürftig, so werden wir uns schon an Leute wenden, die selbst Gebrauch davon zu machen wußten.«

»Von meiner Aufführung,« erwiederte er, »wie sie auch gewesen sein mag, ist hier keine Rede. Hab' ich auch selbst nicht immer guten Rath befolgt, so kann ich ihn doch mit gutem Gewissen denen ertheilen, die ihn befolgen wollen.«

Ich besorgte, diese Antwort könne zu einer Erörterung führen, die den mangelnden Witz durch Beleidigung ersetzen möchte, und gab daher dem Gespräch eine andere Wendung. Ich wunderte mich, daß Moses vom Jahrmarkt noch nicht wieder zurückgekehrt, da es doch schon ziemlich spät am Abend sei.

»Kümmere Dich nicht um unsern Sohn!« rief meine Frau. »Verlaß Dich darauf, er weiß schon, was er zu thun hat. Der kauft nicht die Katze im Sacke, dafür steh' ich Dir. Ich bin ganz erstaunt über die Einkäufe, die er schon gemacht hat. Davon will ich Dir eine Geschichte erzählen, über die Du Dich halbkrank lachen sollst. Aber — so wahr ich lebe! Da kommt Moses — ohne Pferd, die Schachtel auf dem Rücken.«

Als sie so sprach, kam Moses langsam zu Fuße einhergezogen, unter der Last der Gewürzschachtel schwitzend, die er über die Schultern gehängt hatte.

»Willkommen, willkommen, Moses! Nun, lieber, Junge, was hast Du uns mitgebracht vom Jahrmarkt?«

»Mich selbst hab' ich mitgebracht! sprach Moses, mit schlauem Blicke die Schachtel auf den Tisch stellend.

»Ei, Moses,« rief meine Frau, »das wissen wir. Aber wo ist das Pferd?«

»Verkauft,« sagte Moses, »für einundzwanzig Thaler sechszehn Groschen.«

»Brav, mein Junge,« erwiederte seine Mutter. »Wußt' ich's doch, daß Du sie anführen würdest! Unter uns gesagt, das ist kein übler Tagelohn. Nun, so gieb her!«

»Geld hab' ich nicht mitgebracht,« rief Moses. »Ich habe Alles in Waaren angelegt, und hier sind sie!« Damit zog er ein Päckchen aus dem Busen. »Hier sind sie! Zwölf Dutzend grüne Brillen mit silberner Einfassung und Chagrinfutteralen.«

»Zwölf Dutzend grüne Brillen?« wiederholte meine Frau mit sinkender Stimme. »Und das Pferd hast Du hingegeben und bringst uns nichts weiter als zwölf Dutzend armselige grüne Brillen?«

»Liebe Mutter,« sprach der Knabe, »höre mich doch ruhig an! Ich bekam sie für ein Spottgeld, sonst würd' ich sie nicht gekauft haben. Die silberne Einfassung allein ist doppelt so viel werth.«

»Geh' zum Henker mit Deiner silbernen Einfassung!« rief meine Frau entrüstet. »Schwören will ich darauf, daß wir nicht das halbe Geld wiederbekommen, wenn wir sie zu dem bloßen Silberwerth verkaufen.«

»Wegen des Verkaufs der silbernen Einfassung,« sagte ich, »mache Dir nur keine Sorge. Es ist nichts als Kupfer, nur ein wenig übersilbert.«

»Was!« schrie meine Frau. »Kein Silber? Die Einfassung wäre kein Silber?«

»So wenig als Deine Bratpfanne von Silber ist,« erwiederte ich.

»Unser Pferd,« rief sie, »ist also hingegeben, und wir haben nichts dafür erhalten als zwölf Dutzend grüne Brillen mit kupferner Einfassung und Chagrinfutteralen! Hole der Henker solche Betrügereien! Der Tölpel hat sich

anführen lassen! Er hätte seine Leute besser kennen sollen!«

»Darin hast Du Unrecht, liebe Frau,« sagte ich. »Er hätte sie gar nicht kennen sollen.«

»Hole der Henker den Einfaltspinsel!« entgegnete sie. »Mir solchen Plunder zu bringen! Wenn ich ihn hätte, würf' ich ihn sogleich ins Feuer!«

»Darin hast Du wieder Unrecht, liebe Frau!« sagte ich. »Sind sie auch nur in Kupfer gefaßt, aufbewahren wollen wir sie dennoch. Kupferne Brillen sind doch besser als gar nichts.«

Unterdessen war auch dem unglücklichen Moses ein Licht aufgegangen. Er sah ein, daß ihn ein listiger Gauner betrogen, der ihn nach seinem Gesicht für eine gute Beute gehalten haben mochte. Ich erkundigte mich nun nach den nähern Umständen des Betrugs. Moses hatte das Pferd verkauft, und war auf dem Markt umhergegangen, ein anderes zu suchen. Unter dem Vorwande, daß er eins zu verkaufen habe, hatte ein Mann von ehrwürdigem Ansehn ihn in ein Zelt geführt.

»Dort trafen wir,« fuhr Moses fort, einen andern sehr gut gekleideten Mann, der hundert Thaler auf die Brillen geliehen haben wollte. Es fehle ihm, sprach er, an Gelde, und er wolle sie um ein Drittel des Werths losschlagen. Der erste Herr, der sich den Schein gegeben, als sei er mein Freund, flüsterte mir zu, ich möchte sie kaufen und einen so guten Handel nicht von mir weisen. Ich sandte nach Herr Flamborough, den sie eben so listig beschwatzten, wie mich. So ließen wir uns endlich überreden, die vier und zwanzig Dutzend gemeinschaftlich zu kaufen.

Dreizehntes Kapitel.

Herr Burchell wird für einen Feind gehalten, weil er es gewagt, uns unangenehme Rathschläge zu ertheilen.

Unsere Familie hatte nun mehrere Versuche gemacht, vornehm zu scheinen. Manches unvorhergesehene Mißgeschick vernichtete indeß ihre kaum entworfenen Pläne. Ich suchte von jeder fehlgeschlagenen Hoffnung den Vortheil zu ziehen, daß ich ihren Verstand in dem Maaße aufzuklären suchte, in welchem ihr Ehrgeiz gekränkt worden.

»Ihr seht, meine Kinder,« sagte ich, »wie wenig man gewinnt bei dem Versuch, die Welt zn täuschen und Vornehmen sich gleichzustellen. Wer arm ist und nur mit Reichen umgehen will, wird von denen, die er vermeidet, gehaßt und von denen, zu welchen er sich drängt, verachtet. Ungleiche Verbindungen gereichen dem Schwächern immer zum Nachtheil. Der Reiche genießt das Vergnügen, der Arme nur die daraus entspringenden Beschwerden. Doch komm herr, Richard. Erzähle doch einmal zum Nutz und Frommen der Gesellschaft das Mährchen, das Du heute gelesen.«

»Es war einmal,« begann der Knabe, »ein Riese und ein Zwerg. Die waren gute Freunde und hielten stets zusammen. Sie schlossen einen Vertrag, daß sie einander nie verlassen und ausziehen wollten auf Abenteuer. Den

ersten Kampf bestanden sie mit zwei Saracenen. Der Zwerg, der viel Muth hatte, versetzte einem der Kämpfer einen gewaltigen Hieb. Dem Saracenen that das aber wenig Schaden. Er schwang sein Schwert und hieb dem Zwerg einen Arm ab. Der war nun in einer traurigen Lage. Aber der Riese kam ihm zu Hülfe. In demselben Augenblick lagen die beiden Saracenen todt auf dem Platze, und der Zwerg schnitt in seinem Grimme den Todten die Köpfe ab. Nun zogen sie wieder auf ein neues Abenteuer aus, nämlich gegen drei blutdürstige Faune, die ein jammerndes Fräulein fortschleppten. Der Zwerg war nun zwar nicht mehr so grimmig als zuvor, jedoch that er den ersten Hieb. Sein Gegner erwiederte denselben so kräftig, daß er ihm ein Auge ausschlug. Aber der Riese kam gleich herbei, und wären sie nicht davon gelaufen, so würde er sie alle todtgeschlagen haben. Sie freuten sich sehr über diesen Sieg, und das befreite Fräulein verliebte sich in den Riesen und heirathete ihn. Nun zogen sie weiter fort, ich weiß nicht, wie weit, bis sie auf eine Räuberbande stießen. Diesmal war der Riese voran; aber der Zwerg blieb nicht lange hinter ihm. Der Kampf war hitzig und dauerte lange. Wo der Riese hinkam, stürzte Alles vor ihm nieder. Aber der Zwerg war mehrmals nahe daran, todtgeschlagen zu werden. Endlich entschied sich der Sieg für die beiden Abenteurer. Der Zwerg hatte jedoch ein Bein eingebüßt. So hatte nun der Zwerg einen Arm, ein Bein und ein Auge verloren. Der Riese aber war gar nicht verwundet worden. Da rief er seinem kleinen Gefährten zu: »Mein kleiner Held, das ist ein glorreiches Spiel! Nur noch Einen Sieg laß uns erkämpfen und wir haben ewigen Ruhm!« — »Nein,« rief der Zwerg, der unterdessen klüger geworden war, »ich sage mich von Dir los, und kämpfe nicht mehr; denn ich sehe wohl, daß

Du Ehre und Beute davon trägst in jedem Kampfe, während alle Schläge auf mich fallen.«

Eben wollt' ich einige moralische Betrachtungen anstellen über dies Mährchen, als meine Aufmerksamkeit davon abgelenkt ward durch einen lebhaften Streit zwischen meiner Frau und Herrn Burchell über die beabsichtigte Reise unsrer Töchter nach London. Meine Frau vertheidigte hartnäckig die Vortheile, die daraus entspringen würden. Dagegen rieth Herr Burchell ihr mit großem Eifer davon ab. Ich verhielt mich neutral. Seine gegenwärtigen Abmahnungen schienen bloß eine Fortsetzung derjenigen zu sein, die uns schon am Morgen so sehr mißfallen hatten. Der Streit ward heftig, weil die arme Deborah, statt Gründe anzuführen, immer lauter sprach, bis sie endlich genöthigt war, hinter einem Geschrei ihre Niederlage zu verbergen. Aeußerst mißfällig war übrigens uns allen der Schluß ihrer Rede. Sie wisse schon, äußerte sie, daß gewisse Leute geheime Ursachen hätten zu ihren Rathschlägen; sie wünsche jedoch, daß solche Leute künftig ihr Haus meiden möchten.

»Madame,« entgegnete Herr Burchell mit einer Ruhe und Fassung, die sie noch mehr empörte, «was die geheimen Ursachen betrifft, so haben Sie ganz Recht. Allerdings hab' ich geheime Ursachen, die ich aber verschweige. Sind Sie doch nicht im Stande, mir auf die zu antworten, aus denen ich kein Geheimniß mache. Ich fühle, daß ich hier lästig werde durch meine Besuche, und will mich daher vor der Hand empfehlen. Vielleicht komm' ich noch einmal wieder, um für immer Abschied zu nehmen, wenn ich diese Gegend verlasse.«

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut, und selbst Sophiens Bitten, deren Blicke ihm seine Uebereilung vorzuwerfen schienen, konnten ihn nicht zurückhalten. Als er sich entfernt hatte, sahen wir uns einige Minuten mit Be-

stürzung an. Meine Frau fühlte ihre Schuld recht gut, doch suchte sie hinter einem erzwungenen Lächeln und einem dreisten Blick ihre Verlegenheit zu verbergen. Ich stellte sie darüber zur Rede.

»Wie, Frau?« rief ich, »ist das eine Art, mit Fremden umzugehen? Vergilt man so ihr Wohlwollen? Glaube mir, meine Liebe, so harte und für mich so kränkende Worte sind noch nie über Deine Lippen gekommen!«

»Warum reizte er mich so?« entgegnete sie. »Aber ich weiß recht gut, was ihn zu seinen Rathschlägen bewegt. Er will meine Mädchen abhalten von der Reise nach London, damit er meiner jüngsten Tochter Gesellschaft hier genießen kann. Werde aber daraus, was wolle! Sie soll sich einen bessern Umgang wählen als den mit einem so gemeinen Menschen!«

»Gemein nennst Du ihn, liebe Frau?« sagte ich. »Wir irren uns vielleicht in dem Character dieses Mannes. Schon bei mehreren Gelegenheiten lernt' ich ihn als einen der gebildetsten Menschen kennen. Sage mir, meine Sophie, gab er Dir je heimliche Beweise seiner Neigung?«

»Sein Gespräch mit mir,« erwiederte meine Tochter, »war immer verständig, bescheiden und angenehm. Etwas Anderes ist nie vorgefallen. Doch entsinn' ich mich, daß er einst äußerte, noch nie ein Frauenzimmer gekannt zu haben, das die Verdienste eines Mannes, der arm scheine, zu schätzen wisse.

»Mein Kind,« erwiederte ich, »das ist die gewöhnliche Sprache aller Unglücklichen oder Müssiggänger. Hoffentlich aber hast Du so viel gelernt, daß Du ein richtiges Urtheil fällen kannst über solche Menschen. Du begreifst wohl, wie thöricht es wäre, irgend Glück von einem Manne zu erwarten, der mit dem seinigen so schlecht hausgehalten hat. Ich und Deine Mutter haben jetzt bessere Aussichten für

Dich. Der nächste Winter, den Du wahrscheinlich in London zubringen wirst, wird Dir Gelegenheit verschaffen, eine klügere Wahl zu treffen.«

Was für Betrachtungen Sophie über diesen Gegenstand angestellt hat, vermag ich nicht zu bestimmen. Eigentlich war mir's aber nicht unangenehm, einen Gast los zu werden, der zu so vielen Besorgnissen Anlaß gab. Unsere Verletzung der Gastfreundschaft fiel mir zwar auf die Seele: doch sucht' ich mich durch einige Scheingründe zu beruhigen und mich mit mir selbst zu versöhnen. Die Qual, die das Gewissen einem Menschen verursacht, der schon einmal unrecht gehandelt, ist leicht zu überwinden. Das Gewissen ist feig, und ist es nicht stark genug, das Unrecht zu vermeiden, so ist es selten so gerecht, sich selbst anzuklagen.

Vierzehntes Kapitel.

Neue Kränkungen, oder ein Beweis, daß scheinbare Unglücksfälle wahren Segen herbeiführen können.

Meiner Töchter Reise nach London war nun beschlossen, seit Herr Thornhill gütig versprochen hatte, daß er über ihr Betragen wachen und uns schriftlich Nachricht darüber ertheilen wolle. Unumgänglich nothwendig schien es jedoch, daß ihre Erscheinung der Größe ihrer Erwartungen entsprechen möchte. Dies konnte nicht ohne einige Kosten geschehen. In voller Rathsversammlung wurden daher die Mittel geprüft, durch die man am leichtesten Geld auftreiben könnte, oder, deutlicher gesagt, wir überlegten, was

sich füglich verkaufen lasse. Die Berathschlagung war bald beendigt. Es fand sich, daß das Pferd, das uns noch geblieben war, ohne seinen Compan zum Pfluge unbrauchbar, und da es nur ein Auge hatte, auch eben so untauglich zum Reiten war. Es ward daher beschlossen, dasselbe zu dem erwähnten Zweck auf dem Jahrmarkt zu verkaufen. Ich selbst sollte es hinreiten, um einem abermaligen Betruge vorzubeugen. Es war das erste merkantilische Geschäft in meinem Leben. Doch zweifelte ich keineswegs, dasselbe rühmlich auszuführen. Die Meinung, die Jemand von seiner Klugheit hegt, beruht gewöhnlich auf seinem Umgange. Der meinige beschränkte sich meistens auf meine Familie. Ich hatte daher keine ungünstige Meinung von meiner Weltklugheit. Als ich jedoch am folgenden Morgen mich auf die Reise begeben wollte und noch wenige Schritte von der Thür entfernt war, hört' ich meine Frau mir warnend zuflüstern, doch ja die Augen recht aufzuthun.

Auf dem Jahrmarkte ließ ich, wie es üblich ist, mein Pferd bald Schritt, bald Trab und Galop gehen. Doch dauerte es lange, ehe sich ein Liebhaber fand. Endlich näherte sich ein Kauflustiger, der aber, nachdem er das Pferd von allen Seiten untersucht und entdeckt hatte, daß es blind auf Einem Auge sei, gar nichts bieten wollte. Ein Zweiter, der indeß herbeigekommen, behauptete, daß es den Spath habe. Nicht umsonst, äußerte er, wolle er's nach Hause reiten. Ein Dritter entdeckte Windgallen und wollte gar nichts bieten. Ein Vierter sah meinem Pferde an den Augen an, daß es Würmer habe, und ein Fünfter wunderte sich, was ich denn zum Henker auf dem Jahrmarkte wolle mit der blinden, spathigen und heerschlächtigen Mähre, die zu nichts zu gebrauchen sei, als zum Futter für die Hunde.

Ich sah allmälich selbst mit Verachtung auf das arme

Thier herab und scheuete mich beinahe, wenn ein Kauflustiger sich näherte. Glaubt' ich auch eben nicht Alles, was die Leute mir sagten, so schien mir doch die Zahl der Zeugen ein starker Beweis, daß sie wohl Recht haben mochten, wie denn auch der heilige Gregor in seinem Buche von den guten Werken sich zu derselben Meinung bekennt.

In dieser verdrießlichen Lage näherte sich mir ein alter Bekannter und Amtscollege, den ebenfalls Geschäfte auf den Jahrmarkt geführt hatten. Er schüttelte mir die Hand und that den Vorschlag, mit ihm in ein Wirthshaus zu gehen, um irgend etwas Gutes zu trinken. Ich zeigte mich mit Vergnügen dazu bereit und trat mit meinem Freunde in eine Bierschenke, wo man uns in ein kleines Hinterstübchen wies. Dort fanden wir einen ehrwürdigen alten Mann, völlig vertieft in dem Lesen eines dicken Buchs. Noch nie sah ich eine Gestalt, die mich so zu ihrem Vortheil eingenommen. Ehrwürdige, silbergraue Locken umschatteten seine Stirn, und sein muntres Greisenalter schien eine Folge von Gesundheit und Seelenruhe. Seine Gegenwart störte unser Gespräch nicht im mindesten. Wir sprachen über unsere gegenseitigen Schicksale, über die Whistonschen Controversen, über meine letzte Flugschrift, über die Antwort des Archidiakonus und über mein hartes Loos. Bald aber lenkte sich unsere Aufmerksamkeit auf einen jungen Mann, der ins Zimmer trat und den Greis mit Ehrfurcht, doch leiser Stimme anredete.

»Keine Entschuldigung, mein Sohn!« entgegnete der Alte. »Gutes thun ist eine Pflicht, die wir allen unsern Nebenmenschen schuldig sind. Nimm dies! Ich wünschte, es wäre mehr. Fünf Pfund werden Dich jedoch aus Deiner Verlegenheit retten, und sie stehen Dir zu Diensten.«

Der bescheidene junge Mann vergoß Thränen der Dankbarkeit. Aber sein Dankgefühl war kaum so groß als das

meinige. Ich hätte den guten alten Mann in meine Arme schließen mögen, so sehr freute ich mich über sein Wohlwollen. Er fuhr fort zu lesen, und wir knüpften unser Gespräch wieder an, bis mein Gefährte sich erinnerte, daß er noch einige Geschäfte auf dem Markt zu besorgen habe. Er versprach indeß, bald wieder zu kommen und fügte hinzu: er habe von jeher gewünscht, die Gesellschaft des Doktor Primrose so lange zu genießen, als möglich.

Der alte Herr schien, nachdem er meinen Namen gehört, mich sehr aufmerksam zu betrachten. Als mein Freund weggegangen, fragte er mich sehr ehrerbietig, ob ich etwa verwandt sei mit dem großen Primrose, dem tapfern Monogamisten, dem starken Bollwerk der Kirche. Nie fühlte mein Herz ein reineres Entzücken, als in diesem Augenblick.

»Mein Herr,« rief ich, »der Beifall eines so würdigen Mannes, wofür ich Sie unbedenklich halte, vermehrt noch die Freude meines Herzens, die Ihr Wohlwollen bereits geweckt. Ja, mein Herr, Sie sehen ihn vor sich, den Doktor Primrose, den Monogamisten, den Sie groß zu nennen beliebten. Sie sehen hier den unglücklichen Gottesgelehrten, der so lange — und wenn ich mich so ausdrücken darf — so siegreich gekämpft hat gegen die Deuterogamie des Zeitalters.«

»Mein Herr,« sprach der Fremde mit ehrfurchtsvoller Scheu, »ich fürchte, daß ich zu zudringlich gewesen bin. Verzeihen Sie meine Neugierde! Verzeihen Sie —«

»Ihre Zudringlichkeit,« unterbrach ich ihn, seine Hand ergreifend, »hat mir so wenig mißfallen, daß ich Sie um Ihre Freundschaft bitte, da Sie bereits meine Achtung besitzen.«

»Ich nehme das Anerbieten dankbar an,« rief er, mir die Hand drückend. »Du glorreicher Pfeiler unerschütterlicher Orthodoxie! Also seh ich —«

Hier unterbrach ich ihn. Zwar konnt' ich als Autor eine ziemliche Portion Schmeichelei vertragen. Aber noch mehr anzunehmen, wollte meine Bescheidenheit mir doch nicht erlauben. Vielleicht haben in keinem Roman Liebende einen schnellern Herzensbund geschlossen. Wir sprachen über verschiedene Gegenstände. Anfangs hielt ich ihn mehr für andächtig als für gelehrt, und fing an zu glauben, er verachte alles menschliche Wissen, wie Spreu. Er sank jedoch nicht in meiner Achtung. Seit einiger Zeit hatte diese Meinung sich mir selbst aufgedrungen. Ich nahm daher Veranlassung, zu bemerken, die Welt fange im Allgemeinen an, eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen Glaubenssachen zu verrathen, und sie beschäftige sich gar zu viel mit menschlichen Speculationen.

»Allerdings, mein Herr,« entgegnete er, als habe er sein ganzes Wissen aufgespart für diesen Augenblick; »allerdings, mein Herr, liegt die Welt in ihrer Kindheit, und doch hat die Kosmogonie oder die Erschaffung der Welt die Philosophen zu allen Zeiten verwirrt. Was für einen Mischmasch von Meinungen haben sie ausgeheckt über die Weltschöpfung! Sanchuniathon, Manetho, Berosus und Ocellus Lucanus haben sich alle fruchtlos bemüht. Der Letztere hat folgende Worte: ἀναρχον ἀρα και ἀτελεύτητον τὸ πᾶν, das heißt: alle Dinge haben weder Anfang noch Ende. So sagte auch Manetho, der ungefähr zur Zeit des Nebuchadon Asser lebte. Asser ist ein syrisches Wort, und ein gewöhnlicher Beinamen der Könige jenes Landes, wie Teglat Phael Asser, Nabon Asser u. s. w. Dieser Manetho, sag' ich, machte eben so alberne Conjecturen. Denn wir pflegen gewöhnlich zu sagen: ἐκ τοῦ βίβλιοὺ κυβερνήτης, d. h. aus Büchern wird die Welt nicht klüger. So wollt' er auch untersuchen — doch ich bitte um Verzeihung, mein Herr! Ich bin von der Hauptsache abgekommen.«

Das war er wirklich, denn ich konnte durchaus nicht be- begreifen, in welchem Zusammenhange die Schöpfung der Welt mit der Sache stand, über welche wir sprachen. Doch war es hinreichend, mir zu zeigen, daß er ein Gelehrter sei, und ich schätzte ihn deshalb um so mehr. Ich beschloß, ihn auf die Probe zu stellen; er war jedoch zu sanft und höflich, um nach dem Siege zu ringen. Macht' ich irgend eine Bemerkung, die eine Herausforderung zum Streite schien, so schüttelte er den Kopf und schwieg. Ich schloß daraus, daß er wohl Manches erwiedern könnte, wenn er nur wollte. Unmerklich lenkte sich das Gespräch von antiquarischen Gegenständen zu unsern beiderseitigen Jahrmarktsgeschäften. Ich erzählte ihm, das meinige bestehe in dem Verkauf eines Pferdes. Glücklicherweise traf sich's, daß er eins für seinen Pächter kaufen wollte. Mein Roß ward sogleich vorgeführt, und der Handel auf der Stelle abgeschlossen. Nichts fehlte weiter, als die Zahlung. Er zog eine Banknote von dreißig Pfund hervor und ersuchte mich, ihm auf dieselbe herauszugeben. Da ich's nicht im Stande war, so rief er seinen Diener, der in einer recht schönen Livree erschien.

»Da, Abraham,« sprach er, »wechsele mir Geld dafür ein. Geh zum Nachbar Jackson oder zu irgend einem Andern.«

Als der Bursche sich entfernt, hielt er eine pathetische Rede über den Mangel an Silber. Ich dagegen klagte über den Mangel an Gold. Wir waren, als Abraham zurückkam, völlig darüber einverstanden, daß Geld noch nie so schwer aufzutreiben gewesen sei, als in diesem Augenblick. Abraham erzählte, wie er auf dem ganzen Markt umhergelaufen, ohne Jemand zu finden, der ihm habe wechseln wollen, ungeachtet er eine halbe Krone Agio geboten. Dies war uns sehr unangenehm. Nachdem wir ein wenig nachgesonnen, fragte der alte Herr, ob ich in meiner Gegend

einen gewissen Salomo Flamborough kenne. Ich erwiederte, das sei mein nächster Nachbar.

»Ist das der Fall,« sagte er, »so werden wir schon Handels einig werden. Sie erhalten einen Wechsel auf ihn, zahlbar nach Sicht, und ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß der Mann so reich ist, wie kaum Einer auf fünf Meilen im Umkreise. Der ehrliche Salomo und ich kennen uns einander schon seit vielen Jahren. Noch immer denk' ich daran, wie ich ihn einst mit drei Sprüngen besuchte. Aber auf Einem Bein konnte er besser hüpfen, als ich.«

Ein Wechsel auf meinen Nachbar war mir so lieb als baares Geld. Von seiner Zahlungsfähigkeit war ich hinlänglich überzeugt. Der Wechsel ward unterzeichnet und mir übergeben. Hierauf trabte Jenkinson mit seinem Diener Abraham und meinem Roß, die alte Brombeere genannt, wohlgemuth auf und davon.

Jetzt hatt' ich Zeit zur Ueberlegung. Es fiel mir ein, daß ich einen Wechsel von einem ganz Unbekannten doch wohl nicht hätte annehmen sollen. Ich beschloß, dem Käufer nachzueilen und mein Pferd mir zurückgeben zu lassen. Allein das war jetzt zu spät. Ich eilte daher heim, um mir von meinem Freunde so bald als möglich den Wechsel auszahlen zu lassen. Ich fand meinen ehrlichen Nachbar, ein Pfeifchen schmauchend, vor der Thüre sitzen. Als ich sagte, ich hätte eine kleine Anweisung auf ihn, überlas er das Papier zweimal. »Ich hoffe doch,« sagt' ich, »daß Sie den Namen Ephraim Jenkinson lesen können?«

»O ja!« erwiederte er. »Der Name ist deutlich genug geschrieben, und jenen Herrn kenn' ich ebenfalls. Es ist der größte Schurke unter der Sonne — ist derselbe Schurke, der uns die Brillen verkaufte. War es nicht ein Mann von ehrwürdigem Aeußern, mit grauem Haar und ohne Klappen

über den Rocktaschen? Und schwatzte er nicht ein Langes und Breites über gelehrte Dinge, über Kosmogonie und Weltschöpfung, und sprach er nicht griechisch?«

Ich antwortete mit einem tiefen Seufzer.

»Ja, ja,« fuhr er fort, »das Bischen Gelehrsamkeit ist auch das Einzige, was er in der Welt besitzt, und damit prahlt er stets, wenn er mit einem Gelehrten zusammentrifft. Aber ich kenne den Schurken, und will ihn schon erwischen.«

Obschon hinlänglich gedemüthigt, stand mir noch ein größerer Kampf bevor mit meiner Frau und meinen Töchtern. Kein Knabe, der die Schule versäumt, kann sich mehr fürchten vor dem Anblick seines Lehrers, als ich vor meiner Heimkehr. Dem Unwillen meiner Familie beschloß ich indeß dadurch zuvorzukommen, daß ich mich selbst zuerst entrüstet stellte. Als ich jedoch ins Haus trat, fand ich die Meinigen keineswegs zum Streit aufgelegt. Meine Frau und Töchter vergossen Thränen. Herr Thornhill war da gewesen und hatte ihnen gemeldet, daß aus der Reise nach London nichts werden könne. Den beiden Damen waren durch irgend eine boshafte Person üble Nachrichten über uns mitgetheilt worden, und sie waren an diesem Morgen nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Weder den Inhalt jener Nachrichten, noch ihren Urheber hatte Herr Thornhill entdecken können. Doch versicherte er unsre Familie seiner Freundschaft und seines Schutzes.

So nahmen sie mein Unglück, das mit der Größe des ihrigen keinen Vergleich aushielt, mit vieler Resignation auf. Was uns am meisten beunruhigte, war der Gedanke, wer so niederträchtig gewesen sein möchte, den Charakter einer so unschuldigen Familie, wie der unsrigen, anzutasten. Wir waren zu unbedeutend, um beneidet zu werden, und zu harmlos, um irgend Jemand zu kränken.

Funfzehntes Kapitel.

Herrn Burchells Niederträchtigkeit wird auf einmal entdeckt. Die Thorheit, überklug sein zu wollen.

Der Abend und ein Theil des folgenden Tages vergingen unter fruchtlosen Versuchen, unsere Feinde zu entdecken. In der ganzen Nachbarschaft war kaum eine Familie, die wir nicht im Verdacht gehabt hätten, und jeder von uns hatte für seine Meinung Gründe, die er selbst am besten kennen mochte. Während dieser Unruhe brachte einer von unsern Knaben, der vor der Thüre gespielt, eine Brieftasche, die er auf dem Rasenplatze gefunden. Wir erkannten sie sogleich für Herrn Burchells Eigenthum, bei dem wir sie gesehen. Als wir sie näher untersuchten, fanden wir darin verschiedene Winke über mancherlei Dinge. Vorzüglich aber erregte unsere Aufmerksamkeit ein versiegeltes Billet mit der Aufschrift: »Copie eines Briefes, der an die Damen zu Thornhill abgesendet werden soll.«

Jetzt stand es klar vor Augen, daß er der niederträchtige Verläumder gewesen. Wir berathschlagten, ob wir das Billet erbrechen sollten. Ich war dagegen. Allein Sophie behauptete, unter allen Menschen sei er sicherlich der letzte, dem eine solche Niederträchtigkeit zuzutrauen. Sie bestand daher darauf, daß der Brief gelesen werden müsse. Die Uebrigen waren gleicher Meinung, und auf ihre vereinte Bitte las ich, wie folgt:

»Meine Damen! Ueberbringer dieses wird Ihnen genügende Auskunft ertheilen über die Person, von der diese Zeilen kommen. Wenigstens ist er ein Freund der Unschuld,

und bereit, ihrer Verführung vorzubeugen. Man hat mir für gewiß gesagt, daß Sie beabsichtigen, zwei junge Frauenzimmer, die ich einigermaßen kenne, unter dem Titel von Gesellschafterinnen nach London zu bringen. Ich kann nicht zugeben, daß die Unschuld getäuscht und die Tugend hintergangen werde. Offen muß ich daher gestehen, daß ich gefährliche Folgen fürchte von einem so ungehörigen Schritt. Nie war es meine Art, den Schändlichen oder Liederlichen mit Strenge zu behandeln. Auch jetzt würd' ich mich nicht auf diese Weise geäußert und den Leichtsinn so hart getadelt haben, wenn es sich dabei nicht um das Begehen eines Verbrechens handelte. Beachten Sie daher die Warnung eines Freundes, und erwägen Sie ernstlich die Folgen, die es nach sich ziehen kann, wenn man Schande und Laster in die Wohnungen einführt, die bisher der Sitz des Friedens und der Unschuld gewesen.«

Unsere Zweifel waren nun gelöst. Der Brief schien allerdings einer zwiefachen Auslegung fähig und die darin enthaltene Rüge konnte eben so gut uns gelten, als dem Empfänger. Die boshafte Absicht schien indeß offenbar, und wir prüften nicht weiter. Meine Frau hatte kaum Geduld, mich zu Ende lesen zu lassen. Mit unmäßigem Zorn schmähete sie den Schreiber des Briefes. Olivia war eben so streng und Sophie schien ganz außer sich vor Erstaunen über seine Niederträchtigkeit. Ich selbst erblickte darin einen der schändlichsten Beweise schmählichen Undanks wie sie mir noch nie vorgekommen. Auch konnte ich mir die Sache durchaus nicht anders erklären, als durch die Vermuthung, er wünsche meine jüngste Tochter in der Gegend zu behalten, damit er zu Zusammenkünften mit ihr um so eher Gelegenheit finde.

So saßen wir beisammen, beschäftigt mit Plänen, wie wir uns rächen wollten. Da kam unser anderer kleiner

Knabe gelaufen und erzählte uns, Herr Burchell komme von der andern Seite des Feldes her. Eher fühlen als beschreiben lassen sich die verschiedenartigen Gefühle des Schmerzes über eine eben erfahrene Kränkung, und die Empfindungen der Freude über eine nahe Rache. Unsere Absicht war zwar nur, ihm seinen Undank vorzuwerfen. Doch sollt' es auf eine Art geschehen, die ihn recht empfindlich kränkte. Wir kamen daher überein, ihn mit gewohnter Freundlichkeit zu empfangen, anfangs noch traulicher als sonst mit ihm zu schwatzen, ihn so ein Weilchen zu unterhalten, und dann, mitten in dieser friedlichen Stimmung, über ihn hereinzubrechen, wie ein plötzliches Erdbeben, und mit dem Gefühl seiner Niedrigkeit ihn zu Boden zu schmettern. Als dieser Entschluß gefaßt worden, nahm meine Frau die Ausführung desselben über sich; und in der That fehlte es ihr nicht an Talent zu dergleichen Unternehmungen.

Er trat ins Zimmer, nahm einen Stuhl und setzte sich. — »Es ist heut ein recht schöner Tag, Herr Burchell!«

»Ja, Doctor, ein sehr schöner Tag. Aber ich glaube, wir bekommen Regen. Ich spüre ein Jucken in meinen Leichdornen.«

»In Ihren Hörnern?« rief meine Frau, die in ein lautes Gelächter ausbrach, dann aber um Verzeihung bat, daß sie sich den Scherz erlaubt.

»Beste Frau,« erwiederte er, »von ganzem Herzen sei Ihnen verziehen. Ich schwöre Ihnen, ich würde es nicht für einen Scherz gehalten haben, wenn Sie mir's nicht gesagt hätten.«

»Vielleicht war's auch keiner!« entgegnete meine Frau, uns zuwinkend. »Doch wag' ich zu behaupten, daß Sie uns sagen können, wie viel Späße auf ein Loth gehen?«

»Vermuthlich, Madame,« antwortete Burchell, »haben Sie heute Morgen irgend eine Sammlung von lustigen

Einfällen gelesen; der Einfall mit den Lothspäßen ist vortrefflich. Gleichwohl wäre mir ein halbes Loth Verstand lieber.«

»Das glaub' ich!« rief meine Frau, uns noch immer anlächelnd, wiewohl sie die Lachenden nicht auf ihrer Seite hatte. »Und doch,« fuhr sie fort, »hab' ich Männer gekannt, die auf Verstand Ansprüche machten, ohne ihn zu besitzen.«

»So werden Sie,« erwiederte ihr Gegner, »auch wohl Frauen gekannt haben, die auf Witz Anspruch machten, ohne dergleichen zu besitzen.«

Ich merkte bald, daß meine Frau bei diesem Handel nicht eben viel gewinnen würde, und entschloß mich daher, in einem scharfen Tone mit ihm zu reden.

»Witz und Verstand,« sprach ich, »sind ohne Redlichkeit geringfügige Dinge. Nur sie giebt dem Charakter des Menschen seinen wahren Werth. Der unwissende, aber fehlerfreie Bauer ist größer, als der Philosoph mit vielen Fehlern. Was sind Geist oder Muth ohne ein gutes Herz? Ein rechtschaffener Mann ist das edelste Werk Gottes.«

»Diese Lieblingsmaxime von Pope,« entgegnete Herr Burchell, »hielt ich stets unter der Würde eines Mannes von Genie und für eine Herabsetzung des eignen Werths. Nicht der Mangel an Fehlern, sondern der Reichthum an Schönheiten ist es, was den Werth eines Buchs erhöht. So aber sollte man auch den Werth des Menschen nicht nach der Reinheit von Fehlern beurtheilen, sondern nach dem Umfange der Tugenden, die er besitzt. Dem Gelehrten fehlt vielleicht Weltklugheit, der Staatsmann besitzt vielleicht zu viel Stolz, der Krieger zu viel Rohheit. Soll man ihnen deshalb den gemeinen Handwerker vorziehen, der sich ohne Lob und Tadel mühselig durch's Leben schleppt? Eben so gut könnte man einem streng correcten Gemälde der nieder-

ländischen Schule den Vorzug geben vor den nicht fehlerfreien, aber erhabenen Schöpfungen des römischen Pinsels.«

»Mein Herr,« erwiederte ich, »Ihre Bemerkung ist nur in dem Falle richtig, wo man kleine Fehler mit glänzenden Tugenden vereinigt findet. Treten jedoch in einer und derselben Seele außerordentlichen Tugenden große Laster entgegen, so verdient ein solcher Charakter nur Verachtung.«

»Es mag sein,« entgegnete er, »daß es solche Ungeheuer giebt, wie Sie sie schildern, bei denen man große Laster mit großen Tugenden vereinigt findet. Eine Spur ihres Daseins hab' ich jedoch während meines ganzen Lebens noch nicht gefunden. Vielmehr bemerkt' ich stets, daß unter ausgezeichneten Geistern auch edle Gesinnungen herrschen. Die Vorsehung scheint in diesem Falle es wirklich gut mit uns zu meinen. Bei einem verderbten Herzen beschränkt sie den Verstand, und wo der böse Wille vorherrscht, verringert sie die Kraft. Selbst bis auf die Thiere scheint sich diese Regel auszudehnen. Das kleine Insektengeschlecht ist stets tückisch, grausam und feig. Geschöpfe dagegen, die mit Stärke und Gewalt begabt sind, zeigen sich großmüthig, tapfer und edel.«

»Diese Bemerkungen klingen gut,« erwiederte ich. »Dennoch wäre es mir in diesem Augenblicke leicht, einen Mann zu zeigen« — hier heftete ich meine Blicke fest auf ihn — »dessen Kopf und Herz einen verabscheuenswerthen Contrast bilden. Ja, ja, mein Herr,« fuhr ich fort mit größerem Nachdruck, »ich freue mich sehr, ihn jetzt entlarven zu können mitten in seiner geträumten Sicherheit. — Kennen Sie das, mein Herr? Kennen Sie dies Taschenbuch?«

»Ja, mein Herr,« entgegnete er mit dreister und zuversichtlicher Miene, »das Taschenbuch gehört mir, und ich freue mich, daß Sie's gefunden haben.«

»Und kennen Sie,« rief ich, »diesen Brief? — Nicht gestottert! Mir gerad' ins Gesicht gesehen! Noch einmal, kennen Sie diesen Brief?«

»Diesen Brief?« entgegnete er .»Den Brief hab' ich selbst geschrieben.«

»Wie konnten Sie,« rief ich, »so niederträchtig, so undankbar sein, diesen Brief zu schreiben?«

»Und wie konnten Sie,« versetzte er mit beispielloser Frechheit, »so niederträchtig sein, den Brief zu erbrechen? Wissen Sie nicht, daß ich sie Alle dafür an den Galgen bringen kann? Nur vor dem nächsten Friedensrichter brauch' ich zu schwören, daß Sie sich so weit vergangen, das Schloß an meiner Brieftasche gewaltsam aufzubrechen. Sie werden dann sämmtlich vor dieser Thür aufgehängt.«

Diese unerwartete Frechheit brachte mich so in Wuth, daß ich mich kaum mäßigen konnte. »Undankbarer! Elender!« rief ich; »fort mit Dir! Laß Dich nie wieder blicken! Fort von meiner Thür! Die einzige Strafe, die ich Dir wünsche, ist ein unruhiges Gewissen, das Dich hinlänglich martern wird!«

Mit diesen Worten warf ich ihm das Taschenbuch hin. Er hob es lächelnd auf, drückte äußerst kaltblütig das Schloß zu und versetzte uns durch seine heitre Ruhe in das höchste Erstaunen. Besonders war meine Frau entrüstet, daß nichts ihn hatte erzürnen oder beschämt machen können über seine schlechten Streiche.

»Liebe Frau,« sagt' ich, um die unter uns zu hoch gestiegene Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, »wie sollten wir uns wundern, daß schlechte Menschen keine Scham besitzen? Sie erröthen nur, wenn man sie bei einer guten Handlung überrascht; sind aber stolz auf ihre Laster. — Scham und Laster, sagt die Allegorie, waren anfangs Gefährten, und blieben, als sie ihre Wanderung antraten, unzertrennlich

bei einander. Diese Verbindung ward jedoch bald beiden Theilen unangenehm und lästig. Das Laster versetzte die Scham oft in Unruhe, und die Scham verrieth oft des Lasters geheime Anschläge. Nach langem Unfrieden beschlossen sie endlich, für immer sich zu trennen. Frech ging nun das Laster seinen einsamen Pfad, um das Schicksal einzuholen, das in Grabesgestalt vor ihm einherschritt. Allein die Scham, von Natur schüchtern, kehrte zurück, um sich zu der Tugend zu gesellen, die sie beim Beginnen der Reise hinter sich gelassen. So, meine Kinder, wird der Mensch, wenn er eine Zeitlang auf der Bahn des Lasters gewandelt, von der Scham verlassen, und diese kehrt dann zu den wenigen Tugenden zurück, die ihm noch geblieben.«

Sechszehntes Kapitel.

Die Familie bedient sich einer List, welcher eine noch größere entgegengesetzt wird.

Wie auch Sophiens Empfindungen beschaffen sein mochten, die übrige Familie tröstete sich leicht über Herrn Burchell's Abwesenheit durch unsers Gutsherrn Gesellschaft, der uns häufiger und auf längere Zeit besuchte. War es ihm auch nicht gelungen, meinen Töchtern die Vergnügungen der Hauptstadt zu verschaffen, so ergriff er doch jede Gelegenheit, sie durch die kleinen Ergötzlichkeiten, die die Einsamkeit vergönnt, möglichst zu entschädigen. Gewöhnlich kam er am Morgen, und während ich und mein Sohn außerhalb des Hauses beschäftigt waren, saß er daheim bei mei-

ner Familie und unterhielt sie mit Schilderungen von London, wo er sehr genau bekannt zu sein schien. Alle Bemerkungen und Anekdoten aus der Atmosphäre der Schauspielhäuser wußte er zu wiederholen, und die sinnreichen Einfälle der Witzlinge wußt' er auswendig, ehe sie in eine Sammlung von Scherzen aufgenommen worden.

Die Pausen in der Unterhaltung benutzte er, um meine Töchter Piket zu lehren. Auch ließ er bisweilen meine Kleinen sich mit einander boxen, damit sie, wie er sich ausdrückte, Kräfte bekämen. Die Hoffnung, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen, machte uns gewissermaßen blind gegen alle seine Mängel. Gestehen muß ich, daß meine Frau tausend Fallen legte, ihn zu fangen, oder glimpflicher gesagt, daß sie jede kleine List brauchte, ihrer Töchter Verdienste zu erhöhen. Waren die Kuchen beim Thee scharf und bröcklich, so hatte Olivia sie gebacken, und wenn der Johannisbeerwein gut war, so hatte sie die Beeren gepflückt. Ihre Finger hatten den eingemachten Gurken und Bohnen die schöne grüne Farbe gegeben, und ihre Einsicht bei der Zubereitung eines Puddings die Bestandtheile gemischt. Dann versicherte die gute Frau ihrem Gaste bisweilen: er und Olivia seien von Einer Größe, und beide mußten aufstehen, um zu sehen, wer am größten wäre.

Diese Kunstgriffe hielt sie für so fein, daß Niemand sie merken könne, wiewohl sie Jeder durchschaute. Unserm Gönner schienen sie sehr zu behagen, und täglich gab er Beweise seiner Leidenschaft, die bisher noch zu keinem Heirathsantrage gediehen war. Doch schien derselbe, wie wir glaubten, nicht mehr fern. Sein Zögern ward bald eine natürlichen Blödigkeit beigemessen, bald der Furcht, seinen reichen Oheim zu beleidigen. Ein Vorfall jedoch, der sich bald nachher ereignete, ließ es kaum mehr bezweifeln, daß er ein Mitglied unsrer Familie zu werden wünschte. Meine

Frau glaubte in jenem Vorfall sogar ein bindendes Versprechen zu erblicken.

Als sie nämlich mit ihren Töchtern dem Nachbar Flamborough einen Gegenbesuch abstattete, hatte dessen Familie sich von einem Maler malen lassen, der auf dem Lande umherzog, und Portraits, das Stück zu wenigen Thalern, lieferte. Längst schon stritt jene Familie mit uns in Sachen des Geschmacks um den Vorrang. Wir waren daher eifersüchtig über diesen Vorzug, den sie uns insgeheim abgewonnen. Was ich auch dagegen einwenden mochte, es ward beschlossen, daß wir ebenfalls unsre Portraits haben müßten. Nachdem ich — denn was sollt' ich thun? die Arbeit mit dem Maler bedungen, war es unsre erste Sorge, durch die Wahl der Stellungen unsern höhern Geschmack zu zeigen.

Des Nachbars Familie bestand aus sieben Personen. Jede war mit einer Pomeranze in der Hand gemalt worden — eine höchst geschmacklose Idee, einförmig und ohne Leben. Wir wünschten etwas zu haben, das in einem höhern Styl ausgeführt wäre. Nach manchem Hin- und Herreden ward einstimmig beschlossen, daß wir uns sämmtlich in einem großen Familienstücke malen lassen wollten. Dies war wohlfeiler, weil man dazu nur Einen Rahmen brauchte, und zugleich weit vornehmer, weil alle Familien, die irgend Geschmack besaßen, sich auf diese Art malen ließen. Wir konnten uns jedoch nicht sogleich auf ein historisches Sujet besinnen, bei dem wir alle anzubringen wären. Daher begnügten wir uns damit, als unabhängige historische Personen dargestellt zu werden. Meine Frau wollte auf dem Bilde als Venus erscheinen, und der Maler ward ersucht, an dem Brustlaz und in dem Haar ja keine Diamanten zu sparen. Ihr zur Seite stehen sollten die beiden Kleinen als Liebesgötter, während ich im Priesterrock ihr meine Schrif-

ten über die Whistonschen Controversen überreichte. Olivia wollte als Amazone gemalt sein, auf einer Blumenflur gelagert, in einem grünen Reitkleide, mit Gold gestickt, eine Reitgerte in einer Hand. Sophie sollte eine Schäferin vorstellen, umgeben von so vielen Heerden, als der Raum des Bildes irgend gestattete, und Moses sollte geschmückt werden durch einen Hut mit einer weißen Feder.

Dem Gutsherrn behagte unser Geschmack so sehr, daß er darauf bestand, in das Familiengemälde aufgenommen zu werden. Er wollte als Alexander der Große zu Olivia's Füßen ruhen. Dies hielten wir alle für einen Beweis, daß er ein Mitglied unsrer Familie zu werden wünsche, und konnten ihm daher seine Bitte nicht verweigern. Der Maler ging nun ans Werk; und arbeitete so emsig und schnell, daß in kaum vier Tagen das Ganze vollendet war. Das Stück war groß, und ich muß gestehen, daß er die Farben nicht gespart hatte. Bei meiner Frau erntete er dafür großes Lob ein. Doch waren wir alle vollkommen zufrieden mit seiner Leistung. Ein unglücklicher Umstand jedoch, den wir leider erst bemerkten, als das Gemälde schon vollendet war, machte uns vielen Kummer. Es war so groß, daß es im Hause an Raum fehlte, es aufzustellen. Es ist fast unbegreiflich, wie wir alle einen so wesentlichen Punkt übersehen konnten. Wirklich hatte indeß Niemand daran gedacht.

Statt unsre Eitelkeit zu befriedigen, wie wir gehofft, lehnte das Gemälde nun an der Küchenwand, wo man die Leinwand aufgespannt und bemalt hatte. Viel zu groß, um durch eine unsrer Thüren geschafft zu werden, stand es nun da, unsern Nachbaren zum Spott. Einer verglich es mit Robinson Crusoe's langem Boot, das zu groß war, um von der Stelle gebracht zu werden; ein Andrer meinte, es habe noch mehr Aehnlichkeit mit der Haspel in einer Flasche. Einige wunderten sich, wie es hatte herausgebracht werden

können, und Andere erstaunten, wie es hereingekommen.

Nicht genug, daß es der Gegenstand des allgemeinen Spotts war, es veranlaßte selbst viele boshafte Bemerkungen. Daß mitten unter den Portraits sich auch das Bild des Gutsherrn befand, war eine zu große Ehre, um dem Neide zu entgehen. Ein hämisches Geflüster lief auf unsre Kosten umher, und wir wurden fortwährend beunruhigt durch angebliche Freunde, die uns treulich berichteten, was unsere Feinde von uns gesagt. Diese Berichte wurden zwar jedesmal mit gehöriger Zurechtweisung aufgenommen; allein die Verläumdung steigerte sich durch den Widerspruch.

Abermals ward berathschlagt, der Bosheit unsrer Feinde zu begegnen. Wir verfielen dabei endlich auf ein Mittel, das zu viel List enthielt, um meinen Beifall zu erhalten. Es bestand in Folgendem. Unser Hauptzweck war, zu ergründen, inwiefern Herr Thornhill ehrliche Absichten bei seinen Bewerbungen habe. Meine Frau übernahm es, ihn auszuforschen. Sie wollte ihn um Rath fragen bei der Wahl eines Bräutigams für Olivia. War dies nicht hinreichend, ihn zu einer Erklärung zu veranlassen, so sollte er geschreckt werden durch einen Nebenbuhler. Zu diesem letzten Schritte wollte ich jedoch meine Einwilligung durchaus nicht eher geben, bis ich von Olivia die feierliche Versicherung erhalten, daß sie den Mann heirathen wolle, den man ihr bei dieser Gelegenheit als Nebenbuhler namhaft gemacht, falls der Gutsherr nicht selbst ihr seine Hand reiche. So war der Plan geschmiedet, dem ich mich zwar nicht lebhaft widersetzte, den ich aber auch nicht ganz billigte.

Das nächste Mal, als Herr Thornhill uns wieder besuchte, gingen meine Mädchen ihm absichtlich aus dem Wege, um meiner Mutter dadurch Gelegenheit zur Ausführung ihres Plans zu verschaffen. Sie hatten sich nur in das nächste Zimmer begeben, wo sie das ganze Gespräch mit anhören

konnten. Meine Frau leitete es sehr geschickt ein durch die Neuigkeit, daß eins von den Fräulein Flamborough eine sehr gute Partie mit Herrn Spanker mache. Der Gutsherr war gleicher Meinung, und sie ging nun zu der Bemerkung über, daß es wohlhabenden Mädchen nie an wackern Männern fehle.

»Aber,« fuhr sie fort, »der Himmel erbarme sich der armen Mädchen, die kein Vermögen besitzen. Was hilft Schönheit, Herr Thornhill? Was helfen Tugend und die besten Eigenschaften von der Welt in diesem Zeitalter des Eigennutzes? Es wird nicht gefragt: was ist sie? wohl aber stets: was hat sie?«

»Madame,« erwiederte er, »Ihre Bemerkungen sind eben so richtig als wahr, und wär' ich König, so sollt' es anders werden. Dann sollte das goldne Zeitalter anbrechen für alle Mädchen ohne Vermögen. Unsre beiden jungen Damen sollten die ersten sein, für die ich sorgen würde.«

»Ach, mein Herr,« entgegnete meine Frau, »Sie belieben zu scherzen. Ich wünschte eine Königin zu sein. Dann wüßte ich wohl einen Gatten für meine älteste Tochter. Doch, Herr Thornhill, da Sie mich einmal darauf gebracht haben, sagen Sie mir ernstlich, ob Sie mir nicht einen passenden Mann vorschlagen können für meine Tochter? Sie ist neunzehn Jahre alt, wohl gewachsen, hat eine gute Erziehung genossen, und meiner geringen Meinung nach fehlt es ihr auch nicht an Talenten.«

»Madame,« versetzte er, »dürft' ich wählen, »so würd' ich ihr einen Gatten aussuchen, der alle Vollkommenheiten besäße, um einen Engel glücklich zu machen. Ein Mann von Verstand, Geschmack, Redlichkeit und Vermögen wäre, meiner Meinung nach, der einzige für sie passende Ehemann.«

»Ach, lieber Herr,« sprach sie, »kennen Sie einen solchen Mann?«

»Nein, Madame,« erwiederte er. »Es ist durchaus unmöglich, einen Mann zu finden, der ihr Gatte zu sein verdient. Sie ist ein zu großer Schatz für Eines Menschen Besitz. Sie ist eine Göttin! Bei meiner Seele! ich spreche, wie ich denke, sie ist ein Engel!«

»O Herr Thornhill, Sie schmeicheln nur meinen armen Mädchen. Wir haben schon daran gedacht, sie mit einem Ihrer Pächter zu vermählen, dessen Mutter kürzlich gestorben ist, und der eine Hausfrau bedarf. Sie wissen wohl, wen ich meine, den Pachter Williams. Er ist ein wohlhabender Mann, Herr Thornhill. Sie hat bei ihm ihr reichliches Brod, und er hat schon manchmal um sie angehalten (was wirklich der Fall war). Aber freuen sollte es mich, fügte sie hinzu, wenn diese Wahl Ihren Beifall hätte.«

»Wie, Madame,« entgegnete er. »Meinen Beifall? Eine solche Wahl meinen Beifall? Nimmermehr! So viel Schönheit, Verstand und Güte einem Burschen zu opfern, der ein solches Glück gar nicht zu schätzen weiß? Verzeihen Sie mir, wenn ich eine solche Ungerechtigkeit nicht billigen kann. Auch hab' ich meine Ursachen —«

»Wirklich, mein Herr?« unterbrach ihn Deborah. »Ja, wenn Sie Ihre Ursachen haben, so ist's freilich eine andre Sache. Aber kennen möcht' ich sie doch, diese Ursachen.«

»Verzeihen Sie, Madame,« erwiederte er; »sie liegen zu tief, um entdeckt zu werden. Hier,« fuhr er fort, die Hand auf's Herz legend, »hier sind sie verschlossen und vergraben.«

Nachdem er uns verlassen und wir eine allgemeine Rathsversammlung gehalten hatten, blieben wir dennoch ungewiß, was wir von diesem Zartgefühl halten sollten. Olivia erblickte darin einen Beweis der höchsten Leidenschaft. Ich war nicht so sehr davon begeistert. Mir schien es ziemlich klar, daß mehr Liebelei dahinter stecke als wirkliche Hei-

rathsabsichten. Mochte es indeß bedeuten, was es wollte, wir beschlossen dennoch, den Plan mit dem Pachter Williams weiter zu verfolgen, da er, seit Olivia's erstem Erscheinen in dieser Gegend, sich förmlich um ihre Hand beworben.

Siebenzehntes Kapitel.

Nur selten wird die Tugend gefunden, die der Gewalt einer langen und reizenden Verführung zu widerstehen vermag.

Ich war einzig bedacht auf das wahre Glück meines Kindes. Daher gefielen mir die Bewerbungen des Herrn Williams. Er befand sich in guten Umständen und war ein verständiger und rechtschaffener Mann. Um seine alte Liebe wieder anzufachen, bedurfte es nur einer kleinen Aufmunterung. Als er und Herr Thornhill sich nach einigen Abenden in unserem Hause trafen, maßen sie sich eine Zeit lang mit zornigen Blicken. Allein Williams war seinem Gutsherrn kein Pachtgeld schuldig, und dessen Unwille ihm daher völlig gleichgültig.

Olivia ihrerseits spielte aufs vollkommenste die Kokette, wenn man das spielen nennen kann, was ihr wirklicher Charakter war. Sie gab sich den Schein, als verschwende sie ihre ganze Zärtlichkeit an den neuen Liebhaber. Ueber diesen Vorzug schien Herr Thornhill sehr betrübt und nahm mit schmerzlichen Blicken Abschied. Ich muß aber gestehen, daß ich diese Betrübniß nicht recht erklären konnte. Es stand ja in seiner Macht, die Ursache zu entfernen, sobald er nur seine Absichten offen erklärte. Welche Unruhe er

aber auch zu fühlen schien, so konnte man doch deutlich merken, daß Olivia's Bangigkeit noch größer war.

Nach einem solchen Zusammentreffen ihrer Liebhaber, die sich oft einstellten, suchte sie gewöhnlich die Einsamkeit, um sich ihrem Schmerz zu überlassen. In einem solchen Zustande fand ich sie eines Abends, nachdem sie kurz zuvor scheinbar fröhlich gewesen war.

»Da siehst Du nun, mein Kind,« sagte ich, »daß Dein Vertrauen auf Thornhills Liebe nichts anders gewesen ist, als ein bloßer Traum. Er duldet einen Nebenbuhler, der in jeder Hinsicht unter ihm steht. Gleichwohl weiß er, daß es nur von ihm abhängt, durch eine aufrichtige Erklärung Deine Hand zu erhalten.«

»Ja, lieber Vater,« erwiederte sie. »Aber er hat seine Ursachen zu diesem Zögern. Ich weiß, daß er sie hat. Die Aufrichtigkeit seiner Worte und Blicke überzeugt mich von seiner wahren Achtung. In Kurzem, hoffe ich, werden seine edeln Gesinnungen sich offenbaren, und Du wirst Dich alsdann überzeugen, daß meine Meinung von ihm richtiger war als die Deinige.«

»Olivia, theures Kind!« rief ich, »jeder Plan, den wir bisher verfolgten, um ihn zu einer Erklärung zu nöthigen, war von Dir ersonnen und entworfen. Du kannst nicht sagen, daß ich Dir irgend Zwang angethan habe. Glaube jedoch deshalb nicht, mein Kind, daß ich jemals ein Werkzeug abgeben werde, seinen redlichen Nebenbuhler durch Deine unpassende Leidenschaft zu betrügen. Jede Frist, die Du verlangen magst, Deinen angeblichen Verehrer zu einer Erklärung zu bringen, soll Dir gestattet werden. Bleibt er indeß nach Ablauf dieser Zeit noch immer stumm, so muß ich durchaus darauf bestehen, daß der biedere Williams für seine Treue belohnt werde. Der gute Ruf, den ich bisher behauptet, fordert dies unumgänglich, und meine Recht-

lichkeit soll nicht wankend gemacht werden durch väterliche Zärtlichkeit. Bestimme den Tag, bestimme ihn so fern, als Du es für nöthig hältst. Benachrichtige aber zugleich Herrn Thornhill von dem Zeitpunkt, den ich bestimmt, Deine Hand einem Andern zu geben. Liebt er Dich wirklich, so muß sein eigner Verstand ihm sagen, daß es nur Ein Mittel giebt, wodurch er verhindern kann, Dich für immer zu verlieren.«

Mit diesem Vorschlage, den sie für recht und billig halten mußte, war Olivia völlig einverstanden. Auch erneuerte sie ihr ausdrückliches Versprechen, Herrn Williams zu heirathen, wenn der Gutsherr sich nicht entscheiden sollte. In Gegenwart des Letztern wurde bei der nächsten Gelegenheit Monat und Tag zu ihrer Vermählung mit seinem Nebenbuhler festgesetzt.

Ein so rasches Verfahren schien Herrn Thornhills Unruhe zu verdoppeln. Was aber Olivia wirklich litt, machte mir vielen Kummer. In diesem Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft verlor sie ihre ganze Heiterkeit und ergriff jeden Anlaß, in der Einsamkeit Thränen zu vergießen. Eine Woche war verstrichen, ohne daß Herr Thornhill einen Versuch machte, ihre Heirath zu hintertreiben. In der zweiten Woche kam er noch häufig, blieb aber verschlossen, und in der dritten stellte er seine Besuche gänzlich ein. Meine Tochter, statt die Unruhe zu verrathen, die ich erwartet, schien ruhig und in Gedanken versunken. Ich hielt es für Ergebung in ihr Schicksal. Aufrichtig freuete ich mich, daß meinem Kinde ein ruhiges und sorgenfreies Leben gesichert sei und oft lobte ich ihren Entschluß, ein stilles Glück dem Prunke vorgezogen zu haben.

Ungefähr vier Tage vor der Hochzeit hatte meine Familie sich Abends um ein freundliches Kaminfeuer versammelt. Vergangene Geschichten wurden erzählt und Pläne für die

Zukunft entworfen. Beschäftigt mit tausend Projecten, lachten wir über jeden närrischen Einfall, der geäußert ward.

»Nun, Moses,« rief ich, »es giebt bald eine Hochzeit in der Familie. Was meinst Du dazu?«

»Ich meine, lieber Vater, daß Alles recht gut gehen wird. Eben dacht' ich daran, wenn Schwester Livchen mit Herrn Williams verheirathet ist, so wird er seine Cyderpresse und sein Braugeräth uns wohl umsonst leihen.«

»Das wird er sicherlich, Moses!« erwiederte ich; »und obendrein wird er uns das Lied vom Tod und der Dame vorsingen und uns belustigen.«

»Er hat das Lied unserm Richard gelehrt,« sagte Moses. »Der singt es ganz artig.«

»So?« erwiederte ich. »Nun, so soll er's uns vorsingen. Wo ist der kleine Richard? Er soll kommen und dreist anfangen.«

»Mein Bruder Richard,« sagte mein jüngster Sohn Wilhelm, »ist so eben hinausgegangen mit Schwester Livchen. Aber Herr Williams hat mich auch zwei Lieder gelehrt, und die will ich Dir vorsingen, lieber Vater. Welches soll ich singen? Das Lied vom sterbenden Schwan, oder die Elegie auf den Tod eines tollen Hundes?«

»Vor allen Dingen die Elegie, die ich noch nicht gehört. — Du aber, liebe Deborah, weißt recht gut, daß der Kummer durstig macht. Gieb eine Flasche her von Deinem besten Johannisbeerwein, um unsere Lebensgeister zu stärken. Ich habe neuerlich schon so viel geweint bei allen Gattungen von Elegien, daß ich bei dieser verschmachten würde ohne ein erfrischendes Gläschen. Du aber, liebe Sophie, nimm Deine Guitarre und klimpere ein wenig zu des Knaben Gesang.

Elegie
auf den Tod eines tollen Hundes.

Herbei, ihr guten Leutchen all',
Und horcht auf meinen Sang!
Kurz ist er, und in keinem Fall
Währt er euch wohl zu lang.

Zu Islington lebt' einst ein Mann,
Den rühmte Jung und Alt;
Es hieß, er geht die rechte Bahn,
Wenn er zur Kirche wallt.

Für Freund und Feind großmüthig schlug
Sein Herz zu jeder Zeit,
Dem Nackten, eh' er's selber trug,
Gab er gar oft sein Kleid.

Und in dem Städtchen war ein Hund;
Es liefen dort umher
Windspiele, Möpse, Pudel und
Noch andre Hunde mehr.

Lang waren Mann und Hund gut Freund,
Bis sich ein Streit entspann.
Der Hund, so gut er's sonst gemeint,
Ward toll und biß den Mann.

Die Nachbarn kamen aus der Rund'
Verwundert wohl heran:
He! nicht bei Sinnen ist der Hund,
Zu beißen solchen Mann!

Es eiterte die Wund' und schwoll,
Und tödtlich schien der Biß;
Und Jeder schwur: der Hund sei toll,
Des Mannes Tod gewiß.

Doch welch ein Wunder kam ans Licht!
Propheten wurden roth:
Des Mannes Leben wankte nicht,
Der Hund erlag dem Tod'.

»Wahrlich, ein guter Junge, der Wilhelm! Die Elegie kann man echt tragisch nennen. Kommt Kinder, laßt uns auf Wilhelms Gesundheit trinken, und mög' er einst ein Bischof werden!«

»Von ganzem Herzen!« rief meine Frau. »Predigt er einst so gut, als er singt, so ist mir nicht bange um ihn. Die meisten seiner Verwandten von mütterlicher Seite konnten schöne Lieder singen, und in meiner Heimath ging die allgemeine Sage: von der Familie Benkinsop könne keiner gerade vor sich hinsehen, und von den Hugginsons könne keiner ein Licht ausblasen. Aber die Grograms wären alle gute Sänger, und unter den Marjorams wisse jeder ein Mährchen zu erzählen.

»Dem sei, wie ihm wolle!« entgegnete ich. »Im Allgemeinen gefallen mir doch die Volksballaden weit besser, als die prächtigen modernen Oden und all das Zeug, wobei man schon bei der ersten Strophe zu Stein wird. Das sind Produkte, die man zugleich lobt und verabscheut. Gieb Deinem Bruder ein Glas Wein, Moses! Der große Fehler dieser elegischen Dichter ist, daß sie sogleich in Verzweiflung gerathen über ein Unglück, das einem vernünftigen Menschen kaum Kummer verursacht. Eine Dame verliert ihren Muff, ihren Fächer oder ihren Schooßhund — gleich läuft

der alberne Poet nach Hause, um das Unglück in Verse zu bringen.«

»Das mag wohl,« sagte Moses, »so Mode sein bei erhabeneren Gedichten. Aber die Lieder, die zu uns kommen, sind durchaus einfach und traulich, und alle in eine Form gegossen. Da begegnet Colin seinem Dortchen, und sie sprechen mit einander. Er giebt ihr ein Jahrmarktsgeschenk, ihr Haar damit zu schmücken, und sie reicht ihm einen Blumenstrauß. Dann gehen sie mit einander in die Kirche und geben allen Mädchen und Jünglingen den Rath, so schnell als möglich zu heirathen.«

»Und das ist ein sehr guter Rath!« rief ich. »Auch hat man mich versichert, es gäbe keinen Ort in der Welt, wo ein solcher Rath schicklicher ertheilt werden könnte. Während man da zum Heirathen ermuntert wird, ist auch sogleich für eine Frau gesorgt. Wahrlich, mein Sohn, ein trefflicher Markt muß das sein, wo man uns sagt, was uns fehlt, und uns auch sogleich mit der nöthigen Waare versieht.«

»Ja wohl, lieber Vater,« versetzte Moses. »Aber ich kenne nur zwei solcher Weibermärkte in Europa: Ranelagh in England und Fuentarabia in Spanien. Der spanische Markt ist nur einmal im Jahre offen; unsere englischen Frauen aber sind jeden Abend feil.«

»Hast Recht, mein Sohn!« rief seine Mutter. »Für Männer, die Frauen haben wollen, ist Altengland der einzige Ort in der Welt.«

»Und für die Frauen,« unterbrach ich sie, »der einzige Ort, ihre Männer zu beherrschen. Man hat im Auslande ein Sprichwort: wenn eine Brücke übers Meer geschlagen würde, so würden alle Frauen des Continents herüberkommen, um die unsrigen sich zum Muster zu nehmen. In ganz Europa findet man keine solchen Weiber, wie bei

uns. — Aber gieb noch eine Flasche her, liebe Deborah, und Du, Moses, sing uns ein hübsches Lied.«

»Welchen Dank,« fuhr ich fort, »sind wir nicht dem Himmel schuldig, daß er uns Ruhe, Gesundheit und ein mäßiges Auskommen gegeben hat! Ich halte mich in diesem Augenblick für glücklicher, als der größte Monarch auf Erden. Er hat kein solches Kaminfeuer und sieht keine so fröhlichen Gesichter um sich her. Ja, liebe Deborah, wir werden immer älter, aber der Abend unsers Lebens wird heiter sein. Auf unsern Vorfahren haftet kein Makel, und ein biederes und tugendhaftes Geschlecht lassen wir einst zurück in unseren Kindern. Sie werden, so lange wir leben, unsere Stütze und Freude sein, und sterben wir einst, so erhalten sie unsere Ehre bei der Nachwelt unbefleckt. — Aber, mein Sohn, wir warten auf ein Lied. Sing uns eins mit einem Schlußchor. Wo ist denn aber meine liebe Olivia? Die kleine Engelsstimme ist immer die lieblichste im ganzen Chor.«

Kaum hatte ich dies gesprochen, als Richard gelaufen kam. »O Vater, Vater!« rief er. »Sie ist fort von uns! Schwester Livchen ist fort auf immer!«

»Wie? Fort von uns?«

»Ja, sie ist auf und davon gefahren in einer Postkutsche mit zwei Herren, und einer von ihnen küßte sie und sprach, er wolle für sie sterben. Und sie weinte sehr und wollte wieder umkehren. Aber er redete ihr fortwährend zu, und da stieg sie in die Kutsche und sagte: O was wird mein Vater anfangen, wenn er hört, daß ich verloren bin!«

»Nun, meine Kinder,« rief ich, »geht hin und seid elend! Jetzt giebt's für uns keine frohe Stunde mehr! O daß des Himmels Rache ihn und die Seinigen auf ewig verfolgen möchte! Mir so mein Kind zu rauben! Der Himmel wird mich erhören, denn für den Himmel erzog ich mein liebes unschuldiges

Kind. Wie rein war meines Kindes Herz! — Aber unser irdisches Glück ist nun dahin! Geht, meine Kinder, geht! Ihr seid jetzt elend und entehrt, und mir ist das Herz gebrochen!«

»Vater!« sprach mein Sohn, »ist dies Deine Standhaftigkeit?«

»Standhaftigkeit, Kind? Ja, er soll sehen, daß ich standhaft bin. Bring mir meine Pistolen. Ich verfolge den Verräther, will ihn verfolgen, so lange er auf Erden wandelt! So alt ich bin, ich will ihm zeigen, daß ich ihn zu züchtigen weiß, den Buben, den schändlichen Buben!«

Unterdessen hatte ich meine Pistolen herbeigeholt. Da rief meine arme Frau, minder leidenschaftlich als ich, indem sie mich in die Arme schloß: »Lieber, bester Mann! die Bibel ist die einzige Waffe, die für Deine alten Hände paßt! Dies Buch schlage auf und lies, daß uns Geduld komme in unserm Schmerz. Sie hat uns schändlich getäuscht!«

»Dein Zorn, lieber Vater,« begann mein Sohn nach einer Pause, »ist wirklich zu heftig und ungeziemend. Meine Mutter solltest Du trösten, und vermehrst nur ihren Schmerz. Weder für Dich noch für Deinen ehrwürdigen Stand schickt es sich, Deinem ärgsten Feinde zu fluchen. Du hättest ihm, wenn er auch ein Schurke ist, doch nicht so fluchen sollen!«

»Ich fluchte ihm nicht, mein Kind! Oder hab' ich's gethan?«

»Allerdings, Vater hast Du's gethan, Du hast ihm zweimal geflucht.«

»That ich's wirklich, so verzeihe ihm Gott und mir! Jetzt, mein Sohn, fühle ich erst, daß es mehr als menschliche Güte war, die uns zuerst gelehrt, unsere Feinde zu segnen. Gelobt sei sein heiliger Name für alles Gute, das er uns gegeben und für das, was er uns genommen! Aber es ist doch kein kleines Unglück, das diesen alten Augen,

die seit so vielen Jahren nicht geweint, Thränen entlocken kann. Mein Kind, meinen Liebling ins Verderben zu stürzen! Vernichtung komme über — der Himmel vergebe mir, was ich sagen wollte! Erinnert Euch, meine Lieben, wie gut sie war, wie bezaubernd! Bis zu diesem unseligen Augenblicke ging ihr ganzes Streben dahin, uns Freude zu machen. O daß sie gestorben wäre! Aber sie ist entflohen! Befleckt ist die Ehre unserer Familie, und glücklich werd' ich hier auf Erden nie wieder, nur in jener Welt! Du, mein Kind, sahst sie hinwegfahren. Vielleicht ward sie entführt. Denn sie ist unschuldig.«

»O nein, lieber Vater,« entgegnete der Knabe. »Er küßte sie nur und nannte sie seinen Engel, und sie weinte sehr und lehnte sich auf seinen Arm, und so fuhren sie schnell davon.«

»Sie ist ein undankbares Geschöpf!« rief meine Frau, die vor Thränen kaum reden konnte. »Uns so zu behandeln! Haben wir ihren Neigungen je den mindesten Zwang angethan? Die schlechte Dirne hat ohne alle Ursache ihre Eltern schändlich verlassen. So bringt sie Dein graues Haar vor der Zeit in die Grube, und ich werde Dir bald nachfolgen.«

So verging diese Nacht, die erste unseres wahrhaften Unglücks, unter bittern Klagen und heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft. Ich war jedoch entschlossen, den Verräther, wo er auch sein möge, aufzusuchen und ihm Vorwürfe zu machen wegen seiner Schändlichkeit. Am andern Morgen fehlte uns unser unglückliches Kind beim Frühstück, wo es uns alle stets zu erheitern pflegte. Meine Frau suchte, wie früher, ihr Herz zu erleichtern durch Schmähungen.

»Nie soll,« rief sie, »dieser Schandfleck unserer Familie sich wieder nahen unserer harmlosen Wohnung. Nie werd' ich sie wieder Tochter nennen! Nein! die liederliche Dirne

bleibt bei ihrem schändlichen Verführer! Schande kann sie uns bringen aber täuschen soll sie uns nicht wieder!«

»Frau,« sagte ich, »sprich nicht so lieblos. Ich verabscheue ihre Schuld, wie Du. Dennoch stehe dies Haus und dies Herz der wiederkehrenden reuigen Sünderin stets offen. Je schneller sie zurückkommt von ihren Verirrungen, um so herzlicher sei sie mir willkommen. Auch der Beste kann zum Erstenmal fehlen; denn die List überredet, und der Reiz der Neuheit ist lockend. Der erste Fehltritt ist das Kind der Einfalt; alle folgenden sind des Lasters Sprößlinge. Ja, das arme Kind soll diesem Hanse und diesem Herzen willkommen sein, und wenn es mit tausend Lastern befleckt wäre. Lauschen will ich wieder dem süßen Tone ihrer Stimme; ich will sie wieder zärtlich an mein Herz drücken, wenn ich in dem ihrigen Reue finde. — Mein Sohn, bringe mir meine Bibel und meinen Stab! Ich will ihr überall nachfolgen, und kann ich sie auch der Schande nicht entreißen, so kann ich doch vielleicht ihrer Beharrlichkeit in der Sünde vorbeugen.«

Achtzehntes Kapitel.

Väterliche Bemühungen, ein verlornes Kind wieder zur Tugend zurückzuführen.

Der Knabe vermochte zwar die Person des Mannes, der seine Schwester in die Postkutsche gehoben, nicht zu zu beschreiben. Mein Verdacht fiel jedoch auf keinen andern, als auf unsern jungen Gutsherrn, der bekannt war

wegen seines Hanges zu solchen Intriguen. Ich lenkte daher meine Schritte nach Thornhill-Castle, fest entschlossen, ihm derbe Vorwürfe zu machen, und wo möglich meine Tochter zurückzuführen.

Ehe ich aber noch seinen Wohnsitz erreichte, begegnete mir eins meiner Beichtkinder, das mir sagte, es sei ihm ein junges Frauenzimmer, das meiner Tochter sehr ähnlich gesehen, mit einem Herrn in einer Postkutsche begegnet. Nach der Beschreibung mußt' ich ihn für Herrn Burchell halten. Zugleich hört' ich, daß sie schnell gefahren. Diese Auskunft befriedigte mich jedoch keineswegs, und ich wanderte fort nach dem Schlosse des Gutsherrn, den ich, obgleich es noch früh am Tage war, sogleich zu sprechen verlangte.

Mit heiterer, unbefangener Miene trat er mir entgegen, wie es schien, sehr bestürzt über die Nachricht von meiner Tochter Flucht. Er betheuerte auf sein Ehrenwort, daß er von der Sache durchaus nichts wisse. Ich gab meinen früheren Verdacht auf, der jetzt nur auf Herrn Burchell fallen konnte. Wie ich mich erinnerte, hatte er in der letzten Zeit mehrmals heimlich mit Olivia gesprochen. Die Aussage eines zweiten Zeugen ließ auch nicht länger an seiner Schändlichkeit zweifeln. Derselbe behauptete nämlich, Herrn Burchell und meine Tochter wirklich gesehen zu haben, und zwar auf dem Wege nach einem etwa dreißig (engl.) Meilen von uns entfernten Badeorte, der eben von vielen Fremden besucht wurde.

Ich befand mich in jenem Gemüthszustande, in welchem man geneigter ist, rasch zu handeln, als reiflich zu überlegen. Es fiel mir gar nicht ein, daß diese Berichte vielleicht von Personen kamen, die mich absichtlich irre führen wollten. Ich beschloß daher, meiner Tochter mit ihrem Verführer nach jenem Badeorte zu folgen. Rasch wanderte

ich vorwärts, und erkundigte mich unterwegs an allen Orten, ohne jedoch etwas zu erfahren, bis ich in die Stadt getreten war. Da begegnete mir ein Mann zu Pferde, den ich früher bei dem Gutsherrn gesehen zu haben glaubte. Dieser Mann versicherte mich, ich werde sie gewiß einholen, wenn ich ihm etwa noch dreißig (engl.) Meilen bis zum Pferderennen folgen wollte. Noch Abends zuvor habe er sie dort tanzen sehen, und die ganze Gesellschaft sei bezaubert gewesen von meiner Tochter Anmuth.

Früh am andern Morgen wanderte ich nach dem Orte, wo das Pferderennen gehalten ward. Gegen vier Uhr Nachmittags kam ich dort an. Die Versammlung war glänzend und schien einzig darauf bedacht zu sein, sich zu vergnügen. Wie verschieden war ihr Zweck von dem meinigen, der darin bestand, ein verlornes Kind wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen! In einiger Entfernung glaubte ich Herrn Burchell zu bemerken. Er verlor sich jedoch, als fürchte er ein Zusammentreffen mit mir, bald in dem Gewühl, und ich sah ihn nicht wieder.

Ich überlegte, daß es fruchtlos sein möchte, meine Nachforschungen fortzusetzen, und beschloß wieder zurückzukehren zu meiner unschuldigen Familie, die meines Beistandes so bedürftig war. Allein meine Gemüthsbewegung und die Beschwerden der Reise zogen mir ein Fieber zu, dessen Symptome ich schon gefühlt, ehe ich die Rennbahn verlassen. Dies war ein neuer unerwarteter Schlag, da ich mich über siebenzig (engl.) Meilen von meinem Wohnorte entfernt hatte.

Ich begab mich in ein kleines Wirthshaus an der Heerstraße, den gewöhnlichen Zufluchtsort der Armuth und der Mäßigkeit. Dort legte ich mich geduldig nieder, den Ausgang meiner Krankheit erwartend. Fast drei Wochen hatte ich da geschmachtet, als endlich meine kräftige Natur siegte.

Leider mangelte es mir an Geld, die Kosten meines Unterhalts zu bestreiten. Vielleicht hätte die bloße Angst hierüber mir einen Rückfall zugezogen, wäre nicht ein Reisender zu meiner Hülfe erschienen, der zufällig in der Schenke einsprach, um eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Diese Person war Niemand anders, als der menschenfreundliche Buchhändler auf dem St. Paulskirchhofe zu London, der so manches Büchlein für Kinder geschrieben. Er nannte sich einen Kinderfreund; allein er war ein Freund der ganzen Menschheit. Kaum vom Pferde gestiegen, wollte er schon wieder forteilen, denn er war stets überhäuft mit wichtigen Geschäften und sammelte damals gerade Materialien zur Geschichte eines gewissen Thomas Trip. Ich erkannte sogleich das Kupfergesicht des gutmüthigen Mannes; denn er war der Verleger meiner Schriften gegen die Deuterogamisten. Von ihm borgte ich eine kleine Summe, die ich bei meiner Rückkehr zurückzahlen wollte.

Als ich die Schenke verließ, fühlte ich mich so matt und schwach, daß ich in kleinen Tagereisen, von etwa zehn Meilen, nach Hause zu wandern beschloß. Meine Gesundheit und Gemüthsruhe waren so ziemlich wieder hergestellt, und ich tadelte jetzt den Stolz, womit ich mich der strafenden Hand des Himmels widersetzt. Der Mensch weiß selten, welches Mißgeschick seine Geduld übersteigt, bis er es erfährt, wie wir beim Erklimmen der Gipfel des Ehrgeizes, die uns von unten aus so glänzend entgegenstrahlen, bei jedem Schritt auf verborgene Gefahren und Täuschungen stoßen, so pflegt auch der ewig rege, stets nach Genuß strebende Geist beim Hinabsteigen in das Thal des Elends, so düster und schaurig es ihm auch von dem Gipfel des Vergnügens aus erscheint, doch immer etwas zu finden, das ihm schmeichelt oder ihn überrascht. Je mehr wir uns ihnen nähern, desto mehr scheinen sich die dunkeln

Gegenstände zu erhellen, und das geistige Auge gewöhnt sich an die düstere Lage.

Zwei Stunden mocht' ich ungefähr gewandert sein, als ich in einiger Entfernung ein Fuhrwerk erblickte. Ich hielt es für die Kutsche, die ich einholen wollte, und bemühte mich, sie zu erreichen. Als ich jedoch näher kam, sah ich, daß es der Wagen einer wandernden Schauspielertruppe war. Mit Coulissen und anderm theatralischen Apparat beladen, fuhr er nach dem nächsten Dorfe, wo man Vorstellungen geben wollte. Bei dem Wagen befand sich nur der Fuhrmann und ein einziger Schauspieler, da die übrige Gesellschaft erst am folgenden Tage nachkommen wollte.

Gute Reisegesellschaft verkürzt den Weg, sagt das Sprüchwort. Ich knüpfte daher ein Gespräch mit dem armen Schauspieler an. Ich selbst besaß einst einiges theatralische Talent und schwatzte daher mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit über diesen Gegenstand. Mit dem gegenwärtigen Zustande der Bühne jedoch wenig bekannt, fragte ich ihn, welches denn die beliebtesten dramatischen Dichter wären, die heutigen Dryden's und Otway's?«

»Mich dünkt, mein Herr,« sprach der Schauspieler, »nur wenige unsrer neuen dramatischen Dichter würden sich durch einen Vergleich mit denen, die Sie da nennen, geehrt fühlen. Dryden's und Rowe's Manier ist völlig aus der Mode. Unser Geschmack ist um ein ganzes Jahrhundert zurückgeschritten. Fletscher, Ben Johnson und Shakspeare's sämmliche Schauspiele sind die einzigen Dinge, die Glück machen.«

»Wie?« entgegnete ich, »ist es möglich, daß unser Zeitalter Geschmack finden kann an der veralteten Sprache, dem verbrauchten Humor, den überladenen Charaktern, die so häufig in den Werken vorkommen, die Sie eben erwähnen?«

»Mein Herr,« erwiederte mein Begleiter, »das Publi-

kum kümmert sich weder um Sprache, noch um Humor, noch um Charakter. Das ist gar nicht seine Sache. Nur der Unterhaltung wegen geht es ins Theater, und es ist völlig zufrieden, wenn man ihm nur unter der Firma Johnson oder Shakspeare eine Pantomime zum Besten giebt.«

»So muß ich glauben,« sagt' ich, »daß unsre neuen Dramatiker mehr Nachahmer Shakspeare's sind, als der Natur.«

»Soll ich die Wahrheit sagen,« entgegnete mein Reisegefährte, »so scheint es mir, als ahmten sie durchaus nichts nach. Das Publikum verlangt dies auch gar nicht. Nicht die Composition des Stücks, nur die Gruppirungen und Ueberraschungen finden rauschenden Beifall. Ich habe ein Stück gekannt, das, ohne einen Funken von Witz, doch vom Publikum vergöttert ward, und ein anders machte dadurch sein Glück, daß der Dichter darin einen Anfall von Bauchgrimmen vorkommen ließ. Nein, mein Herr, für den jetzigen Geschmack sind Congreve's und Farquhar's Werke viel zu witzig. Unsere heutige Sprache ist bei weitem natürlicher.«

Die Habseligkeiten der wandernden Truppe waren unterdeß im Dorfe angelangt. Man schien dort schon von unserer Ankunft benachrichtigt zu sein; denn Alles lief herbei, uns anzugaffen. Mein Gefährte äußerte, wandernde Schauspieler hätten mehr Zuschauer vor der Thür, als im Hause.

Wie unpassend eine solche Gesellschaft für mich war, fühlte ich erst, als ein großer Volkshaufen sich um uns versammelt hatte. Ich flüchtete mich so schnell als möglich in die erste Bierschenke, die mir zu Gesichte kam. Als ich in das Gastzimmer trat, näherte sich mir ein wohlgekleideter Mann mit der Frage: ob ich bei der Schauspielertruppe ein wirklicher Prediger sei, oder bloß als solcher aufträte. Als ich ihm der Wahrheit gemäß berichtet, daß ich durch-

aus nicht zu der Gesellschaft gehöre, ließ er sich herab, mich und den Schauspieler zu einer Bowle Punsch einzuladen, wo er dann mit vielem Ernst und großem Interesse über die neuesten politischen Ereignisse sprach.

Ich hielt ihn für nichts weniger als für ein Parlamentsmitglied. In dieser Vermuthung ward ich noch bestärkt, als er bei meiner Erkundigung nach dem Abendessen darauf bestand, ich und der Schauspieler sollten mit ihm in seinem Hause speisen. Dazu ließen wir nach einigem Nöthigen und einigen Complimenten uns bereden.

Neunzehntes Kapitel.

Schilderung eines Mannes, der, unzufrieden mit der jetzigen Regierung, den Verlust unsrer Freiheit befürchtet.

Das Haus, in welchem wir bewirthet werden sollten, lag etwas entfernt vom Dorfe. Unser Gastfreund äußerte, er wolle uns, da seine Kutsche ausbleibe, zu Fuße dahin führen. Wir kamen bald vor einem der prächtigsten Gebäude an, die ich jemals in dieser Gegend gesehen. Das Zimmer, in welches wir geführt wurden, war äußerst elegant und nach dem neuesten Geschmack möblirt. Unser Wirth verließ uns, um Befehle zum Abendessen zu geben, und der Schauspieler gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß wir von Glück zu sagen hätten.

Unser Wirth kam bald wieder, und eine Abendmahlzeit ward aufgetragen. Hierauf erschienen zwei Damen in einer geschmackvollen Hauskleidung, und die Unterhaltung begann

mit vieler Lebhaftigkeit. Die Politik war jedoch der Gegenstand, den unser Wirth hauptsächlich berührte. Dabei versicherte er wiederholt, die Freiheit sei sein Stolz, aber auch sein Schrecken. Als der Tisch abgedeckt worden, fragte er mich, ob ich das letzte Stück des Moniteurs gelesen, und als ich es verneinte, rief er: »Wie? wohl auch nicht den Auditor?«

»Auch den nicht,« erwiederte ich.

»Das ist seltsam, sehr seltsam!« versetzte mein Wirth. »Ich lese alle politischen Blätter, die jetzt erscheinen, und so sehr sie sich auch gegenseitig anfeinden, so lieb' ich sie doch alle. Freiheit, mein Herr — Freiheit ist des Britten Stolz, und — bei allen meinen Kohlenminen in Cornwallis! — ich verehre ihren Beschützer!«

»So verehren Sie vermuthlich den König!« sagte ich.

»Ja,« versetzte mein Wirth, »insofern er thut, was wir haben wollen. Treibt er's aber noch länger so, wie neuerlich, so werd' ich mich um seine Angelegenheiten nicht weiter bekümmern. Ich will nichts weiter sagen. Aber ich glaube, ich würde Manches besser angeordnet haben. Es scheint, ihm mangelt eine hinlängliche Anzahl von Rathgebern. Er sollte Jeden um Rath fragen, der ihm Rath ertheilen will. Alles würde dann eine ganz andere Gestalt gewinnen.«

»Ich wünschte,« rief ich, »dergleichen zudringliche Rathgeber würden an den Pranger gestellt. Rechtschaffene Männer sollten sich's zur Pflicht machen, die schwache Seite unserer Verfassung zn stützen, diese geheiligte Macht, die seit einigen Jahren täglich mehr abgenommen und ihren nothwendigen Einfluß auf die Staatsverwaltung verloren hat. Aber diese unwissenden Menschen erheben noch immer ein Freiheitsgeschrei, und bekommen sie einiges

Gewicht, so werfen sie's schändlicher Weise in die sinkende Wagschaale.

»Wie?« rief eine der Damen. »Muß ich's erleben, einen so niedrig denkenden, einen so gemeinen Menschen zu sehen, der ein Feind der Freiheit ist und ein Vertheidiger der Tyrannen. Freiheit, das herrliche Himmelsgeschenk! das herrliche Vorrecht der Britten!«

»Ist's möglich,« rief unser Wirth, »daß es in unseren Tagen noch Vertheidiger der Sklaverei giebt? daß es Menschen giebt, die niedrig genug denken, um die Vorrechte eines Britten aufzugeben! Kann Jemand so verworfen sein?«

»Mein Herr,« erwiederte ich, »ich bin für die Freiheit, für dies Attribut der Gottheit, für die herrliche Freiheit, das immer wiederkehrende Thema der heutigen Unterhaltung. Ich wünschte, ich wäre König. Jeder hat von Natur ein gleiches Recht auf den Thron; wir sind ursprünglich alle gleich. Das ist meine Meinung, und war einst die eines Vereins würdiger Männer, Independenten geheißen. Sie versuchten, sich zu einer Gemeine zu vereinigen, in welcher alle gleich frei sein sollten. Leider wollt' es ihnen jedoch damit nicht glücken. Es gab einige unter ihnen, die stärker, und wieder einige, die schlauer waren, als die Andern, und diese wurden die Herren der Uebrigen. Wie Ihr Stallknecht die Pferde reitet, weil er listiger ist, als sie, so wird sicher auch jedes Thier, das listiger oder stärker ist, als er, sich ihm wiederum auf die Schultern setzen. Es ist einmal das Schicksal der Menschheit, sich unterwerfen zu müssen; Einige sind zum Herrschen, Andere zum Gehorchen geboren. Doch nun entsteht die Frage, da doch einmal Tyrannen sein müssen, ob es besser sei, sie bei uns im Hause zu haben, oder im Dorfe, oder weiter entfernt in der Hauptstadt? Was mich betrifft, so hab' ich vor dem Anblick eines Tyrannen eine angeborne so große Scheu, daß

ich froh bin, wenn er recht weit von mir entfernt ist. Die Mehrzahl der Menschen denkt wie ich, und entschied sich daher einstimmig für einen König, dessen Wahl zugleich die Zahl der Tyrannen vermindert, und die Tyranney so weit als möglich von der Volksmenge entfernt. Nun aber sind die Großen, die vor der Wahl eines einzigen Tyrannen selbst Tyrannen waren, einer ihnen überlegenen Macht natürlich abgeneigt, weil diese am schwersten auf den untergeordneten Ständen lastet. Im Interesse der Großen liegt es daher, die königliche Gewalt so viel als möglich zu schwächen, weil, was sie ihr nehmen, ihnen selbst zufällt. Ihr ganzes Streben im Staate läuft also darauf hinaus, das Ansehn der einzigen Tyrannen zu untergraben, damit sie dadurch wieder zu ihrer frühern Autorität gelangen. Nun können aber die Verhältnisse eines Staats oder seine Gesetze, oder auch die Gesinnungen seiner reichen Bürger so beschaffen sein, daß sie dazu beitragen, die Monarchie zu untergraben. Begünstigten z. B. die Staatsverhältnisse eine Anhäufung von Reichthum, so daß die Wohlhabenden noch reicher würden, so dürfte leicht der Ehrgeiz erwachen. Eine Anhäufung von Reichthum muß aber die nothwendige Folge sein, wenn mehr Geld durch auswärtigen Handel erworben wird, als durch Landesindustrie. Denn der auswärtige Handel kann nur von den Reichen mit Vortheil betrieben werden, und diese ziehen zugleich allen Gewinn, der aus der Landesindustrie entspringt. So sind dem Reichen zwei Erwerbsquellen geöffnet, während der Arme nur Eine hat.

»Auf diese Weise häufte sich in allen Handelsstaaten der Reichthum bei einzelnen Familien an, und deshalb wurden sie nach und nach sämmtlich aristokratisch. Selbst die Langesetze können zur Anhäufung von Reichthum beitragen, wenn durch sie die natürlichen Bande, die den Reichen an

den Armen knüpfen, durch die Verordnung gelöst worden, daß die Reichen sich nur mit den Reichen verheirathen sollten, oder wenn der Gelehrte für unfähig gehalten wird, seinem Vaterlande zu dienen, bloß weil er arm ist. Der Reichthum wird dadurch ein Gegenstaud des Ehrgeizes für den Weisen. Hierdurch, sag' ich, und durch ähnliche Mittel wird der Reichthum vermehrt. Ist nun der Besitzer angehäufter Schätze mit allen Bedürfnissen und Genüssen des Lebens versehen, so kann er seinen Ueberfluß nur anwenden zur Erkaufung der Gewalt. Das heißt mit andern Worten: er erwirbt sich Anhänger, indem er die Freiheit dürftiger oder feiler Menschen erkauft, die für ein Stück Brod den Druck der ärgsten Tyrannei dulden. Auf diese Weise versammelt jeder sehr reiche Mann gewöhnlich einen Kreis der Aermsten des Volks um sich, und den Staat, der viele solche überreiche Bürger hat, könnte man füglich mit dem System des Cartesius vergleichen, nach welchem jeder Planet seine eignen Wirbel hat. Doch alle, die sich gutwillig in den Wirbeln eines großen Mannes bewegen, sind nur wie Sklaven, der Auswurf der Menschheit, durch Geist und Erziehung zur Knechtschaft bestimmt, und sie kennen die Freiheit nur dem Namen nach. Uebrig bleiben muß indeß noch ein großer Theil des Volks, den der Einfluß des Reichen nicht berührt, namentlich die Classe von Menschen, die zwischen dem Ueberreichen und dem Pöbel steht, Leute, die zu wohlhabend sind, um sich vor der Gewalt ihres mächtigen Nachbars zu beugen, und doch wieder zu arm, um sich selbst zu Tyrannen aufzuwerfen. In dieser Mittelclasse findet man insgemein alle Künste, alle Weisheit und alle Tugenden der bürgerlichen Gesellschaft. Diese Classe ist die wahre Beschützerin der Freiheit, und nur sie kann man eigentlich das Volk nennen.

»Es kann sich jedoch zutragen, daß diese Mittelclassen

ihren Einfluß auf den Staat verliert, und daß ihre Stimme gewissermaßen von der Stimme des Pöbels übertäubt wird. Denn das Eigenthum, das zu einer Stimme in Staatsangelegenheiten berechtigt, ist jetzt zehnmal geringer, als bei Gründung der Constitution für nöthig gehalten ward. Dadurch aber wird eine größere Pöbelmasse in das politische System verflochten, die, weil sie stets im Wirbel der Großen sich umherdreht, auch immer der von jenen gegebenen Richtung folgen muß. In einem solchem Staate bleibt daher dem Mittelstande nichts anders übrig, als die Vorrechte und Privilegien des obersten Herrschers sorgsam zu wahren, weil er die Macht der Reichen theilt und die Großen verhindert, mit zehnfachem Gewicht auf den unter ihnen stehenden Mittelstaand zu drücken. Vergleichen kann man diesen Mittelstand mit einer von den Reichen belagerten Stadt, zu deren Entsatz der Herrscher herbeieilt. Die Belagerer, den auswärtigen Feind fürchtend, werden natürlich den Belagerten die glänzendsten Anerbietungen machen, ihnen mit leeren Worten schmeicheln und sie durch Privilegien zu locken suchen. Haben sie jedoch den obersten Herrscher einmal besiegt, so bieten die Mauern der Stadt ihren Bewohnern nur eine schwache Schutzwehr dar. Was sie dann zu erwarten haben, zeigt ein Blick auf Holland, Genua oder Venedig, wo die Gesetze die Armen, die Reichen aber die Gesetze regieren. Ich leb' und sterbe daher für die Monarchie — für die geheiligte Monarchie! Giebt es irgend etwas Heiliges unter den Menschen, so ist es das gesalbte Volksoberhaupt, und jede Verminderung seiner Gewalt, sei's im Kriege oder in Friedenszeiten, ist ein Eingriff in die wahre Freiheit der Unterthanen. Viel gewirkt haben schon die bloßen Worte: Freiheit, Patriotismus und Britte! und es steht zu hoffen, die echten Söhne der Freiheit werden verhindern, daß durch sie etwas Uebles ge-

schehe. Ich habe in meinem Leben so manchen angeblichen Freiheitsvertheidiger gekannt; doch entsinne ich mich keines einzigen, der nicht in seinem Herzen und in seinem Hause zugleich ein Tyrann gewesen wäre.«

Ich fühlte, daß ich in meinem Eifer bei dieser Rede die Grenzen der guten Lebensart überschritten. Auch konnte mein Wirth, der mich schon oft zu unterbrechen versucht, seine Ungeduld nicht länger zügeln.

»Wie?« rief er, »so hab' ich einen Jesuiten in der Kleidung eines englischen Geistlichen bewirthet? Aber bei allen Kohlenminen in Cornwallis, er soll sich packen, so wahr ich Wilkinson heiße.«

Ich sah nun ein, daß ich zu weit gegangen war und bat Verzeihung, daß ich so heftig gesprochen.

»Verzeihung?« entgegnete er wüthend. »Solche Grundsätze verlangen, glaub' ich, tausendmal verziehen zu werden. Wie? Freiheit und Vermögen soll man aufgeben, und, wie der Zeitungsschreiber sagt, den Fuß in hölzerne Schuhe stecken? Herr! packen Sie sich augenblicklich aus dem Hause! Es könnte üble Folgen für Sie haben! Ich bestehe darauf!«

Ich wollte eben einige Einwendungen machen, als ich stark an die Thür pochen hörte. Die beiden Damen riefen zu gleicher Zeit: »Ich will des Todes sein, wenn nicht unsere Herrschaft nach Hause gekommen!«

Mein Wirth schien demgemäß nur der Kellermeister, der in seines Herrn Abwesenheit den Einfall gehabt hatte, auch einmal den vornehmen Herrn zu spielen. Offen gestanden, er sprach eben so gut über Politik, wie die meisten Landedelleute. Nichts aber übertraf meine Bestürzung, als der Edelmann und seine Gemahlin hereintraten. Ihr Erstaunen, eine solche Gesellschaft und ein so köstliches Mahl zu finden, war jedoch nicht geringer.

»Meine Herren,« sprach der wirkliche Herr zu mir und meinem Gefährten, »ich bin Ihr unterthänigster Diener. Ich muß aber gestehen, diese Ehre kommt mir so unerwartet, daß ich unter der Last meines Danks fast erliege.«

So unerwartet ihm unsere Gesellschaft sein mochte, die seinige war es offenbar für uns noch weit mehr. Ich stand stumm da, weil ich fühlte, daß ich eine höchst alberne Rolle spielte. Da sah ich plötzlich mein liebes Fräulein Arabella Wilmot ins Zimmer treten, die, wie bereits erzählt worden, meinem Sohne Georg zur Gattin bestimmt gewesen. Sie erblickte mich kaum, als sie freudig überrascht in meine Arme flog.

»Lieber Herr,« rief sie, »welchem glücklichen Zufall haben wir diesen unverhofften Besuch zu verdanken? Ich bin überzeugt, daß mein Oheim und meine Tante sich herzlich freuen werden, wenn sie hören, daß der gute Doctor Primrose ihr Gast ist.«

Als der alte Herr und seine Gemahlin meinen Namen hörten, näherten sich beide sehr höflich und hießen mich mit der herzlichsten Gastfreundschaft willkommen. Doch konnten sie sich eines herzlichen Lächelns nicht enthalten, als ich die Veranlassung meines Besuchs erzählte. Dem unglücklichen Kellermeister, der anfangs fortgejagt werden sollte, ward auf meine Fürbitte verziehen.

Herr Arnold und seine Gattin, die Besitzer des Hauses, bestanden darauf, ich möchte einige Tage bei ihnen verweilen. Ihre Nichte, meine liebenswürdige Schülerin, deren Herz größtentheils durch meinen Unterricht gebildet worden, vereinigte ihre Bitten mit den ihrigen. Ich willigte endlich ein und mir ward ein prächtiges Schlafgemach angewiesen. Am folgenden Morgen kam Fräulein Wilmot sehr früh und bat mich, sie in den Garten zu begleiten, der nach dem neuesten Geschmack angelegt war. Nachdem

sie mich eine Zeitlang auf die Schönheiten desselben aufmerksam gemacht, fragte sie mich mit scheinbarer Gleichgültigkeit, wenn ich zuletzt Nachricht von meinem Sohne Georg erhalten hätte.

»Ach, mein Fräulein,« versetzte ich, »er ist nun schon beinahe drei Jahre abwesend und hat weder mir, noch seinen Freunden ein einziges Mal geschrieben. Wo er ist, weiß ich nicht, und vielleicht seh' ich ihn und glückliche Tage nie wieder. Nein, liebes Fräulein, sie kehren nie wieder zurück, die seligen Stunden, die wir einst an unserm Kamin in Wakefield verlebten. Meine kleine Familie hat sich sehr schnell zerstreut, und die Armuth hat nicht nur Mangel, sondern auch Schande über uns verhängt.«

Dem gutmüthigen Mädchen entsank bei diesem Bericht eine Thräne. Ich sah, daß sie von einem zu mächtigen Gefühl ergriffen ward, und unterdrückte daher eine ausführliche Schilderung unserer Leiden. Zum Troste gereichte es mir jedoch, als ich fand, daß die Zeit ihrer Empfindungen nicht geschwächt, und daß er sie, seit wir uns aus ihrer Gegend entfernt, mehrere Heirathsanträge von sich gewiesen hatte.

»Sie führte mich überall umher in den weitläufigen Gartenanlagen, zeigte mir die verschiedenen Alleen und Lauben und suchte bei jeder Gelegenheit eine Veranlassung, irgend eine neue Frage hinsichtlich meines Sohnes an mich zu richten. So verging der Vormittag, bis die Glocke uns zum Mittagsessen rief. Hier fanden wir den Director der vorhin erwähnten Schauspielertruppe beschäftigt, Billette unterzubringen zur Vorstellung der schönen Büßenden, wie das Stück hieß, welches Abends aufgeführt werden sollte. Horatio's Rolle sollte ein junger Mann spielen, der noch nie die Bühne betreten. Der Director schien unerschöpflich in dem Lobe dieses neuen Schauspielers.

Er versicherte, noch nie Jemand gesehen zu haben, von dem sich etwas Ausgezeichneteres erwarten lasse.

»Die Schauspielerkunst,« äußerte er, »wird nicht in Einem Tage erlernt. Allein dieser junge Mann scheint für die Bühne geboren zu sein. Seine Stimme, seine Figur, seine Haltung sind vortrefflich. Der Zufall hat uns auf unserer Herreise mit ihm zusammengeführt.«

Diese Schilderung erregte unsere Neugierde. Auf Zureden der Damen beschloß ich, sie nach dem Schauspielhause zu begleiten, das nichts anders als eine Scheune war. Die Gesellschaft, in der ich mich befand, war unstreitig die vornehmste im ganzen Orte, und wir wurden daher mit der größten Ehrfurcht empfangen. Man wies uns, der Bühne gegenüber, die ersten Plätze an. Dort saßen wir eine Weile, Horatio's Erscheinung mit nicht geringer Ungeduld erwartend. Der neue Schauspieler trat endlich auf, und — nur Eltern können sich meine Gefühle denken, als ich in ihm meinen unglücklichen Sohn erblickte. Eben wollt' er beginnen; als aber seine Augen auf die Zuschauer fielen, und er mich und Fräulein Wilmot bemerkte, stand er plötzlich stumm und unbeweglich da.

Die Schauspieler hinter der Scene hielten diese Pause für einen Anfall seiner natürlichen Blödigkeit, und suchten ihn auf alle Weise zu ermuthigen. Statt jedoch fortzufahren, brach er in einen Thränenstrom aus und verließ die Bühne. Was ich in diesem Augenblicke empfand, weiß ich nicht. Meine Gefühle wechselten zu schnell, als daß ich sie schildern könnte. Aus diesen unangenehmen Träumen weckte mich Fräulein Wilmot, die bleich und mit zitternder Stimme mich bat, sie wieder in ihres Oheims Wohnung zu führen.

Als wir dort ankamen, befremdete unser seltsames Betragen anfangs Herrn Arnold. Auf die Nachricht jedoch, daß der junge Schauspieler mein Sohn sei, sandte er seine

Kutsche hin und ließ ihn zu sich einladen. Da Georg sich standhaft geweigert, die Bühne wieder zu betreten, hatte ein Anderer seine Rolle übernehmen müssen, und wir sahen ihn daher bald in unserer Mitte.

Herr Arnold kam ihm mit freundlichem Wohlwollen entgegen, und ich empfing ihn mit meinem gewöhnlichen Entzücken; denn einer falschen Empfindung war ich nie fähig. Fräulein Wilmot's Empfang war scheinbar gleichgültig, doch bemerkt' ich bald, daß sie eine studirte Rolle spiele. Der Aufruhr in ihrem Innern schien noch nicht beschwichtigt. Sie sprach wohl zwanzig thörichte Dinge, die wie Heiterkeit aussahen, und lachte dann über ihre Sinnlosigkeit. Mitunter warf sie einen verstohlenen Blick in den Spiegel, als fühle sie sich glücklich in dem Bewußtsein ihrer unwiderstehlichen Anmuth. Wiederholt that sie Fragen, ohne im mindesten auf die Antwort zu merken.

Zwanzigstes Kapitel.

Geschichte eines philosophischen Vagabunden, der Neuheit sucht, aber seine Zufriedenheit einbüßt.

Nach dem Abendessen erbot sich Madame Arnold höflicher Weise, durch ein paar Diener das Reisegepäck meines Sohnes abholen zu lassen. Er lehnte es anfangs ab; als sie jedoch darauf bestand, ward er zu dem Geständniß genöthigt, daß ein Ränzel und ein Stab die einzige Habe wären, deren er sich auf Erden rühmen könne.

»Recht so, mein Sohn!« rief ich. »Arm hast Du mein

Haus verlassen, und arm kehrst Du wieder zurück, wie ich sehe. Dennoch zweifle ich nicht, daß Du Dich tüchtig in der Welt umgesehen hast.«

»Ja, lieber Vater,« erwiederte mein Sohn. »Doch dem Glücke nachzureisen, ist nicht der Weg, dasselbe zu fesseln. Auch hab' ich seit kurzem diese Jagd aufgegeben.«

»Ich glaube, mein Herr,« sagte Madame Arnold, »die Erzählung Ihrer Abenteuer müßte sehr unterhaltend sein. Den ersten Theil derselben hab' ich von meiner Nichte gehört. Wenn Sie uns das Uebrige mittheilen wollten, würden Sie die Gesellschaft sehr verpflichten.«

»Madame,« erwiederte mein Sohn, »ich versichere Sie, Ihr Vergnügen beim Zuhören wird nicht halb so groß sein, als meine Eitelkeit beim Erzählen. Doch kann ich Ihnen in meiner ganzen Geschichte kaum ein einziges Abenteuer versprechen; denn ich kann Ihnen weniger erzählen von meinen Thaten, als von dem, was ich gesehen. Das erste Unglück meines Lebens, Ihnen allen bekannt, war groß. So tief es mich aber auch schmerzte, meinen Muth konnte es nicht beugen. Nie hat sich Jemand frohen Hoffnungen leichter hingegeben, als ich. Je unfreundlicher ich das Glück in der Gegenwart fand, desto mehr erwartete ich von demselben in der Zukunft; und hatt' ich auf seinem Rade den Boden erreicht, so konnte jeder neue Umschwung mich nur emporheben, doch nie tiefer sinken lassen. An einem Morgen wanderte ich daher nach London, unbekümmert um den nächsten Tag und froh wie die Vögel, die am Wege zwitscherten. Mich tröstete der Gedanke, daß London der wahre Ort sei, wo jedes Talent auf Auszeichnung und Belohnung rechnen dürfe.

»Bei meiner Ankunft in London war es meine erste Sorge, Dein Empfehlungsschreiben, lieber Vater, an unsern Vetter abzugeben, dessen Umstände jedoch nicht viel

besser waren als die meinigen. Mein erster Plan war, wie Du weißt, Unterlehrer an einer Schule zu werden. Ich fragte den Vetter deshalb um Rath. Er hörte meinen Vorsatz mit einem wahrhaft sardonischen Lächeln an. Ei, rief er, das ist wirklich eine schöne Bahn, die man Ihnen da vorgezeichnet. Ich bin einmal selbst Unterlehrer in einer Kostschule gewesen, und will mich hängen lassen, wenn ich nicht lieber Unterschließer in Newgate gewesen wäre. Früh und spät mußt' ich auf den Beinen sein. Der Director schnitt mir finstre Gesichter; seiner Frau war ich verhaßt wegen meiner Häßlichkeit; von den Schulknaben ward ich geplagt, und aus dem Hause durft' ich nicht, um höflichere Leute aufzusuchen. Sind Sie aber auch überzeugt, daß Sie sich für eine Schule eignen? Ich will Sie ein wenig examiniren. Haben Sie sich zu dem Geschäft vorbereitet? Nein! — Dann taugen Sie auch nicht für die Schule. Können Sie den Knaben die Haare schneiden? — Nein! — Dann taugen Sie nicht für die Schule. Haben Sie die Blattern gehabt? — Nein! Dann taugen Sie nicht für die Schule. Können Sie mit noch zwei Andern in einem Bette schlafen? — Nein! — Dann taugen Sie nimmermehr für die Schule. Haben Sie guten Appetit? — Ja! — Dann taugen Sie durchaus nicht für die Schule. Nein, Freund, wollen Sie ein leichtes, anständiges Gewerbe treiben, so verdingen Sie sich sieben Jahre als Lehrling bei einem Messerschmied, um das Schleifrad zu drehen. Aber vor dem Schulmeisterleben hüten Sie sich. Doch, wie ich sehe, fuhr er fort, sind Sie ein junger Mann von Geist und Kenntnissen. Wollen Sie nicht Schriftsteller werden, wie ich es bin? Ohne Zweifel werden Sie gelesen haben, daß Männer von Genie dabei verhungert sind; ich will Ihnen aber jetzt wohl vierzig alberne Bursche in London zeigen, die dabei im Ueberflusse leben — sämmtlich ehrliche Leute von gewöhnlichem

Schlage, die ruhig und gedankenlos auf ihrem Pfade fortwandern und mit großem Beifall über Geschichte und Politik schreiben — Menschen, sag' ich Ihnen, die, wenn sie Schuster geworden wären, Zeitlebens Schuhe geflickt, doch nie ein paar neue gemacht haben würden.

»Ich sah ein, daß der Stand eines Unterlehrers wenig Ehrenvolles hatte, und beschloß daher, seinen Vorschlag anzunehmen. Da ich vor der Literatur den höchsten Respekt hatte, so begrüßte ich die antiqua mater in Grubstreet mit Achtung. Ruhmvoll schien mir's, einen Pfad zu betreten, auf dem Dryden und Otway vor mir gewandelt. Wirklich betrachtete ich die Göttin dieser Region als die Mutter alles Trefflichen, und wenn auch das Leben in der großen Welt den Verstand aufklärt, so hielt ich doch die Armuth, die mich umgab, für die Amme des Genies. Erfüllt von diesen Gedanken, glaubte ich zu finden, daß auf Seiten des Irrthums noch das Beste zu sagen sei. Ich beschloß daher, ein Buch ganz neuer Art zu schreiben. Mit ziemlichem Scharfsinn stellte ich drei paradoxe Sätze auf, die zwar falsch, aber doch neu waren. Die Edelsteine der Wahrheit waren schon von Andern so häufig zu Markte gebracht worden, daß mir nichts übrig blieb, als schimmernde Dinge auszukramen, die in der Ferne einen Schein von Echtheit hatten. Ihr Himmelsmächte könnt es mir bezeugen, welche eingebildete Wichtigkeit meine Feder regierte, so lange ich schrieb. Ich zweifelte nicht im mindesten, daß die ganze gelehrte Welt sich rüsten werde, mein System zu widerlegen, und ich war bereit, es mit der ganzen gelehrten Welt aufzunehmen. Zusammengekrümmt wie ein Igel, hielt ich jedem Gegner einen Federkiel entgegen.«

»Gut, mein Sohn!« entgegnete ich. »Und was war der Gegenstand Deiner Abhandlung? Die Wichtigkeit der Monogamie wird Dir hoffentlich nicht entgangen sein. Aber

ich unterbreche Dich! Erzähle weiter. Du gabst also Deine paradoxen Sätze heraus? Und was sagte die gelehrte Welt zu Deinen Paradoxen?«

»Lieber Vater,« erwiederte mein Sohn, »die gelehrte Welt sagte gar nichts zu meinen Paradoxen, durchaus nichts, lieber Vater! Jeder war beschäftigt, seine Freunde oder sich selbst zu loben oder seine Feinde zu verdammen. Unglücklicher Weise hatte ich weder Freunde noch Feinde, und so erfuhr ich die grausamste aller Demüthigungen — ich wurde gar nicht beachtet.

»Ich saß eines Tages in einem Kaffeehause, in Nachdenken versunken über das Schicksal meiner Paradoxen. Da trat ein kleiner Mann ins Zimmer und setzte sich mir gegenüber. Aus einem einleitenden Gespräch merkte er bald, daß ich zum gelehrten Stande gehörte. Er zog hierauf ein Packet Pränumerationslisten hervor und bat mich, auf eine neue Ausgabe des Properz, den er mit Anmerkungen herausgeben wollte, zu unterzeichnen. Dies Gesuch zog nothwendig die Erklärung nach sich, daß ich kein Geld habe, und dies Geständniß führte ihn zu der Frage, von welcher Art meine Erwartungen wären. Als er fand, daß sie nicht größer waren als meine Börse, rief er: Ich sehe wohl, daß London Ihnen noch fremd ist. Sie sollen einen Theil der Hauptstadt kennen lernen. Sehen Sie diese Pränumerationslisten! Von denselben habe ich zwölf Jahre sehr bequem gelebt. In dem Augenblicke, wo ein Edelmann von seinen Reisen zurückkehrt, oder ein Kreole aus Jamaika, oder eine reiche Wittwe von ihrem Landsitze anlangt, pfleg' ich sogleich mein Subscriptionsnetz auszuwerfen. Zuerst belagere ich ihre Herzen mit Schmeichelei, und dann dring' ich mit meinen Pränumerationsgesuchen in die Bresche. Subscribiren sie sogleich, ohne sich zu weigern, so betrifft meine zweite Bitte ein Dedications-Honorar. Ist mir dies zuge-

standen, so hintergehe ich sie nochmals, indem ich ihnen vorspiegele, ich wolle ihr Wappenschild vor das Werk in Kupfer stechen lassen. »Auf diese Weise, fuhr er fort, »lebe ich von der Eitelkeit dieser Menschen und lache sie obendrein aus. Doch unter uns gesagt, ich bin schon ein wenig zu bekannt, und es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie mir Ihr Gesicht ein wenig borgen wollten. So eben ist ein vornehmer Edelmann aus Italien zurückgekehrt. Mein Gesicht ist seinem Thürsteher schon zu bekannt. Wenn Sie aber dies Gedicht hintragen wollten, so setz' ich mein Leben zum Pfande, daß wir unsern Zweck erreichen, und dann theilen wir die Beute.«

»O Himmel!« rief ich. »Georg, ist dies das Geschäft der heutigen Dichter? Können Männer von so ausgezeichneten Talenten sich erniedrigen bis zum Betteln? Können sie ihren Beruf so herabwürdigen, daß sie ihren Ruhm gegen ein elendes Stück Brot vertauschen?«

»Nicht doch, lieber Vater,« versetzte er. »Ein wahrer Dichter kann nie so niedrigdenkend sein; das Genie ist stets mit Stolz gepaart. Die Menschen, von denen ich hier rede, sind nur armselige Versdrechsler. Wie der wahre Dichter um des Ruhmes willen jedem Drangsal Trotz bietet, so fürchtet er sich auch vor der Verachtung. Nur wer keinen Schutz verdient, erniedrigt sich, um ihn zu erbetteln.

»Zu stolz, mich zu solchen Niederträchtigkeiten brauchen zu lassen, und gleichwohl in einer zu beschränkten Lage, einen zweiten Ausflug nach Ruhm zu wagen, war ich zu einem Mittelwege genöthigt. Ich mußte ums Brod schreiben, taugte jedoch nicht zu einem Erwerbe, bei welchem nur durch Fleiß ein günstiger Erfolg herbeigeführt werden kann. Die heimliche Sehnsucht nach Beifall vermocht' ich nicht zu unterdrücken und verschwendete einen großen Theil meiner Zeit mit dem Streben nach Vollendung in meinen Arbeiten,

die deshalb nur wenig Raum ausfüllten. Weit vortheilhafter hätt' ich mich mit kleinen Schriften von ergiebiger Mittelmäßigkeit beschäftigen können. Meine kleinen Abhandlungen wurden daher, unbeachtet und ungekannt, bald fortgerissen von dem Strom der Zeitschriften. Das Publikum hatte wichtigere Geschäfte, als daß es die Einfachheit oder Gewandtheit meines Styls und den Wohlklang meiner Perioden hätte beachten sollen. Ein Heft nach dem andern ward der Vergessenheit übergeben. Meine Versuche verloren sich unter Abhandlungen über die Freiheit, unter morgenländische Erzählungen und unter Schriften über die Heilung der Hundswuth. Philanthos, Philalethes, Phileutheros und Philanthropos schrieben alle besser als ich, weil sie schneller schrieben.

»Ich gesellte mich allmählich bloß zu Schriftstellern, die, wie ich, bittere Erfahrungen gemacht hatten. Sie lobten, beklagten und schmähten sich unter einander. Das Vergnügen, das sie an den Werken berühmter Schriftsteller fanden, war umgekehrt ihr eignes Verdienst. Ich bemerkte, daß die Geistesgaben Anderer mir nicht gefielen. Durch meine unseligen Paradoxen war diese Quelle des Vergnügens für mich gänzlich ausgetrocknet. Weder im Lesen, noch im Schreiben fand ich Befriedigung; denn fremde Vorzüge waren mir ein Greuel, und Schriftstellerei war mir ein bloßes Handwerk.

»Versunken in diese düstern Betrachtungen, saß ich eines Tages auf einer Bank im St. James-Park. Da näherte sich mir ein junger Mann von Stande, mit dem ich auf der Universität vertrauten Umgang gehabt hatte. Wir begrüßten uns mit einiger Verlegenheit. Er schämte sich beinahe der Bekanntschaft eines Menschen, der so ärmlich aussah, und ich fürchtete zurückgewiesen zu werden. Dieser Argwohn von meiner Seite verschwand indeß bald, denn

im Grunde war Eduard Thornhill ein guthmüthiger Mensch.«

»Was sagst Du da, Georg?« unterbrach ich ihn. »Thornhill hieß er? Das kann wahrlich Niemand anders sein als mein Gutsherr.«

»Wie?« rief Frau Arnold, »ist Herr Thornhill ein so naher Nachbar von Ihnen? Er ist ein alter Freund unseres Hauses, und wir erwarten in Kurzem seinen Besuch.«

»Meines Freundes erste Sorge,« fuhr mein Sohn fort, »ging dahin, durch einige seiner eigenen eleganten Kleidungsstücke meinem Aeußern ein vortheilhafteres Ansehn zu geben. Hierauf ward ich halb als Freund, halb als Untergeordneter von ihm zur Tafel gezogen. Mein Geschäft bestand darin, daß ich ihn in Auctionen begleitete, ihn in gute Laune versetzen mußte, wenn er sich malen ließ, und daß ich ihm zur Linken im Wagen sitzen mußte, wenn der Platz noch nicht durch einen Andern besetzt war. Zugleich half ich ihm manchen tollen Streich ausführen, wenn ihn eben die Lust dazu anwandelte. Außerdem hatt' ich noch zwanzig andere kleine Geschäfte im Hause. Ich mußte unaufgefordert manche Kleinigkeit besorgen, den Korkzieher stets in der Tasche tragen, Pathenstelle bei des Kellermeisters Kindern vertreten, singen, wenn ich dazu aufgefordert ward, dabei stets bei guter Laune sein, immer unterthänig und wo möglich, zufrieden.

»In diesem Ehrenposten blieb ich jedoch nicht ohne Nebenbuhler. Ein Seecapitain, den die Natur für meine Stelle geschaffen zu haben schien, suchte mich bei meinem Gönner zu verdrängen. Seine Mutter war Wäscherin bei einem vornehmen Herrn gewesen, und er hatte daher frühzeitig Geschmack gefunden am Kuppeln und an Stammbäumen. Als Hauptaufgabe seines Lebens galt diesem Herrn die Bekanntschaft mit Lords, und wenn auch manche derselben ihn seiner Dummheit wegen fortgewiesen hatten, so

8*

fand er doch auch viele, die eben so einfältig waren, wie er, und ihm daher seine Zudringlichkeit verziehen. Schmeichelei war sein Gewerbe, und er trieb es mit ungemeiner Leichtigkeit und Gewandtheit. Ich aber benahm mich linkisch und steif, und da meines Gönners Hang zur Schmeichelei sich täglich vermehrte, ich jedoch seine Fehler stündlich mehr einsah, so ward ich immer abgeneigter, mich seinem Willen zu fügen.

»Mehr als einmal war ich entschlossen, dem Capitän das Feld gutwillig zu räumen. Mein Freund fand indessen Veranlassung, sich meines Beistandes zu bedienen, der in nichts Geringerem bestand, als daß ich mich für ihn mit einem Herrn schlagen sollte, dessen Schwester er angeblich beleidigt hatte. Bereitwillig erfüllte ich seinen Wunsch, und obgleich ich fühle, daß Du, lieber Vater, diese Handlung mißbilligen wirst, so konnt' ich mich doch nicht weigern. Es war eine unerläßliche Freundschaftspflicht. Ich übernahm daher die Sache, entwaffnete meinen Gegner, und fand bald nachher zu meiner Freude, daß jene Dame nur eine Lustdirne, und der Bursche ein Gauner und Kuppler war. Dieser Freundschaftsdienst ward mir durch die wärmsten Versicherungen der Dankbarkeit vergolten. Mein Freund mußte in einigen Tagen London verlassen. Er wußte daher keinen andern Weg, mir zu dienen, als durch Empfehlung an seinen Oheim, Herrn William Thornhill, und an einen andern Edelmann von hohem Range, der ein Staatsamt bekleidete. Als er abgereist, war es meine erste Sorge, sein Empfehlungsschreiben seinem Oheim zu überbringen, einem Manne, der seines rechtschaffnen Charakters wegen allgemeine Achtung genoß. Seine Bedienten empfingen mich auf's höflichste und wohlwollendste; denn das Wohlwollen der Herrschaft pflegt auch auf das Gesinde überzugehen.

»Nachdem ich in ein großes Zimmer geführt worden,

wo Herr William bald nachher erschien, überreicht' ich ihm ein Schreiben, das er sogleich las. »Mein Herr,« sprach er nach einer Pause von einigen Minuten, »sagen Sie mir doch gefälligst, was Sie für meinen Neffen gethan, um eine so warme Empfehlung zu verdienen? Doch ich glaube Ihre Verdienste zu errathen. Sie haben sich für ihn geschlagen und erwarten jetzt dafür Belohnung, daß Sie das Werkzeug seiner Laster gewesen sind. Ich wünsche aufrichtig, daß meine jetzige Verweigerung eine kleine Strafe für Ihr Vergehen sein mag: noch mehr aber wünsch' ich, daß Sie dadurch zur Reue geführt werden möchten. Ich fühlte, daß ich diesen Verweis, so hart er war, verdient hatte, und ertrug ihn daher geduldig. Meine ganze Hoffnung beruhte auf dem Briefe an den hohen Staatsbeamten. Da die Thüren der Großen fast immer von Bettlern belagert werden, die ihre Bittschriften anbringen wollen, so ward es mir schwer, Zutritt zu erhalten. Ich bestach indeß die Dienerschaft mit der Hälfte meiner Habe, und so ward' ich denn endlich in ein geräumiges Zimmer geführt. Mein Schreiben war Sr. Herrlichkeit schon früher übergeben worden. Während dieses Harrens hatt' ich hinlängliche Muße, meine Umgebungen zu betrachten. Alles war großartig, prächtig und geschmackvoll. Die Gemälde, die Möbeln, die Verzierungen, Alles flößte mir Ehrfurcht ein, und gab mir einen hohen Begriff von dem Eigenthümer. Ach, dacht' ich bei mir selbst, wie groß muß der Besitzer aller dieser Dinge sein, der Mann, der die sämmtlichen Staatsgeschäfte in seinem Kopfe hat; der Mann, dessen Wohnung die Hälfte der Reichthümer eines Königreichs enthält! Sein Genie muß unergründlich sein.

»Während dieser ehrfurchtsvollen Betrachtungen hört' ich einige ziemlich starke Fußtritte. — Ach! das wird der große Mann sein! Es war nur ein Kammermädchen. Bald nach-

her hört' ich abermals Fußtritte. — Das muß er sein! Nein, es war nur des großen Mannes Kammerdiener. Endlich erschienen Se. Herrlichkeit wirklich. Sind Sie, sprach er, der Ueberbringer dieses Briefs? — Ich antwortete mit einer tiefen Verbeugung. — Ich sehe daraus, fuhr er fort, so viel, daß — In diesem Augenblicke ward ihm von einem Diener ein Billet überreicht, und ohne sich weiter um mich zu bekümmern, entfernte er sich aus dem Zimmer, und ließ mir hinlängliche Muße zu Betrachtungen über mein Glück. Ich sah ihn nicht wieder, bis mir ein Diener sagte, Se. Herrlichkeit wollten so eben in den Wagen steigen, der vor der Thür halte. Ich folgte ihm eilig und vereinigte meine Stimme mit drei oder vier Andern, die, wie ich., gekommen waren, um eine Gnade zu erbitten. Mylord war jedoch für uns zu schnell und erreichte mit großen Schritten den Schlag seines Wagens, während ich ihn mit lauter Stimme um eine Antwort bat. Er saß schon im Wagen, und murmelte etwas vor sich, wovon ich nur die Hälfte verstand. Das Uebrige verlor sich im Rasseln der Wagenräder. Ich stand eine Weile da, mit vorgebogenem Halse, in der Stellung eines Menschen, der aufmerksam einem herrlichen Tone lauscht, bis ich mich umsah und allein da stand vor Sr. Herrlichkeit Hausthür.

»Meine Geduld,« fuhr mein Sohn fort, »war nun gänzlich erschöpft. In Verzweiflung über die tausendfachen Erniedrigungen, die ich hatte erdulden müssen, beschloß ich meinen Untergang; nur wußt' ich noch nicht, welcher Abgrund mich aufnehmen sollte. Ich hielt mich für eins der nichtswürdigen Dinge, von der Natur bestimmt, in ihre Polterkammer geworfen und dort im Dunkel begraben zu werden. Eine halbe Guinee war mir noch übrig geblieben, und die sollte mir, wie ich meinte, Fortuna selbst nicht rauben. Sicherheits halber beschloß ich jedoch, sie augen-

blicklich zu verthun und das Uebrige dem Zufall zu überlassen. Mit diesem Entschluß ging ich fort. Da traf sich's, daß ich Herrn Crispe's Bureau offen sah. Es schien mich gleichsam zu einem freundlichen Empfange einzuladen. In diesem Bureau giebt Herr Crispe Sr. Majestät sämmtlichen Unterthanen die großmüthige Verheißung einer jährlichen Summe von dreißig Pfund, und zwar gegen die bloße Verpflichtung, der Freiheit für immer Lebewohl zu sagen und sich als Sklaven nach Amerika transportiren zu lassen.

»Ich war froh, einen Ort gefunden zu haben, wo ich mich von meinen Sorgen und meiner Verzweiflung befreien konnte. So betrat ich diese Zelle, denn sie glich völlig einer Mönchswohnung. Ich fand eine Anzahl armer Geschöpfe, die sämmtlich mit mir in gleicher Lage waren. Sie erwarteten die Ankunft des Herrn Crispe, und stellten ein treues Bild der englischen Ungeduld dar. Es waren störrische Gemüther, die, entzweit mit dem Schicksal, dessen Tücke an sich selbst rächten. Endlich kam Herr Crispe und das allgemeine Toben legte sich. Er würdigte mich eines Blicks, in dem ein besonderes Wohlwollen zu liegen schien. Wirklich war er seit einem Monat der erste, der mich freundlich angeredet. Nach einigen Fragen fand er, daß ich zu allem in der Welt tauglich sei. Er sann augenblicklich nach über die besten Mittel zu meinem Fortkommen, schlug sich vor die Stirn, als hab' er sie gefunden, und äußerte dann: man spräche jetzt von einer Gesandtschaft der Synode von Pensilvanien an die Chikosaw-Indianer. Er werde seinen Einfluß benutzen, mir bei derselben eine Sekretairstelle zu verschaffen.

»In meinem Herzen überzeugt, daß der Mensch log, freute mich doch sein Versprechen, weil es so prächtig klang. Ehrlich theilte ich daher meine halbe Guinee. Die eine Hälfte wanderte zu seinen dreißigtausend Pfund, und mit

der andern beschloß ich nach dem nächsten Wirthshause zu gehen, und dort froher zu sein, als er.

»Mit diesem Vorsatz verließ ich das Haus. Da begegnete mir ein Schiffscapitän, mit dem ich früher einigen Umgang gehabt hatte. Ich fand ihn bereit, mir Gesellschaft zu leisten bei einer Bowle Punsch. Nie hatt' ich aus meiner Lage ein Geheimniß gemacht und schilderte sie daher auch ihm. Er versicherte mich, ich stünde am Rande des Verderbens, wenn ich auf Crispe's Verheißungen baute seine Absicht sei, mich an einen Pflanzer zu verkaufen. Aber, fuhr er fort, ich glaube, daß Sie auf weit kürzerm Wege sich einen anständigen Broterwerb verschaffen könnten. Folgen Sie meinem Rath! Mein Schiff segelt morgen nach Amsterdam. Wie wär' es, wenn Sie als Passagier mitgingen? Von dem Augenblick an, wo Sie an's Land getreten sind, haben Sie nichts weiter zu thun, als den Holländern Unterricht im Englischen zu ertheilen, und ich stehe Ihnen dafür, Sie werden Schüler und Geld in Menge finden. Ich setze voraus, fügte er hinzu, daß Sie Englisch verstehen, oder der Teufel müßte d'rin sitzen! — Ich bejahte dies zuversichtlich, äußerte jedoch mein Bedenken, ob die Holländer auch Lust haben möchten, Englisch zu lernen. Er bekräftigte mit einem Schwur, sie wären ganz vernarrt in die Sprache. Auf diese Versicherung hin nahm ich seinen Vorschlag an und schiffte mich am folgenden Tage ein, um den Holländern Englisch zu lehren. Wir hatten guten Wind, und unsere Reise war kurz. Nachdem ich mit der Hälfte meiner beweglichen Habe meine Ueberfahrt bezahlt, befand ich mich, wie aus den Wolken gefallen, als Fremdling in einer der Hauptstraßen Amsterdams. In dieser Lage wollt' ich keine Zeit verlieren, meinen Unterricht zu beginnen. Ich redete daher ein paar Vorübergehende an, deren Aeußeres mir am meisten zu versprechen schien. Es war

jedoch unmöglich, uns einander zu verständigen. Erst jetzt fiel mir ein, daß ich, um die Holländer Englisch zu lehren, zuvor von ihnen Holländisch lernen müßte. Wie es zugegangen, daß ich ein so einleuchtendes Hinderniß übersehen, ist mir unbegreiflich, aber deshalb nicht minder wahr.

»Dieser Plan verflog also im Winde, und ich dachte schon daran, wieder nach England zurückzusegeln. Da traf ich zufällig einen irländischen Studenten, der von Löwen zurückkehrte. Unser Gespräch lenkte sich auf literarische Gegenstände; denn, beiläufig gesagt, vergaß ich immer meine bedrängte Lage, wenn ich über solche Dinge reden konnte. Von meinem neuen Bekannten erfuhr ich, daß an der ganzen Universität Löwen auch nicht zwei Männer zu finden, die der griechischen Sprache mächtig wären. Erstaunt darüber, beschloß ich sogleich nach Löwen zu reisen, um dort vom Unterricht im Griechischen zu leben. In diesem Vorsatz bestärkte mich mein Bruder Studio, der mir zu verstehen gab, dadurch könne ich mein Glück machen.

»Am nächsten Morgen trat ich keck meine Wanderung an. Mit jedem Tage ward die Last meiner beweglichen Habe leichter, wie es einst Aesop ergangen mit seinem Brodkorbe; denn ich bezahlte den Holländern mein Nachtlager mit meinen Kleidungsstücken. In Löwen wollt' ich mich nicht bücken vor schlichten Professoren. Ich ging sogleich zu dem Rector selbst, um ihm meine Talente anzubieten. Ich ward vorgelassen, und erbot mich zu Lehrer der griechischen Sprache, weil es, wie ich gehört, der Universität an einem solchen mangle. Der Rector schien anfangs meine Kenntnisse zu bezweifeln. Ich erbot mich jedoch, ihn davon zu überzeugen; indem ich eine Seite aus einem von ihm zu wählenden griechischen Autor ins Lateinische übersetzen wollte. Als er sah, daß es mir völliger Ernst sei, sprach er: Wie Sie mich hier sehen, junger

Mann, hab' ich nie Griechisch gelernt, könnte auch eben nicht sagen, daß ich es je vermißt. Ich habe die Doctorwürde erhalten, ohne Griechisch zu verstehen. Ich bekomme jährlich zehntausend Gulden, ohne Griechisch zu verstehen. Das Essen schmeckt mir, ohne das ich Griechisch verstehe, und kurz — fügte er hinzu — da ich kein Griechisch verstehe, so wüßt' ich auch nicht, daß es zu irgend etwas nützt.

»Ich war jetzt zu weit von meiner Heimath entfernt, um an die Rückkehr zu denken, und beschloß daher weiter zu wandern. Ich verstand etwas Musik und hatte eine leidliche Stimme. Was mir ehemals zum Vergnügen gedient, ward mir nun ein Mittel zu Lebensunterhalt. Ich trieb mich nun unter den harmlosen flandrischen Bauern und unter dem Theil der französischen Landleute umher, die arm genug waren, um fröhlich zu sein. Je ärmer sie waren, desto heiterer fand ich sie. Kam ich Abends vor ein Bauernhaus so spielt' ich eins meiner lustigen Lieder, und verschaffte mir dadurch nicht nur ein Nachtlager, sondern auch Unterhalt für den nächsten Tag. Ein paarmal wagt' ich's, vor vornehmen Leuten zu spielen; sie fanden indeß mein Spiel ganz abscheulich und gaben mir nicht das Geringste. Dies war mir um so unbegreiflicher, da in bessern Tagen, wo ich die Musik nur als Liebhaberei getrieben, mein Spiel alle, besonders die Damen, entzückt hatte. Jetzt, wo es meine Hülfsquelle war, empfing man mich mit Verachtung — ein Beweis, wie gering die Welt Talente schätzt, durch die der Mensch sein Brod verdient.

»Auf diese Weise kam ich bis Paris, in keiner andern Absicht, als um mich ein wenig umzusehen und dann wieder weiter zu wandern. Den Parisern sind die Fremden willkommner, die Geld, als jene, die Witz haben. Ich konnte weder mit dem Einen, noch mit dem Andern prah-

len und war daher nicht eben ihr Günstling. Nachdem ich vier bis fünf Tage die Stadt durchwandert und das Aeußere der schönsten Häuser betrachtet hatte, rüstete ich mich, diesen Sitz feiler Gastfreiheit zu verlassen. Als ich aber durch eine der Hauptstraßen ging, traf ich unerwartet unsern Vetter, an den Sie mich zuerst empfohlen. Dies Wiedersehen war mir sehr angenehm, und ihm, glaub' ich, nicht minder. Er erkundigte sich nach der Veranlassung meiner Reise nach Paris und erzählte mir, sein dortiges Geschäft bestehe darin, Gemälde, Medaillen, geschnittene Steine und Antiken zu sammeln für einen Herrn in London, der ein großes Vermögen und vermuthlich viel Geschmack besitze. Ich wunderte mich um so mehr, daß meinem Vetter dies Geschäft übertragen worden war, da er mich oft versichert, er verstehe nichts von solchen Dingen. Als ich ihn fragte, wie er so plötzlich ein Kunstkenner geworden, versicherte er mich, es sei nichts leichter. Das ganze Geheimniß liege in der Beobachtung zweier Regeln. Erstens müsse man stets die Bemerkung machen, das Gemälde würde besser ausgefallen sein, wenn der Maler sich etwas mehr Mühe gegeben; und zweitens müsse man unerschöpflich in dem Lobe der Werke des Pietro Perugino sein. Aber — fügte er hinzu — wie ich Ihnen einst in London Anweisung gab zur Schriftstellerei, so will ich Sie jetzt über die Kunst belehren, Gemälde in Paris einzukaufen.«

»Ich ließ mir diesen Vorschlag gefallen, weil er meinen Lebensbedürfnissen abhalf, und darauf beschränkte sich jetzt mein ganzer Ehrgeiz. Ich begleitete ihn daher in seine Wohnung und verbesserte mit seiner Hülfe meinen Anzug. Dann ging ich mit ihm in die Gemäldeversteigerungen, bei denen man auf die Einkäufe reicher Engländer zu rechnen pflegte. Ich war nicht wenig erstaunt über seine Vertraulichkeit mit Personen vom ersten Range, die bei jedem Ge-

mälde, bei jeder Medaille sich auf sein Urtheil stützten, wie auf eine untrügliche Richtschnur des guten Geschmacks. Bei solchen Gelegenheiten wußte er meinen Beistand gut zu benutzen. Ward er um seine Meinung befragt, so zog er mich sehr wichtig bei Seite, als frage er mich, was ich wohl dazu meine. Dann nahm er achselzuckend eine sehr kluge Miene an und begab sich zu der Gesellschaft zurück mit der Versicherung, daß er in einer so wichtigen Sache sein Urtheil zurückhalten müsse. Mitunter fand sich indeß ein Anlaß zu einer zuversichtlichen Entscheidung. Ich entsinne mich, gesehen zu haben, daß er, nachdem er behauptet, das Colorit eines Gemäldes sei zu grell, sehr bedächtig einen zufällig in der Nähe liegenden Pinsel ergriff, mit braunem Firniß in Gegenwart der ganzen Gesellschaft kaltblütig über das Gemälde hinfuhr und dann fragte, ob die Tinten jetzt nicht verbessert wären?

»Als mein Vetter sein Geschäft in Paris beendet hatte, verließ er mich, nachdem er mich zuvor mehreren vornehmen Herren sehr angelegentlich als einen jungen Menschen empfohlen, der besonders brauchbar sei zu einem Hofmeister auf Reisen. Eine solche Stelle erhielt ich bald nachher durch einen Edelmann, der seinen Mündel nach Paris gebracht. Ich sollte ihn auf seinen weiten Reisen durch Europa begleiten. Ungeachtet ich aber sein Hofmeister sein sollte, erhielt ich doch die Weisung, daß er sich durchaus selbst leiten dürfte. Mein Zögling verstand sich auf Geldgeschäfte wirklich weit besser als ich. Von einem Oheim in Westindien hatte er ein Vermögen von zweimalhunderttausend Pfund geerbt, und um ihn zur Verwaltung seines Geldes zu befähigen, war er zu einem Sachwalter in die Lehre gethan worden. Der Geiz war seine vorherrschende Leidenschaft. Alle seine Fragen auf der Reise drehten sich darum, wie Geld erspart werden, wie man am wohlfeilsten reisen,

und ob man nicht Einiges einkaufen könnte, das sich bei der Rückkehr nach London wieder mit Vortheil verkaufen ließe. Merkwürdigkeiten, die man auf der Reise umsonst sehen konnte, war er immer zu betrachten geneigt; wo aber dafür bezahlt werden mußte, pflegte er zu äußern, man habe ihm gesagt, die Sache sei gar nicht sehenswerth. Nie bezahlte er seine Rechnung, ohne dabei zu bemerken, das Reisen sei doch äußerst kostspielig; und bei alledem war er noch nicht ein und zwanzig Jahr alt. In Livorno machten wir einen Spaziergang, um die Schiffe und den Hafen zu sehen. Er erkundigte sich, was eine Seereise nach England kosten möchte. Das sei, sagte man ihm, eine Kleinigkeit gegen eine Landreise. Dieser Versuchung konnte er nicht widerstehen. Er zahlte mir daher den kleinen Theil meines noch rückständigen Gehalts und schiffte sich mit einem einzigen Bedienten nach London ein.

»Nun stand ich wieder einsam in der Welt da. Ich war das indeß schon gewohnt geworden. Mein musikalisches Talent konnte mir wenig helfen in einem Lande, wo jeder Bauer ein besserer Musiker war, als ich. Doch hatt' ich in dieser Zeit mir ein anderes Talent erworben, das meinem Zwecke eben so gut entsprach, eine gewisse Gewandtheit nämlich im gelehrten Disputiren. Auf allen ausländischen Universitäten und in den meisten Klöstern herrscht die Sitte, daß an gewissen Tagen philosophische Sätze gegen jeden auftretenden Opponenten vertheidigt werden; und wer mit einiger Gewandtheit opponirt, hat Ansprüche auf ein Geldgeschenk, eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Auf diese Weise schlug ich mich durch bis nach England. Von Stadt zu Stadt wandernd, beobachtete ich die Menschen mehr in der Nähe und sah, wenn ich mich so ausdrücken darf, beide Seiten des Gemäldes. Doch machte ich nur wenig Bemerkungen. Ich fand, die beste Regierungsform für den

Armen sei die monarchische, für den Reichen dagegen die republikanische; ich sah, daß in jedem Lande der Reichthum die eigentliche Freiheit ist, und daß Niemand die Freiheit so sehr liebt, daß er nicht wünschen sollte, seine Mitbürger möchten ihren Willen unter den seinigen beugen.

»In England angelangt, war es mein Vorsatz, Dir, lieber Vater, meine kindliche Ehrfurcht zu bezeigen. Dann wollt' ich mich der ersten Expedition, die ausgeschickt würde, als Freiwilliger anschließen. Mein Entschluß änderte sich jedoch, als ich auf der Heimreise einen alten Bekannten traf, der zu einer Schauspielertruppe gehörte, die so eben einen Sommerstreifzug durch das platte Land machen wollte. Die Gesellschaft schien nicht abgeneigt, mich unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Alle stellten mir jedoch die Wichtigkeit meines Unternehmens vor. Das Publikum, sagten sie, sei ein vielköpfiges Ungeheuer, dem nur sehr gute Köpfe gefielen. Der Schauspieler werde überdies nicht in Einem Tage gebildet, und ich möchte mir ja nicht einbilden zu gefallen ohne gewisse durch Tradition überlieferte Kunstgriffe, die auf der Bühne, und nur auf der Bühne allein, seit hundert Jahren üblich gewesen. Die nächste Schwierigkeit war, welche Rollen mir übertragen werden sollten, da alle Fächer schon besetzt waren. So ward ich eine Zeitlang von einem Character zum andern getrieben, bis man mich endlich zu Horatio's Rolle bestimmte, an deren Darstellung ich glücklicherweise durch das Erscheinen der gegenwärtigen Gesellschaft verhindert ward.«

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Freundschaft unter Lasterhaften hat keine Dauer, weil sie sich nur auf gegenseitigen Vortheil gründet.

Meines Sohnes Erzählung war zu lang, um auf einmal beendigt zu werden. Den ersten Theil derselben begann er an jenem Abend, und am folgenden Nachmittage schloß er sie so eben, als Herrn Thornhill's Wagen vor die Thür rollte. Das allgemeine Vergnügen schien dadurch gestört. Der Kellermeister, der nun mein Freund geworden, flüsterte mir zu: der Gutsherr habe dem Fräulein Wilmot bereits mehrere Anträge gemacht, und ihr Oheim und ihre Tante schienen diese Verbindung sehr zu wünschen.

Herr Thornhill schien bei seinem Eintreten zu stutzen, als er mich und meinen Sohn erblickte. Doch war ich geneigt, dies mehr der Verwunderung, als dem Misfallen zuzuschreiben. Wir näherten uns, um ihn zu begrüßen, und er erwiederte unsere Grüße mit scheinbarer Aufrichtigkeit. In Kurzem schien die heitre Stimmung der Gesellschaft noch vermehrt durch seine Gegenwart.

Nach dem Thee rief er mich bei Seite, um sich nach meiner Tochter zu erkundigen. Ich sagte ihm, daß alle meine Nachforschungen keinen Erfolg gehabt hätten. Er schien sehr erstaunt und äußerte, er sei seitdem oft in meinem Hause gewesen, um meine Familie zu trösten, die er im völligen Wohlsein verlassen. Hierauf fragte er, ob ich Fräulein Wilmot oder meinem Sohn das Unglück entdeckt, und als ich antwortete, daß dies nicht geschehen, lobte er sehr meine Klugheit und Vorsicht und drang in mich, die

Sache ja geheim zu halten. »Im glücklichsten Falle,« sagte er, »wird dadurch doch nur die eigene Schande offenbar, und vielleicht ist Fräulein Olivia nicht einmal so schuldig, als wir glauben.« Wir wurden hier durch einen Diener unterbrochen, der den Gutsherrn zum Tanze abrief. Er verließ mich, und ich freute mich wahrhaft über seine Theilnahme an meinem Schicksal.

Seine Bewerbungen um Fräulein Wilmot waren indeß zu sichtbar, um mißverstanden zu werden. Das Fräulein schien aber kein Behagen daran zu finden, und jene Anträge mehr aus Achtung für den Willen ihrer Tante, als aus eigner Neigung zu dulden. Ich freute mich, als ich sah, daß sie meinem unglücklichen Sohn einige freundliche Blicke zuwarf, die Herr Thornhill ihr weder durch seinen Reichthum, noch durch seine Aufmerksamkeit hatte abgewinnen können. Nicht wenig wunderte ich mich daher über seine scheinbare Ruhe. Herrn Arnolds dringende Bitten hatten uns vermocht, nun schon eine ganze Woche hier zu verweilen. Von Tage zu Tage zeigte sich Fräulein Wilmot zärtlicher gegen meinen Sohn. In gleichem Grade aber schien Herrn Thornhills Freundschaft für ihn zuzunehmen.

Schon längst hatte er uns die zärtlichsten Versicherungen gegeben, daß er seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Familie verwenden wolle. Seine Großmuth beschränkte sich jedoch nicht auf bloße Versprechungen. An dem Morgen, den ich zu meiner Abreise bestimmt, näherte sich mir Herr Thornhill mit sehr heiterm Gesicht, um mir mitzutheilen, welchen Dienst er seinem Freunde Georg geleistet. Dieser bestand in nichts Geringerem, als daß er ihm bei einem der Regimenter, die nach Westindien gingen, eine Fähnrichsstelle für einhundert Pfund verschafft; denn sein Einfluß war hinreichend gewesen, die übrigen zweihundert Pfund zu ersparen.

»Für diesen kleinen Freundschaftsdienst,« sprach der Gutsherr, »verlang' ich keine andere Belohnung als das Vergnügen, meinem Freunde nützlich gewesen zu sein, und was die hundert Pfund betrifft, wenn Sie vielleicht nicht im Stande sind, sie sogleich zu bezahlen, so will ich sie Ihnen vorschießen, und Sie mögen mir das Geld nach Ihrer eigenen Bequemlichkeit wieder erstatten.«

Diese Gefälligkeit war so groß, daß es uns an Worten mangelte, unsern Dank auszudrücken. Ich gab ihm daher einen Schuldschein über das Geld und bezeigte ihm dabei eine so große Dankbarkeit, als sei es gar nicht meine Absicht, dasselbe jemals zurückzuzahlen.

Am folgenden Morgen sollte Georg nach London reisen, um seine Stelle anzutreten, denn sein großmüthiger Gönner hatte die höchste Eile für nöthig gehalten, weil er meinte, inzwischen könnte ein Anderer vielleicht vortheilhaftere Bedingungen machen. Am folgenden Morgen war daher unser junger Soldat zur Abreise bereit. Er schien der Einzige unter uns zu sein, dem der Abschied nicht schwer ward. Seinen Muth vermochten weder die Beschwerden und Gefahren zu beugen, denen er entgegenging, noch seine Freunde und die Geliebte, die er zurückließ; denn Fräulein Wilmot liebte ihn wirklich. Als er sich von Allen beurlaubt hatte, gab ich ihm alles, was ich besaß — meinen Segen.

»Mein Sohn,« sprach ich, »Du gehst jetzt, um für Dein Vaterland zu kämpfen. Erinnere Dich, wie Dein tapferer Großvater für seinen gesalbten König gefochten, als treue Anhänglichkeit an ihren Herrscher unter den Britten noch für eine Tugend galt. Gehe hin, mein Sohn, und fällst Du fern von hier, unbeerdigt und unbeweint von Denen, die Dich lieben, so denke, daß die kostbarsten Thränen die sind, die der Himmel auf das unbeerdigte Haupt des Kriegers herabträufeln läßt.«

Am andern Morgen nahm ich Abschied von der wackern Familie, die mich so lange aufs freundlichste bewirthet hatte. Herrn Thornhill dankte ich nochmals für die mir bewiesene Güte. Meine Freunde ließ ich in dem Genuß der Glückseligkeit, die Reichthum und Bildung gewähren, und verfügte mich nach meiner Heimath. Ohne Hoffnung, meine Tochter wiederzusehen, sandte ich einen Seufzer zum Himmel empor, daß er sie erhalten und ihm verzeihen möchte.

Nur noch zwanzig englische Meilen war ich jetzt von Hause entfernt; denn meiner fortdauernden Schwäche wegen hatte ich mir ein Reitpferd gemiethet. Mich tröstete die Hoffnung, bald Alles wiederzusehen, was mir das Theuerste auf Erden war. Da indeß die Nacht einbrach, so kehrte ich in einem kleinen Gasthofe an der Straße ein. Ich bat den Wirth, mir bei einem Maß Wein Gesellschaft zu leisten. Wir saßen am Küchenheerd, da die Küche das beste Zimmer im Hause war, und schwatzten über Politik und über die Neuigkeiten in der Nachbarschaft. Unser Gespräch lenkte sich zufällig auf den jungen Gutsherrn Thornhill. Der Wirth sagte von ihm, man hasse ihn eben so sehr, als sein Oheim Herr William, der mitunter in die Gegend komme, beliebt sei. Er erzählte ferner, das ganze Streben des jungen Thornhill gehe darauf hinaus, die Töchter in den Familien, wo er irgend Zutritt finde, zu verführen. Nach dem Besitz von zwei oder drei Wochen stoße er sie unbelohnt und hülflos in die weite Welt.

Als wir so sprachen, kam des Wirths Frau, die auswärts Münze eingewechselt hatte, nach Hause. Sie bemerkte, daß ihr Gatte ein Vergnügen genoß, an dem sie keinen Theil hatte, und fragte ihn in ärgerliche Tone, was er da mache. Er antwortete ihr auf ironische Weise, indem er auf ihre Gesundheit anstieß.

»Symons,« sprach sie, »Du behandelst mich schlecht,

und das ertrag' ich nicht länger! Drei Viertel der Arbeit bleiben mir zu thun übrig, und das vierte Viertel bleibt ungethan, weil Du den ganzen Tag nichts weiter thust, als daß Du mit Deinen Gästen zechst. Ich aber koste keinen Tropfen, und wenn ich mir auch mit einem Löffel voll das Fieber vertreiben könnte!«

Ich merkte, wo sie hinaus wollte, und schenkte ihr ein volles Glas ein. Sie nahm es mit einer Verbeugung und leerte es auf meine Gesundheit. »Mein Herr,« fuhr sie fort, »ich bin nicht eben ärgerlich des Weins wegen. Aber ich kann's nicht ruhig mit ansehen, wenn Alles drunter und drüber geht! Wenn die Gäste oder die Kunden gemahnt werden sollen, so liegt mir die ganze Last auf dem Halse; denn der da fräße eher sein Glas auf, als daß er hinter ihnen her wäre. Da haben wir nun eine Treppe höher ein junges Frauenzimmer, das sich bei uns eingemiethet hat. Ich glaube kaum, daß sie einen Pfennig Geld hat, denn sie ist gar zu höflich. Sicher ist sie langsam im Bezahlen, und ich wollte, man hätte sie daran erinnert.«

»Wozu sie denn erinnern?« sagte der Wirth. »Zahlt sie langsam, so zahlt sie auch sicher.«

»Das wüßt' ich nun eben nicht!« entgegnete seine Frau. »Aber so viel weiß ich, daß sie schon vierzehn Tage da ist, ohne daß wir wissen, wie es mit ihrem Gelde steht.«

»Sie wird es vermuthlich auf Einem Brett bezahlen wollen.«

»Auf Einem Brett!« rief die Wirthin. »Ich denke, es kann uns einerlei sein, wie wir's bekommen. Aber diesen Abend noch muß ich's haben, oder sie mag sich mit Sack und Pack forttrollen!«

»Bedenke,« sagte der Wirth, »daß es eine Person von Stande ist, und daß sie daher mehr Achtung verdient.«

»Was das betrifft,« entgegnete die Wirthin, »von Stande

oder nicht von Stande! Genug, sie soll sich in's Henkers Namen packen! Vornehme Leute sind schon gut, wo sie eben hingerathen. Ich meines Theils aber habe im Gasthof zur Egge noch nicht viel Gutes dabei herauskommen sehen.«

Damit lief sie eine schmale Treppe hinan, die aus der Küche nach dem Oberstübchen führte, und bald schloß ich aus ihrer kreischenden Stimme und ihren bittern Vorwürfen, daß sie bei ihrer Hausbewohnerin kein Geld gefunden. Ihre Demonstrationen konnte ich sehr deutlich vernehmen.

»Fort!« rief sie. »Packe Dich auf der Stelle, Du schändliches Weibsbild! oder ich will Dich zeichnen, daß Du die nächsten drei Monate daran denken sollst! Ueber das Lumpengesindel! Kommt daher und will aufgenommen sein in einem honnetten Hause, und hat nicht einen rothen Heller. Pack Dich fort, sag' ich!«

»Ach, liebe Frau,« sagte die Fremde, »haben Sie doch Erbarmen! Erbarmen mit einem armen verlassenen Geschöpfe! Nur noch eine einzige Nacht! Der Tod wird sich meiner bald erbarmen!«

»Ich erkannte sogleich die Stimme meines armen verlornen Kindes, meiner Olivia. Ich flog zu ihrer Rettung herbei, als die Frau sie bei den Haaren fortschleppte, und schloß die Unglückliche in meine Arme.

»Willkommen,« rief ich, »willkommen, mein theures, verlorenes Kind, mein Alles! Komm an die Brust Deines armen alten Vaters! Verstößt Dich auch das schändliche Weib, so ist Dir doch noch Einer geblieben, der Dich nie verlassen wird, und hättest Du tausend Verbrechen zu verantworten, er vergiebt sie Dir alle?«

»O, mein theurer« — Hier versagte ihr augenblicklich die Stimme. »O mein theuerster Vater! Können Engel gütiger sein? Wie verdien' ich das? Der Schändliche! Ich

hasse ihn und mich selbst! So viel Güte so zu belohnen! — Du kannst mir nicht verzeihen! Ich fühle, daß Du dies nicht kannst!«

»Doch, mein Kind! Ich verzeihe Dir von ganzem Herzen. Bereue nur, und wir wollen noch frohe Tage erleben, meine Olivia!

»Ach, nimmermehr, lieber Vater, nimmermehr! Mein übriges unglückliches Leben kann nur Schande außerhalb dem Hause und Scham in demselben sein. Aber, lieber Vater, Du siehst viel bleicher aus, wie sonst! Konnte ein Geschöpf, wie ich, Dir so viel Kummer verursachen? Du besitzest zu viel Weisheit, um das Elend meiner Schuld Dir selbst aufzubürden.

»Unsere Weisheit, junges Mädchen,« erwiederte ich —

»Ach! warum den kalten Namen Vater?« rief sie. »Es ist das Erstemal, daß Du mich mit dem kalten Namen angeredet.«

»Vergieb, liebe Olivia!« sprach ich. »Ich wollte nur sagen, daß Weisheit nur langsam, wiewohl am Ende sicher, gegen den Kummer kämpft.«

Die Wirthin kam jetzt zurück und fragte, ob wir ein besseres Zimmer zu haben wünschten. Ich bejahte es, und wir erhielten eine Stube, wo wir ungestörter mit einander sprechen konnten. Wir plauderten lange, bis endlich eine Art von Ruhe eintrat. Ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, zu erfahren, wie Olivia nach und nach in ihre jetzige unglückliche Lage gerathen.

»Jener Bube,« sagte sie, »machte mir seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft Vorschläge zu einer heimlichen Ehe.«

»Ja wohl ein Bube!« rief ich; und doch wunderte ich mich einigermaßen, wie ein Mann von Burchell's Verstande und scheinbarem Ehrgefühl sich einer so überlegten

Bosheit hatte schuldig machen können, indem er sich eingeschlichen in eine Familie, um sie zu verderben.

»Lieber Vater,« sagte meine Tochter, »Du bist in einem großen Irrthum befangen. Herrn Burchell kam es nie in den Sinn, mich zu täuschen, vielmehr benutzte er jede Gelegenheit, mich zu warnen vor Herrn Thornhill's Kunstgriffen, die, wie ich jetzt einsehe, viel verderblicher waren, als Herr Burchell sie mir geschildert hat.«

»Herr Thornhill?« unterbrach ich sie. »Ist's möglich?«

»Ja, lieber Vater,« entgegnete sie, »Thornhill war mein Verführer. Durch die beiden Damen, wie er sie nannte, die nichts anderes waren, als ein paar liederliche Dirnen aus London, ohne alle Bildung und alles Gefühl, hatte er mich nach der Hauptstadt zu locken gesucht. Ihre List wäre, wie Du Dich erinnern wirst, auch gelungen, hätte Herr Burchell in seinem Briefe ihnen nicht Vorwürfe gemacht, die wir damals auf uns bezogen. Wie es ihm gelungen, ihre Absicht zu vereiteln, ist mir noch immer ein Geheimniß. Davon bin ich jedoch überzeugt, daß er stets unser wärmster und aufrichtigster Freund gewesen ist.«

»Ich erstaune!« rief ich. »Nun sehe ich wohl, daß mein früherer Verdacht in Bezug auf Thornhill's Niederträchtigkeit nur zu gegründet war. Doch er kann ruhig triumphiren! Ist er doch reich, und wir sind arm. Aber, sage mir, mein Kind! Klein können die Versuchungen sicher nicht gewesen sein, durch die es ihm gelang, alle Eindrücke einer solchen Erziehung und so tugendhafter Grundsätze, wie die Deinigen, zu vernichten.«

»Allerdings, lieber Vater,« entgegnete sie, »verdankt er seinen Triumph bloß meinem Wunsche, ihn und nicht mich glücklich zu machen. Ich wußte, daß die Trauungsceremonie, heimlich vollzogen von einem katholischen Prie-

ster, keineswegs rechtsgültig ist, und daß ich mich auf nichts als seine Rechtlichkeit verlassen konnte.«

»Wie?« unterbrach ich sie, »Du bist wirklich getraut worden durch einen geweihten Priester?«

»So ist's, mein Vater. Doch leisteten wir Beide einen Eid, seinen Namen zu verschweigen.«

»Nun, mein Kind, so komm nochmals in meine Arme. Du bist mir jetzt noch tausendmal willkommner als zuvor. Denn Du bist jetzt in jeder Rücksicht sein Weib. Alle menschlichen Gesetze, und wären sie auf Diamanttafeln eingegraben, können die Kraft dieser heiligen Verbindung nicht schwächen.«

»Ach, lieber Vater,« entgegnete sie, »Du kennst noch nicht seine ganze Schändlichkeit. Durch eben jenen Priester sind ihm schon sechs oder acht Weiber angetraut worden, die er, wie mich, getäuscht und verlassen hat.«

»Wirklich?« rief ich. »Dann muß der Priester gehängt werden, und gleich morgen sollst Du ihn verklagen.«

»Aber wäre das auch wohl Recht, lieber Vater, da ich ihm mit einem Eide Verschwiegenheit gelobt?«

»Liebes Kind,« erwiederte ich, »hast Du wirklich ein solches Versprechen gegeben, so kann und will ich Dich nicht bereden, es zu brechen. Selbst wenn es zum öffentlichen Wohl gereichen sollte, darfst Du dennoch nicht als Klägerin gegen ihn auftreten. Nach menschlichen Einrichtungen ist es zwar erlaubt, ein kleines Uebel zu begehen, wenn ein größeres Gute daraus entspringt, wie man in der Politik eine Provinz aufopfert, um ein Reich zu schützen, oder in der Heilkunde ein Glied ablöst, um den Körper zu erhalten. In der Religion aber besteht das unverbrüchliche Gesetz: Thue nie Böses! und dies Gesetz, mein Kind, ist gerecht. Wenn wir ein kleines Uebel begingen, damit ein

größeres Gute daraus entspringen möchte, so würden wir durch Erwartung eines damit verbundenen Vortheils doch immer eine gewisse Schuld auf uns laden. Sollte auch der Vortheil nicht ausbleiben, so wär' es leicht möglich, daß wir in der Zeit zwischen dem immer strafbar bleibenden Vergehen und dem daraus entspringenden Vortheil plötzlich abgerufen würden, um Rechenschaft abzulegen von unsern Thaten. Denen aber ist das Buch menschlicher Handlungen auf ewig geschlossen. Aber ich unterbreche Dich, liebes Kind! Erzähle weiter!«

»Gleich am andern Morgen,« fuhr sie fort, »sah ich, wie wenig ich von seiner Aufrichtigkeit zu erwarten habe. Noch an jenem Morgen machte er mich mit zwei andern unglücklichen Frauenzimmern bekannt, die er wie mich betrogen, die jedoch zufrieden fortlebten in Sünd' und Schande. Ich liebte ihn zu zärtlich, um solche Nebenbuhlerinnen zu dulden. In einem Wirbel von Zerstreuungen sucht' ich die Schmach zu vergessen. Ich tanzte, putzte mich, plauderte; allein ich war und blieb unglücklich. Die Herren, die uns besuchten, sprachen fortwährend von der Macht meiner Reize. Dies vermehrte meine Schwermuth, da ich die Macht jener Reize gänzlich von mir geworfen. So ward ich von Tage zu Tage tiefsinniger, er dagegen immer trotziger, bis das Ungeheuer endlich in seiner Frechheit so weit ging, mich einem seiner Bekannten, einem jungen Baron, anzubieten. Wie könnt' ich, lieber Vater, Dir meinen Schmerz schildern über seinen Undank. Was ich auf diesen schrecklichen Vorschlag erwiederte, grenzte an Wahnsinn. Ich bestand auf meine Entfernung. Als ich seine Wohnung verließ, bot er mir seine Börse an, die ich ihm jedoch verächtlich vor die Füße warf. Ich floh in einem Zustande von Wuth, der mich eine Zeitlang das Elend meiner Lage nicht fühlen ließ. Als ich aber zur Besinnung kam, hielt ich mich für

ein elendes, verworfenes, schuldbeflecktes Wesen, das in der ganzen Welt keinen Freund hat, an den es sich wenden könnte. Gerade in diesem Augenblicke traf sich's, daß eine Landkutsche vorbeifuhr. Ich nahm darin Platz, um mich so weit als möglich von dem Elenden zu entfernen, den ich verachtete und verabscheute. Ich ward hier abgesetzt, wo seit meiner Ankunft mein Kummer und dieses Weibes Härte meine einzigen Gesellschafter waren. Die frohen Stunden, die ich mit meiner Mutter und Schwester verlebt, peinigten mich jetzt in der Erinnerung. Ihr Kummer ist groß, doch den meinigen vergrößert noch das Bewußtsein der Schuld und Schande.«

»Geduld, liebes Kind!« sprach ich. »Alles soll noch gut werden, denk' ich. Ruhe diese Nacht ein wenig aus. Morgen führ' ich Dich zurück zu Deiner Mutter und zu Deinen Geschwistern. Du wirst dort freundlich empfangen werden. Die arme Mutter! es ist ihr wohl zu Herzen gegangen, aber sie liebt Dich noch immer, Olivia, und wird Dir verzeihen.«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Fehltritte werden leichter verziehen, wo noch Liebe vorhanden ist.

Am andern Morgen nahm ich meine Tochter hinter mir auf's Pferd und setzte meine Reise nach der Heimath fort. Unterwegs bot ich alle Beredsamkeit auf, um ihren Gram und ihre Angst zu mildern und sie mit Entschlossenheit zu waffnen bei dem Anblick ihrer gekränkten Mutter. Ich er-

griff jede Gelegenheit, die mir der Anblick der schönen Landschaft darbot, durch die wir kamen, um zu bemerken, wie viel gütiger der Himmel gegen uns sei, als wir gegen einander, und wie es der Leiden, die die Natur uns bereite, nur so wenige gäbe. Ich gab ihr die Versicherung, meine Gesinnungen gegen sie nie zu ändern, und Zeit meines Lebens, das noch lange dauern könne, sollte sie stets einen Lehrer und Beschützer an mir finden. Ich suchte sie zu waffnen gegen den Tadel der Welt und empfahl ihr gute Bücher als die belehrendsten und angenehmsten Freunde, die uns wenigstens lehrten, das Leben zu ertragen, wenn sie uns auch keine Freuden darin bieten könnten.

Das Miethpferd, das wir ritten, mußt' ich diesen Abend in einem an der Heerstraße gelegenen Wirthshause lassen, etwa fünf (engl.) Meilen von unsrer Heimath entfernt. Um meine Familie auf den Empfang meiner Tochter vorzubereiten, sollte sie die Nacht in jenem Wirthshause bleiben. Am andern Morgen wollt' ich, von meiner Tochter Sophie begleitet, sie dort abholen. Es war Abend geworden, ehe wir die bezeichnete Herberge erreichten. Als ich Olivia in einem anständigen Zimmer untergebracht und bei der Wirthin einige Erfrischungen für sie bestellt hatte, küßte ich sie und wanderte meiner Heimath zu.

Frohe Empfindungen ergriffen mein Herz, als ich mich der friedlichen Wohnung näherte. Wie ein Vogel, der aus seinem Neste verscheucht worden, eilten meine Gefühle meinen raschen Schritten noch voraus und umschwebten den kleinen Heerd mit dem ganzen Entzücken freudiger Erwartung. Meine Gedanken beschäftigten sich mit den herzlichen Worten, die ich sagen wollte, und mit dem Vorgenuß des Willkommens, der mich erwartete. Schon fühlt' ich meines Weibes zärtliche Umarmung und lächelte über

die Freude meiner Kleinen. Ich war langsam gegangen, und die Nacht hatte mich daher überrascht. Die Arbeiter hatten sich schon alle zur Ruhe begeben, in den Hütten waren die Lichter erloschen, und kein Ton war zu hören, außer dem Krähen der Hähne und dem weitschallenden Bellen der Hofhunde. Ich näherte mich meinem kleinen Freudenaufenthalt. Etwa hundert Schritte davon kam mir unser treuer Haushund entgegengelaufen, um mich zu bewillkommnen.

Es war beinahe Mitternacht, als ich an meine Thür klopfte. Alles war still und friedlich. Mein Herz erweiterte sich von unaussprechlicher Seligkeit. Da sah ich, von Entsetzen ergriffen, plötzlich lichte Flammen emporsteigen aus dem Hause. Jede Oeffnung schien von Gluth erfüllt. Mit einem lauten, krampfhaften Schrei sank ich bewußtlos zu Boden. Mein Sohn ward dadurch aus dem Schlaf geschreckt. Er erblickte die Flammen und weckte sogleich meine Frau und Tochter. Alle stürzten halb nackend und von Schrecken verwirrt aus dem Hause. Ihr Angstgeschrei rief mich wieder ins Leben zurück. Aber ich war zu neuem Schrecken erwacht. Die Flammen hatten bereits das Dach unserer Wohnung ergriffen; ein Theil nach dem andern stürzte ein, und meine Familie blickte starr in die Flamme, als ob sie sich daran ergötze. Ich sah bald nach ihnen, bald nach dem Feuer und forschte besonders nach meinen Kleinen. Sie waren nirgends zu erblicken. O Jammer! »Wo sind meine Kleinen?« rief ich.

»In den Flammen umgekommen!« sagte meine Frau sehr ruhig, »und ich will mit ihnen sterben.«

In diesem Augenblick hörte ich das Geschrei der Kinder, die eben durch das Feuer aufgeweckt worden waren. Nichts vermochte mich zurückzuhalten.

»Wo? wo sind meine Kinder?« schrie ich, durch die

Thür der Kammer einbrechend, wo sie eingeschlossen waren. »Wo sind meine Kleinen?«

»Hier, lieber Vater, hier sind wir!« riefen beide, als die Flamme schon das Bett ergriff, in welchem sie lagen.

Ich faßte beide in die Arme und trug sie so schnell als möglich durchs Feuer. Kaum waren wir hindurch, als das Dach einstürzte.

»Nun,« rief ich, »meine Kinder emporhaltend, »nun mögen die Flammen wüthen, und meine ganze Habe verzehren. Meine Schätze hab' ich gerettet; hier sind sie! Hier, liebe Frau, hier sind unsere Schätze, und wir können noch wieder froh und glücklich werden!«

Wir küßten unsere kleinen Lieblinge wohl tausendmal. Sie umschlangen meinen Hals und schienen unser Entzücken zu theilen, während ihre Mutter bald lachte, bald weinte.

Ich hatte als ruhiger Zuschauer eine Zeitlang vor den Flammen gestanden. Da bemerkt' ich erst, daß mein Arm bis zur Schulter hinauf auf eine furchtbare Weise verbrannt war. Ich vermochte daher nicht, meinem Sohn irgend beizustehen, als er bemüht war, unsere Habe zu retten und das Feuer von der mit Getreide angefüllten Scheune abzuhalten. Mittlerweile waren unsere Nachbaren aus dem Schlaf aufgeschreckt worden. Sie eilten zu unserem Beistande herbei, konnten jedoch nichts weiter thun, als daß sie, wie wir, der Zerstörung zusahen. Alles, was ich besaß, auch einige Banknoten, die ich zu meiner Töchter Mitgift aufbewahrt hatte, war ein Raub der Flamme geworden, ausgenommen ein Kasten mit Papieren, der in der Küche gestanden, und einige unbedeutende Kleinigkeiten, die mein Sohn gleich anfangs in Sicherheit gebracht.

Die Nachbaren thaten ihr Mögliches, uns unser Unglück zu erleichtern. Sie brachten uns Kleidungsstücke und versahen eins von den Nebenhäusern mit Küchengeräth. So

fanden wir mit Tagesanbruch ein Obdach in einer andern, wenn auch ärmlichen Wohnung. Mein ehrlicher Nachbar Flamborough und seine Kinder ließen sich's besonders angelegen sein, uns mit allem Nothwendigen zu versehen und uns jeden Trost darzubieten, den wahres Wohlwollen zu geben vermag.

Als meine Familie sich einigermaßen von ihrem Schrecken erholt hatte, regte sich die Neugierde, zu erfahren, wo ich so lange verweilt. Ich erzählte ihnen jeden einzelnen Umstand und bereitete sie dann vor auf den Empfang unserer verlorenen Tochter, der wir freilich nichts als Elend bieten konnten. Doch wollt' ich ihr wenigstens eine freundliche Aufnahme verschaffen. Weit schwerer würde mir dies geworden sein, wenn das Unglück, das uns so eben getroffen, nicht den Stolz meiner Frau gebeugt und sie in noch tiefern Gram versenkt hätte. Mein Arm schmerzte mich zu sehr, als daß ich mein armes Kind selbst hätte abholen können. Ich schickte daher meinen Sohn und meine Tochter Sophie nach ihr aus. Sie kehrten bald zurück, die arme Schuldbefleckte in ihrer Mitte, die nicht den Muth hatte, ihrer Mutter ins Auge zu sehen. Vergebens hatte ich diese zu einer völligen Versöhnung zu bewegen gesucht. Frauen urtheilen über weibliche Vergehungen weit strenger, als Männer.

»Ach,« sagte die Mutter, indem sie sich zu Olivia wendete, »es ist ein sehr ärmlicher Ort, den Sie, an Glanz gewöhnt, hier betreten. Ich und meine Tochter können Personen, die nur mit vornehmen Leuten Umgang gehabt haben, eine sehr geringe Bewirthung bieten. Ja, Fräulein Olivia, ich und Ihr armer Vater haben neuerlich viel gelitten. Aber ich hoffe, der Himmel wird Ihnen verzeihen.«

Während dieses Empfanges stand das unglückliche Schlachtopfer bleich und zitternd da, unfähig zu weinen oder irgend etwas zu erwiedern. Ich konnte nicht länger ein stum-

mer Zuschauer bleiben bei ihren Leiden und verrieth daher in Blick und Stimme eine gewisse Strenge, die gewöhnlich augenblickliche Nachgiebigkeit zur Folge hatte.

»Höre, Frau,« rief ich, »merke ein für allemal auf meine Worte. Ich habe Dir ein armes, betrogenes, verirrtes Kind gebracht. Es ist wieder zu seinen Pflichten zurückgekehrt, und wir müssen daher unsere Zärtlichkeit erneuern. Die wahren Leiden des Lebens trafen uns sehr schnell. Wir wollen sie nicht noch vermehren durch häuslichen Zwist. Wenn wir mit einander in Eintracht leben, so können wir wohl wieder zufrieden werden. Wir sind uns selbst genug, um die tadelsüchtige Welt entbehren und uns selbst Muth einflößen zu können. Des Himmels Güte verheißt dem Reuigen Seligkeit. Laß uns daran ein Beispiel nehmen! Die Schrift lehrt uns, im Himmel sei mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über neun und neunzig Gerechte. Und das ist recht; denn der bloße Entschluß, hinfort nicht wieder zu wandeln auf dem jähen Pfade des Verderbens, ist schon eine höhere Tugendübung als hundert Handlungen der Gerechtigkeit.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Nur die Lasterhaften sind lange und völlig elend.

Einiger Fleiß war erforderlich, um unsere jetzige Wohnung so bequem als möglich einzurichten. Wir waren bald wieder im Stande, uns der früheren Heiterkeit zu überlassen. Unfähig, meinem Sohn beizustehen in den gewöhn-

lichen Geschäften, las ich meiner Familie aus den wenigen Büchern vor, die wir gerettet hatten, und vorzugsweise aus Werken, die die Einbildungskraft unterhalten und zugleich zur Beruhigung des Herzens dienen. Unsere guten Nachbaren kamen fast täglich und zeigten die freundlichste Theilnahme. Sie hatten sich eine bestimmte Zeit festgesetzt, wo sie uns sämmtlich behülflich sein wollten bei der Wiederherstellung meiner ehemaligen Wohnung. Der ehrliche Pachter Williams war nicht der letzte unter den Personen, die uns besuchten. Er bot uns aufs herzlichste seine Freundschaft an, und selbst seine Bewerbungen um meine Tochter würde er erneuert haben, wenn sie ihn nicht auf eine Weise zurückgewiesen hätte, die ihm alle Hoffnung nahm. Ihr Gram schien dauernd, und in unserem Kreise war sie die einzige, die nach Verlauf einer Woche nicht wieder zu ihrer früheren Heiterkeit zurückgekehrt war. Sie hatte die sorglose Unschuld verloren, die sie einst gelehrt, sich selbst zu achten und in dem Vergnügen Anderer ihr eigenes zu finden. Gram und Kummer hatten sich ihres Geistes bemächtigt, und mit ihrer wankenden Gesundheit verblühten ihre Reize, denen sie durch Vernachlässigung noch mehr schadete. Jedes freundliche Wort, an ihre Schwester gerichtet, verwundete ihr Herz und entlockte ihrem Auge Thränen; und wie ein ausgerottetes Laster fast immer ein anderes an seiner Stelle emporschießen läßt, so folgten Neid und Eifersucht ihrem durch Reue versöhnten Fehltritte. Auf tausendfache Weise bemühte ich mich, ihren Gram zu mildern; ich vergaß darüber selbst meinen eignen Schmerz und suchte unterhaltende Erzählungen hervor, so viele mir irgend mein gutes Gedächtniß und einige Belesenheit darboten.

»Unser Glück, liebes Kind,« pflegt' ich zu sagen, »steht in der Macht dessen, der es herbeiführen kann auf tausend

unbekannten Wegen, die unserer Voraussetzung spotten. Bedarf es eines Beispiels, Dich davon zu überzeugen, so will ich Dir die Erzählung eines ernsten, obwohl etwas romanhaften Historikers mittheilen.«

Mathilde war sehr jung mit einem italienischen Edelmanne von hohem Range vermählt worden. Schon im funfzehnten Lebensjahre ward sie Mutter und Wittwe. Einst stand sie am offnen Fenster eines Zimmers, das auf den Fluß Volturno ging. Da entglitt ihr Kind, das sie geliebkost, plötzlich ihren Armen in die unten strömenden Fluthen und verschwand sogleich. Starr vor Schrecken stürzte die Mutter, um dasselbe zu retten, gleichfalls in den Strom. Ohne jedoch dem Kinde helfen zu können, erreichte sie mit großer Mühe das jenseitige Ufer. Dort befanden sich einige französische Soldaten, die das Land verheerten und sie gefangen nahmen.

»Der Krieg zwischen den Franzosen und Italienern ward damals mit unmenschlicher Grausamkeit geführt. Jene Krieger waren daher eben im Begriff, das Aeußerste zu verüben, was Blutdurst und schändliche Begierden ihnen eingaben. Diesem schändlichen Vorhaben widersetzte sich jedoch ein junger Offizier. Ihre Flucht verlangte die größte Eile. Er nahm sie daher hinter sich auf's Pferd und brachte sie glücklich in seine Vaterstadt. Ihre Schönheit fesselte zuerst sein Auge und bald nachher auch sein Herz. Sie vermählten sich. Er stieg zu den ersten Ehrenstellen empore und sie lebten lange sehr glücklich mit einander.

»Des Krieges Glück ist jedoch meist unbeständig. Mehrer, Jahre waren verflossen, als die Heeresabtheilung, die er befehligte, geschlagen ward. Er mußte Schutz suchen in der Stadt, wo er bisher mit seiner Gattin gewohnt hatte. Sie hielten eine lange Belagerung aus; endlich aber ward die Stadt eingenommen. Die Geschichte hat kaum Bei-

spiele aufzuweisen von größeren Greueln, als sie hier von Franzosen und Italienern gegenseitig verübt wurden. Die Sieger beschlossen, alle französischen Gefangene zu tödten, vor allen aber den Gemahl der unglücklichen Mathilde, weil er die Haupttriebfeder der langwierigen Belagerung gewesen. Ihre Beschlüsse wurden meistens in dem Augenblicke, wo man sie gefaßt, auch sofort vollzogen. Der gefangene Anführer ward vorgeführt, und der Henker stand bereit mit seinem Schwerte, während das Volk düster schweigend den Todesstreich erwartete. Erfolgen sollte derselbe auf ein gegebenes Zeichen des Generals, der in dem Kriegsgericht den Vorsitz führte.«

»In diesem Augenblick banger Erwartung erschien Mathilde, um für immer Abschied zu nehmen von ihrem Gatten und Retter. Jammernd über ihre unglückliche Lage, beklagte sie laut das grausame Loos, einem frühen Tode in den Wellen des Volturno entrissen worden zu sein, um ein noch weit größeres Unglück zu erleben. Der General, ein noch junger Mann, ward von ihrer Schönheit ergriffen und von ihrem Elend gerührt. Doch seine Gemüthsbewegung ward noch stärker, als er ihre früheren Schicksale gehört. Er war ihr Sohn, das Kind, um dessentwillen sie sich in Gefahr begeben. Er erkannte sie sogleich für seine Mutter und sank zu ihren Füßen, das Uebrige kann man sich leicht denken. Der Gefangene erhielt seine Freiheit, und alles Glück, das Liebe, Freundschaft und kindliche Zuneigung auf Erden gewähren können, sah man hier vereinigt.

So sucht' ich meine Tochter zu erheitern, die mir jedoch nur mit halber Aufmerksamkeit zuhörte. Ihr eignes Unglück erstickte alles Mitleid, das sie einst für fremdes Misgeschick gefühlt hatte, und nichts konnte sie beruhigen. In der Gesellschaft fürchtete sie verachtet zu werden, und

in der Einsamkeit fand sie nur Gram. In dieser traurigen Lage erhielten wir die sichere Nachricht, daß Herr Thornhill sich mit Fräulein Wilmot vermählen werde. Daß er für sie stets eine wahre Zuneigung gefühlt, war mir nie zweifelhaft gewesen, obgleich er jede Gelegenheit ergriffen hatte, sich über ihre Person und ihr Vermögen geringschätzig zu äußern. Diese Nachricht vermehrte nur Olivia's Betrübniß. Ein so schändlicher Treubruch war mehr, als sie zu ertragen vermochte. Ich war indeß entschlossen, die nähern Erkundigungen einzuziehen, und wo möglich die Erreichung seiner Absichten zu verhindern. Ich wollte meinen Sohn Moses zu dem alten Herrn Wilmot schicken, um die Wahrheit des Gerüchts zu erforschen. Falls es sich bestätigte, sollte er Fräulein Wilmot einen Brief übergeben, in welchem ich Thornhills Betragen gegen meine Familie geschildert.

Mein Sohn machte sich mit dem erhaltenen Auftrag auf den Weg. Nach drei Tagen kehrte er mit der Versicherung zurück, die Nachricht sei völlig gegründet; doch habe er den Brief nicht abgeben können, weil Herr Thornhill und Fräulein Wilmot abwesend gewesen wären, um in der Nachbarschaft einige Besuche zu machen. In einigen Tagen, sagte er weiter, werde ihre Hochzeit gefeiert. Schon den Sonntag vor seiner Ankunft wären sie mit großem Prunk in der Kirche gewesen, die Braut in Begleitung von sechs jungen Damen und er mit eben so vielen Herren. Die ganze Gegend freue sich auf die nahe Hochzeit, und sie fahren oft aus in einer so prächtigen Equipage, wie man sie seit vielen Jahren dort nicht gesehen. Die Freunde und Verwandten beider Familien wären bereits dort, namentlich der Oheim des Gutsherrn, Sir William Thornhill, ein Mann von dem trefflichsten Charakter. Man höre, fügte er hinzu, nichts als Freude und

Jubel; die ganze Gegend preise die Schönheit der Braut, den edlen Anstand des Bräutigams und ihre zärtliche Liebe zu einander. Mein Sohn schloß mit der Versicherung, daß er Herrn Thornhill für einen der glücklichsten Menschen auf Erden halten müsse.

»Sei er's immerhin, wenn er's sein kann!« erwiederte ich. »Doch mein Sohn, wirf einmal einen Blick auf dies Strohlager, auf dies beschädigte Dach, auf diese modrigen Wände, auf diesen feuchten Fußboden. Betrachte meinen elenden Körper, der vom Feuer verstümmelt ist, betrachte meine weinenden Kinder, die mich um Brot bitten. Zu einem solchen Anblick bist Du heimgekehrt, und dennoch siehst Du hier, eben hier einen Mann, der um Alles in der Welt nicht mit ihm tauschen möchte. O meine Kinder, daß ihr doch euer eigenes Herz kennen und einsehen lerntet, zu welcher edlen Gesellschaft ihr die Welt machen könntet. Ihr würdet dann Pracht und Glanz ohne innern Werth wenig schätzen. Den meisten Menschen ward gelehrt, das Leben als eine Wanderschaft und sich selbst als Wanderer zu betrachten. Dies Gleichniß läßt sich noch weiter fortführen durch die Bemerkung, daß die Guten froh und heiter sind wie Reisende, die in die Heimath eilen, die Bösen aber nur dann und wann vergnügt, wie Wanderer, die der Verbannung entgegengehen.«

Aus Mitleid mit meiner armen Tochter, die von diesem neuen Unglück überwältigt zu werden schien, unterdrückt ich, was ich noch sagen wollte. Unter dem Beistande ihrer Mutter erholte sie sich in Kurzem. Sie schien ruhiger zu werden, und ich glaubte schon, daß sie einen gewissen Grad von Standhaftigkeit erlangt. Allein der Schein täuschte mich. Ihre Ruhe war nur die Abspannung einer überreizten Empfindlichkeit.

Ein Vorrath von Lebensmitteln, von meinen gutmüthi-

gen Beichtkindern theilnehmend gesendet, verbreitete wiedar Frohsinn unter den übrigen Mitgliedern meiner Familie. Ich freute mich, sie einmal wieder recht vergnügt zu sehen. Unbillig würd' es gewesen sein, wenn ich, fortwährend klagend mit den Schwermüthigen, dadurch der Andern Vergnügen gestört und sie niedergebeugt hätte durch einen Gram, den sie nicht fühlten. Daher wurden noch mehrere Geschichten erzählt; es ward ein Lied verlangt, und Heiterkeit umschwebte wieder unsere kleine Wohnung.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Neue Trübsale.

Am folgenden Morgen war die Sonne mit einer für die Jahreszeit ungewöhnlichen Wärme aufgegangen. Wir beschlossen, mit einander in der Geisblattlaube zu frühstücken. Während wir dort saßen, vereinigte meine jüngste Tochter auf meine Bitte ihre Stimme mit dem Concert auf den Bäumen um uns her. Hier war es, wo die arme Olivia ihren Verführer zum ersten Mal gesehen hatte. Jeder Gegenstand trug dazu bei, ihren Kummer zu erneuern. Doch die Schwermuth, die durch ehemalige Gegenstände des Vergnügens, oder durch harmonische Töne geweckt wird, besänftigt das Herz, statt es zu quälen. Selbst ihre Mutter konnte sich einer stillen Wehmuth nicht erwehren. Sie weinte und liebkoste ihre Tochter, wie in frühern Zeiten.

»Komm, meine liebe Olivia,« sprach sie, »sing uns das kleine Lied, das Dein Vater immer so gern gehört

hat. Deine Schwester Sophie hat uns schon den Gefallen gethan. Thue es, liebes Kind! Du machst Deinem alten Vater eine Freude.«

Sie sang nun auf eine so rührende Weise, daß ich mich tief ergriffen fühlte:

Wenn sich mit liebevollem Herzen
Ein holdes Kind zu spät betrogen sieht,
Welch Zauber heilt der Schwermuth Schmerzen,
Tilgt das Gefühl der Schuld aus dem Gemüth?

Nur durch Ein Mittel kann's gelingen,
Der Welt zu bergen ihre Scham und Noth,
Den Frevler noch zur Reu' zu zwingen;
Dies einzige Mittel ist — ihr Tod!

Beim Schluß der letzten Strophe, die durch ihre von Wehmuth erstickte Stimme einen ganz eigenen Ausdruck von rührender Zärtlichkeit erhielt, erschraken wir alle, als wir Herrn Thornhills Equipage erblickten. Die Unruhe meiner ältesten Tochter ward dadurch vermehrt. Sie war ins Haus zurückgekehrt, ihrem Verführer auszuweichen. Der Gutsherr stieg bald nachher aus dem Wagen, näherte sich der Laube, in der ich noch saß, und erkundigte sich mit seiner gewöhnlichen Vertraulichkeit nach meinem Befinden.

»Mein Herr,« sprach ich, »dies dreiste Benehmen zeigt die ganze Niederträchtigkeit Ihres Characters. Es gab eine Zeit, wo ich die Frechheit, mit der Sie vor mir zu erscheinen wagen, gezüchtigt haben würde. Jetzt aber sind Sie sicher. Das Alter kühlte meine Leidenschaften ab, und mein Stand hält sie in Schranken.«

»Ich gestehe, bester Freund,« entgegnete der Gutsherr, ich bin ganz erstaunt und begreife gar nicht, was Sie damit sagen wollen. Sie glauben doch nicht etwa, daß in

dem neulichen Ausflug Ihrer Tochter mit mir etwas Strafbares liegt?

»Geh!« rief ich, »Du bist ein Schurke! Ein elender, verächtlicher Mensch, und in jeder Weise ein Lügner! Nur Deine Niederträchtigkeit schützt Dich vor meinem Zorn! Um eine augenblickliche Leidenschaft zu befriedigen, hast Du, elender Mensch, ein armes Geschöpf Zeitlebens unglücklich gemacht, und hast eine Familie beschimpft, deren einziger Reichthum ihre Ehre war.«

»Wenn Sie oder ihre Tochter,« entgegnete er, »durchaus unglücklich sein wollen, so kann ich nicht helfen. Aber Sie können noch immer glücklich werden; und was Sie auch von mir halten mögen, stets sollen Sie mich bereit finden, Ihnen zu Ihrem Glück behülflich zu sein. Wir können sie bald an einen Andern verheirathen, und ihren Liebhaber kann sie obendrein beibehalten; denn ich schwöre Ihnen, daß ich stets wahre Achtung für sie fühlen werde.«

Alle meine Leidenschaften empörten sich bei diesem erniedrigenden Antrage. Bleibt das Gemüth auch oft ruhig bei großen Beleidigungen, so dringen kleine Bübereien doch stets tief ins Herz und reizen es zur höchsten Wuth.

»Aus meinen Augen, elender Wurm!« rief ich. »Beleidige mich nicht länger durch Deine Gegenwart. Wäre mein wackerer Sohn zu Hause, er würde dies wahrlich nicht dulden! Ich aber bin alt und schwach, und in jeder Weise unglücklich!«

»Ich sehe,« entgegnete er, »daß Sie mich durchaus zwingen wollen, mit Ihnen in einem strengern Tone zu reden, als es meine Absicht war. Da ich Ihnen jedoch gezeigt, was Sie von meiner Freundschaft erwerben können, so ist es nun auch in der Ordnung, Ihnen vorzustellen, was mein Zorn für Folgen haben kann. Mein Sachwalter,

dem die Schuldverschreibung, die Sie neulich ausgestellt, eingehändigt worden, droht mit der Klage. Ich wüßte nicht, wie ich den Lauf des Rechts anders hemmen könnte, als wenn ich das Geld bezahlte. Dies dürfte aber leicht unmöglich sein nach den großen Ausgaben, die meine bevorstehende Heirath verursacht. Ueberdies spricht mein Rentmeister von Vertreibung aus den Gute, sobald die rückständigen Pachtgelder nicht sogleich bezahlt werden. Er kennt seine Pflicht; ich selbst bekümmere mich nie um Dinge dieser Art. Gleichwohl möcht' ich Ihnen gern dienen und wünschte wohl, Sie und Tochter erschienen auf meiner Hochzeit, die ich nächstens mit Fräulein Wilmot zu feiern gedenke. Es ist dies zugleich der Wunsch und die Bitte meiner liebenswürdigen Arabella, und ich hoffe, Sie werden mir's nicht abschlagen.«

»Herr Thornhill,« erwiederte ich, »hören Sie mich ein für allemal an! Daß Sie sich mit einer Andern, als meiner Tochter, vermählen, werd' ich nie zugeben. Könnte Ihre Freundschaft mich auf einen Thron erheben oder Ihre Entrüstung mich ins Grab stürzen, dennoch würd' ich Beides verachten. — Schmerzlich und unersetzlich bin ich durch Sie betrogen worden! Mein Herz verließ sich auf Ihr Ehrgefühl, und ich habe Ihre Niederträchtigkeit kennen gelernt! Erwarten Sie daher nie Freundschaft von mir. Gehen Sie und genießen Sie, was das Glück Ihnen gegeben — Schönheit, Reichthum, Gesundheit und Vergnügen. Gehen Sie und überlassen Sie mich dem Mangel, der Schande, der Krankheit und dem Gram! Bin ich auch erniedrigt, so werde ich doch stets meine Würde behaupten, und wenn ich Ihnen auch verzeihe, so werd' ich Sie doch Zeitlebens verachten!«

»Wenn das ist,« versetzte er, »so verlassen Sie sich darauf, daß Sie die Folgen Ihres Trotzes fühlen sollen. Es

wird sich bald zeigen, wer der Verächtlichste ist, Sie oder ich!«

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Meine Frau und mein Sohn, die bei diesem Gespräch zugegen gewesen, schienen sehr erschrocken. Auch meine Töchter, die-nachdem er sich entfernt, wieder zu uns kamen, um zu er, fahren, wie unsre Unterhaltung abgelaufen, verriethen eben so viel Besorgniß, als die Uebrigen. Ich aber schätzte selbst seine äußerste Bosheit sehr gering. Den empfindlichsten Streich hatte er mir schon versetzt, und ich stand bereit, jeden neuen Angriff abzuwehren. Es giebt Kriegswerkzeuge, die, wie sie auch geworfen werden mögen, dem Feinde stets die Spitze zukehren.

Bald zeigte es sich jedoch, daß seine Worte keine leeren Drohungen gewesen. Gleich am andern Morgen kam sein Rentmeister, um mir die rückständigen Pachtgelder abzufordern, die ich, der bereits erwähnten Unglücksfälle wegen, nicht entrichten konnte. Meine Zahlungsunfähigkeit hatte die Folge, daß er mir noch an demselben Abend mein Vieh wegtreiben, dasselbe taxiren und um die Hälfte des Werths verkaufen ließ. Meine Frau und meine Töchter bestürmten mich, doch lieber unter jeder Bedingung nachzugeben, als mich geradezu ins Verderben zu stürzen. Sie baten mich sogar, ich möchte ihm wieder seine Besuche erlauben, und ihre ganze Beredsamkeit boten sie auf, mir das Unglück zu schildern, dem ich entgegen gehe. Sie stellten mir die schreckliche Lage vor, in dieser rauhen Jahreszeit in ein Gefängniß geworfen zu werden, und die Gefahr, die meiner Gesundheit drohe durch den bei der Feuersbrunst erlittenen Unfall. Ich blieb jedoch unbeweglich.

»Meine Lieben,« sprach ich, »warum wollt ihr mich zu etwas bereden, was nicht recht ist? Ihm zu verzeihen, lehrt mich andere Pflicht; aber mein Gewissen erlaubt mir nicht,

seine Handlungen zu billigen. Soll ich das vor der Welt gut heißen, was ich im Innersten meines Herzens verdamme? Soll ich mich geduldig fügen und dem schändlichen Betrüger schmeicheln? Um dem Gefängniß zu entgehen, soll ich sie ewig tragen, die noch drückenderen Fesseln der Seelensclaverei? Nein! nimmermehr! Und wenn man uns aus dieser Wohnung vertreiben sollte, laßt uns fest an dem halten, was recht ist? Wohin wir auch vom Schicksal geworfen werden mögen, immer bleibt uns noch ein köstliches Gemach, wenn wir froh und muthig in unser eignes Herz schauen können.«

So verging der Abend. Früh am andern Morgen war mein Sohn beschäftigt, den in der Nacht gefallenen Schnee wegzuschaufeln, um einen Weg zu unsrer Hausthür zu bahnen. Er hatte kaum diese Arbeit begonnen, als er mit bleichem Antlitz hereinstürzte, um uns zu melden, daß zwei Fremde, die er für Gerichtsdiener halte, sich dem Hause näherten. Er sprach noch davon, als sie eintraten. Sie näherten sich meinem Bette und machten mich mit ihrem Amt und Auftrage bekannt. Dann befahlen sie mir, daß ich, ihr Gefangener, mich bereit halten möchte, ihnen in das eilf Meilen von unsrer Wohnung entfernte Gefängniß zu folgen.

»Freunde,« sagt' ich, »es ist eine sehr rauhe Witterung, in der Sie mich nach dem Gefängniß abholen. Ein besonderer Unglücksfall ist's aber noch, daß ich mir vor Kurzem den Arm furchtbar verbrannt und mir dadurch ein kleines Fieber zugezogen habe. Mich gehörig warm zu halten, fehlt es mir an Kleidern, und ich bin zu alt und schwach, so weit zu gehen in dem tiefen Schnee. Indeß, was hilft's, wenn es einmal sein muß!«

Hierauf wandte ich mich zu meiner Frau und meinen Kindern. Ich forderte sie auf, das Wenige, was uns noch

geblieben, zusammenzupacken und sich dann bereit zu halten, unsre Wohnung zu verlassen. Zugleich empfahl ich ihnen möglichste Eile. Mein Sohn mußte meiner ältesten Tochter beistehen, die in dem Bewußtsein, daß sie schuld an unserm Unglück sei, ohnmächtig geworden war und ihren Gram nicht mehr zu fühlen schien. Ich tröstete meine Frau, die bleich und zitternd unsre Kleinen in die Arme geschlossen, weil sie sich fürchteten vor dem Anblick der Fremden. Meine jüngste Tochter hatte indeß Anstalten zur Abreise getroffen, und etwa in einer Stunde waren wir dazu bereit, nachdem ich oft zur Eile hatte ermahnen müssen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Keine Lage des Lebens, so unglücklich sie auch sein mag, ist ganz trostlos.

Wir verließen die friedliche Gegend und wanderten langsam fort. Meine älteste Tochter war noch sehr entkräftet von einem schleichenden Fieber, das ihre Gesundheit schon seit einigen Tagen untergraben hatte. Einer der Gerichtsdiener war so gefällig, sie hinter sich auf's Pferd zu nehmen. Selbst Menschen dieser Art können Humanität nicht ganz verläugnen. Mein Sohn führte eins von den Kindern an der Hand, und meine Frau das andere. Ich aber stützte mich auf meine jüngste Tochter, deren Thränen nicht ihren, sondern meinen Leiden flossen.

Etwa zwei Meilen von unserm Wohnorte mochten wir entfernt sein, als wir einen Haufen Menschen schreiend

hinter uns her laufen sahen. Es waren gegen funfzig meiner ärmsten Beichtkinder; unter furchtbaren Verwünschungen griffen sie die beiden Gerichtsdiener an und schwuren, so lange sie noch einen Tropfen Blut vergießen könnten zur Vertheidigung ihres Pfarrers, würden sie's nie dulden, daß man ihn ins Gefängniß schleppe. Sie fielen wüthend über die Gerichtsdiener her, und es hätte üble Folgen haben können, wenn ich mich nicht ins Mittel geschlagen und sie mit Mühe den Händen der wüthenden Menge entrissen hätte. Meine Kinder, die meine Befreiung schon für gewiß hielten, waren außer sich vor Freude und konnten ihr Entzücken kaum mäßigen. Aber ihre Täuschung verschwand bald, als sie hörten, wie ich das arme irrende Volk anredete, das gekommen zu sein wähnte, mir zu helfen.

»Wie, meine Freunde,« rief ich, »ist das die Art, mir eure Liebe zu zeigen? Befolgt ihr so die Lehren, die ich von der Kanzel herab gegeben? Bietet ihr so der Gerechtigkeit Trotz und wollt auch mich ins Verderben stürzen? — Wer ist euer Rädelsführer? Zeigt mir den, der euch hierzu verleitet! So wahr er lebt, er soll meinen ganzen Zorn fühlen! O du arme, verblendete Heerde! Kehre wieder zurück zu dem Gehorsam, den du Gott, deinem Vaterlande und mir schuldig bist! Vielleicht seh' ich euch wieder in einer glücklichern Lage und kann vielleicht selbst zu eurem Lebensglück beitragen. Jetzt aber laßt mir wenigstens den Trost, daß ich keinen von euch vermisse, wenn ich mit meiner Gemeine dereinst vor Gottes Richterstuhl gerufen werde.«

Alle schienen Reue zu fühlen, und Einer nach dem Andern kam, um mir Lebewohl zu sagen. Ich drückte Jedem freundlich die Hand, und nachdem ich Allen meinen Segen ertheilt, zog ich ungehindert weiter. Noch einige Stunden vor Abend erreichten wir das Städtchen oder vielmehr

das Dorf; denn der Ort bestand nur aus einigen schlechten Häusern, da er seine frühere Wohlhabenheit längst verloren. Von seinem ehemaligen Glanze zeigte sich keine Spur, als der Kerker.

Dort angelangt, traten wir in ein Wirthshaus, wo wir uns Erfrischungen geben ließen, wie sie eben in der Eile herbeigeschafft werden konnten. Ich genoß sie im Kreise der Meinigen mit gewöhnlicher Heiterkeit. Als ich meine Familie für die Nacht gut versorgt sah, folgte ich dem Gerichtsdiener in das Gefängniß. Es bestand, ursprünglich zu kriegerischen Zwecken erbaut, aus einem großen, mit Steinen gepflasterten Saal, der durch Eisengitter verwahrt war. Dort versammelten sich täglich zu gewissen Stunden theils Verbrecher, theils arme Schuldner. Jeder Gefangene hatte außerdem noch eine besondere Zelle, in die er Nachts eingeschlossen ward.

Bei meinem Eintritt erwartete ich nichts als Wehklagen und Jammertöne. Es war aber ganz anders. Die Gefangenen schienen sämmtlich nur Einen Zweck zu haben, nämlich den: unter lautem Jubel und Toben ihre Sorgen zu vergessen. Ich ward von ihnen an das in solchen Fällen übliche Eintrittsgeschenk erinnert. Meine kleine Casse war zwar fast erschöpft; ich erfüllte jedoch ihre Bitte. Das Geld ward sogleich verwendet, um Branntwein holen zu lassen; und bald ertönte der ganze Kerker von wildem Lärm, Gelächter und gottlosen Reden.

»Wie?« sagt' ich zu mir selbst. »So ruchlose Menschen können lustig sein, und ich sollte in Schwermuth versinken. Ich habe ja mit ihnen nichts weiter gemein als die Gefangenschaft, und daher wohl mehr Recht zum Frohsinn, als sie.«

Durch solche Betrachtungen suchte ich mich zu erheitern. Wahre Heiterkeit läßt sich jedoch durch keine Anstrengung

erzwingen, die schon an und für sich peinlich ist. Ich saß da, in Gedanken vertieft, in einem Winkel des Kerkers. Da näherte sich mir einer meiner Mitgefangenen, setzte sich neben mir nieder und knüpfte ein Gespräch an. Von jeher war es eine von meinen Lebensregeln, nie der Unterhaltung mit irgend einem Menschen auszuweichen. Ist er gut, so kann sein Gespräch mir nützlich werden, und wenn er schlecht ist, so kann das meinige ihn vielleicht bessern. Hier fand ich indeß einen Mann von Erfahrung und von vielem natürlichen Verstande. Er besaß, wie man zu sagen pflegt, große Weltkenntniß, oder richtiger gesagt, er kannte die Schattenseite der menschlichen Natur. Er fragte mich, ob ich daran gedacht, mich mit einem Bette zu versehen — ein Umstand, den ich völlig unbeachtet gelassen hatte.

»Das ist schlimm!« sprach er. »Hier bekommen Sie nichts als Stroh, und Ihr Zimmer ist sehr groß und kalt. Sie scheinen mir indeß ein Mann von Stande, wie ich es selbst in frühern Zeiten gewesen, und daher steht Ihnen ein Theil meiner Bettdecken sogleich gern zu Diensten.«

Ich dankte ihm, indem ich meine Verwunderung zu erkennen gab, in einem Kerker und bei eigenem Elend so viel Menschenliebe zu finden. Um ihm zu zeigen, daß ich ein Gelehrter sei, fügt' ich hinzu, daß ein alter Weiser den Werth der Gesellschaft im Leiden wohl erkannt haben müsse, wenn er sage: τον κοσμον αἶρε εἰ δος τὸν ἑταιρον *). »Und in der That,« fuhr ich fort, »was ist die Welt, wenn sie nur Einsamkeit gewährt?«

»Sie sprechen da von der Welt,« entgegnete mein Mitgefangener. »Die Welt ist noch in ihrer Kindheit, und dennoch hat die Kosmogonie oder die Erschaffung der Welt

*) Nimm mir die Welt, nur lasse mir den Freund.
A. d. Uebers.

den Philosophen aller Zeiten den Kopf verwirrt. Was für einen Mischmasch von Meinungen haben sie nicht schon ausgeheckt über die Weltschöpfung. Sanchuniathon, Manetho, Berosus und Ocellus Lucanus haben alle vergeblich darüber nachgedacht. Der Letztere hat die Worte: »Ἄναρχον ἄρα καὶ ἀτελεύτητον τὸ πᾶν.«*)

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagt ich, »daß ich so viele Gelehrsamkeit unterbreche. Ich glaube das Alles schon einmal gehört zu haben. Hatte ich nicht das Vergnügen, Sie einst zu sehen auf dem Jahrmarkt zu Walbridge, und ist nicht Ihr Name Ephraim Jenkinson.«

Seine Antwort war ein bloßer Seufzer.

»Vielleicht,« fuhr ich fort, »erinnern Sie sich noch eines gewissen Doctor Primrose, von dem Sie ein Pferd gekauft?«

Jetzt erkannte er mich auf einmal. Die Dunkelheit des Orts und die Abenddämmerung hatte ihn verhindert, meine Züge genau zu betrachten.

»Ja, mein Herr,« antwortete Jenkinson; »ich erinnere mich Ihrer recht gut. Ich kaufte ein Pferd, vergaß jedoch dasselbe zu bezahlen. Ihr Nachbar Flamborough ist der einzige Ankläger, den ich bei dem nächsten Gerichtstage zu fürchten habe. Er will's beschwören, daß ich ein Betrüger sei. Herzlich leid thut es mir, Sie oder irgend wen hintergangen zu haben. Sie sehen, fuhr er fort, was meine losen Streiche mir eingebracht.«

»Schon gut, mein Herr!« erwiderte ich. »Die Gefälligkeit, womit Sie mir Ihre Hülfe anbieten, ohne auf Vergeltung rechnen zu können, will ich zu erwiedern suchen. Ich will mich bemühen, Herrn Flamborough's Anklage zu

*) Alle Dinge haben weder Anfang noch Ende.

A. d. Uebers.

mildern oder ganz zu unterdrücken. Zu diesem Behuf sende ich nächstens meinen Sohn zu ihm, ich zweifle nicht im Mindesten an der Erfüllung meiner Bitte, und was mein eigenes Zeugniß betrifft, so sein Sie deshalb ganz außer Sorgen.«

»O mein Herr,« rief er, »das will ich Ihnen nach allen meinen Kräften vergelten. Sie sollen diese Nacht mehr als die Hälfte meines Betts bekommen, und hier im Gefängniß, wo ich einigen Einfluß zu haben glaube, will ich Ihnen als Freund zur Seite stehen.«

Ich dankte ihm und konnte nicht umhin, meine Verwunderung zu äußern über sein jetziges jugendliches Aeußere. Als ich ihn früher sah, schien er mir wenigstens sechzig Jahre alt zu sein.

»Mein Herr,« antwortete er, »Sie kennen die Welt noch zu wenig. Damals trug ich falsches Haar. Ich verstehe die Kunst, jedes Alter nachzuahmen, vom siebzehnten bis zum siebzigsten Jahre. Ach, mein Herr, ich könnte jetzt ein reicher Mann sein, wenn ich nur halb die Mühe, die ich mir gab, ein Lump zu werden, auf Erlernung eines Handwerks verwendet hätte. Bin ich aber auch ein Schelm, so kann ich Ihnen doch einen Freundschaftsdienst thun, und vielleicht in einem Augenblicke, wo Sie's am wenigsten erwarten.«

Unser Gespräch ward unterbrochen durch die Ankunft der Kerkerknechte. Sie riefen die Gefangenen bei Namen und schlossen sie in ihre Schlafzellen ein. Ein Bursche brachte ein Strohbündel, das uns zum Bette dienen sollte. Er führte mich durch einen dunkelen Gang in ein Gemach, das wie der Versammlungssaal mit Steinen gepflastert war. In einer Ecke breitete ich das Stroh aus und legte die Betten darauf, die mein Mitgefangener mir gegeben. Mein Führer wünschte mir ziemlich höflich gute Nacht und ver-

ließ mich dann. Nachdem ich mich meine gewöhnlichen Abendbetrachtungen überlassen und meinem himmlischen Vater gedankt hatte für seine Züchtigungen, legt ich mich nieder und schlief die ganze Nacht sehr ruhig.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Eine Sittenverbesserung im Kerker. — Um vollkommen zu sein, müßten die Gesetze eben so gut belohnen als bestrafen.

Am andern Morgen ward ich früh durch meine Familie geweckt, die ich neben meinem Lager in Thränen erblickte. Unsere düstere Umgebung hatte sie muthlos gemacht. Ich verwies den Meinigen die Sorge um mich und versicherte, daß ich noch nie ruhiger geschlafen. Hierauf erkundigte ich mich nach meiner ältesten Tochter, die nicht mit ihnen gekommen war. Sie sagten mir, die gestrige Angst und Erschöpfung habe ihr Fieber vermehrt; sie hätten es daher für rathsam gehalten, sie zurückzulassen. Jetzt war meine erste Sorge, meinen Sohn Moses auszusenden, um für die Meinigen eine Wohnung von ein paar Zimmern in der Nähe des Gefängnisses zu miethen. Er hatte jedoch nur Ein Zimmer auftreiben können und dasselbe zu einem billigen Preise für seine Mutter und seine Schwestern gemiethet. Ihm und seinen jüngern Brüdern erlaubte der menschenfreundliche Kerkermeister, bei mir im Gefängnisse zu bleiben. Es ward für sie ein Lager eingerichtet in einem Winkel der Zelle, der mir dazu am passendsten schien. Vorläufig wollt ich mich erkundigen, ob die beiden Kleinen sich wohl entschließen möch-

ten an einem Orte zu schlafen, der sie beim Eintritte so sehr geschreckt zu haben schien.

»Nun, liebe Kinder,« sprach ich, »wie behagt euch euer Bett? Ihr werdet euch doch nicht fürchten, in diesem Zimmer zu schlafen, so finster es auch ist?«

»Nein, lieber Vater,« antwortete Richard. »Wo Du bist, da fürcht' ich mich nicht zu schlafen.«

»Und ich,« sagte Wilhelm, der erst vier Jahre alt war, »ich bin am liebsten, wo der Vater ist.«

Ich wies nun jedem Mitgliede der Familie sein Geschäft an. Meiner jüngsten Tochter empfahl ich besonders die Pflege ihrer kranken Schwester. Meine Frau sollte bei mir bleiben, und die beiden Kleinen sollten mir verlesen.

»Was Dich betrifft, mein Sohn,« fuhr ich fort, indem ich mich zu Moses wendete, »so müssen wir alle unsern Unterhalt erwarten von Deiner Hände Arbeit. Was Du als Tagelöhner verdienst, wird bei gehöriger Sparsamkeit und Mäßigkeit hinreichen, uns alle ziemlich bequem zu erhalten. Du bist jetzt sechzehn Jahre alt und hast Kräfte, die Dir zu nützlichen Zwecken verliehen worden; sie müssen jetzt Deine hülflosen Eltern und Geschwister vom Hungertode retten. Geh' also noch diesen Abend, sieh Dich auf Morgen nach Arbeit um und bringe jeden Abend das Geld, das Du verdient, nach Hause, um uns zu unterstützen.«

Als ich ihn so angewiesen und das Uebrige angeordnet hatte, begab ich mich nach dem Versammlungsort der Gefangenen, wo mich mehr Raum und frischere Luft erwartete. Ich war jedoch noch nicht lange dort, als ich durch die Flüche, die rohen und unzüchtigen Aeußerungen, die von allen Seiten auf mich eindrangen, wieder in meine Zelle zurückgescheucht ward. Hier saß ich eine Weile, versunken in Betrachtungen über die seltsame Verblendung die-

ser Elenden, die die ganze Menschheit gegen sie gewaffnet erblicken und dennoch Alles aufbieten, auch für das zukünftige Leben sich einen furchtbaren Feind zu schaffen.

Ihre Verstocktheit erregte in mir innigstes Mitlied, und ich vergaß darüber eine Zeitlang mein eigenes Leiden. Einen Versuch zu machen, ob ich sie bekehren könnte, schien mir sogar eine unerläßliche Pflicht. Ich entschloß mich daher, nochmals zu ihnen zu gehen. Ich wollte sie ermahnen, wenn sie mich auch verspotteten, und durch Beharrlichkeit hofft' ich zu siegen. Als ich mich wieder zu ihnen begab, theilte ich Herrn Jenkinson meinen Plan mit. Er lachte zwar herzlich darüber, machte jedoch die Uebrigen damit bekannt. Der Vorschlag ward mit der besten Laune aufgenommen, weil er neuen Stoff zur Unterhaltung darbot für Menschen, die keinen andern Zeitvertreib kannten, als Spöttereien und unzüchtige Reden.

Ich las ihnen daher mit lauter Stimme einen Theil der Kirchengebete vor, fand jedoch, daß meine Zuhörer sich nur darüber lustig machten. Unziemliches Flüstern, lächerliche Stoßseufzer, Husten und Verzerrungen des Gesichts erregten abwechselnd Gelächter. Mit angemessener Feierlichkeit fuhr ich jedoch fort zu lesen, in der Ueberzeugung, daß ich vielleicht Einige bessere, jedenfalls aber von Keinem geschmäht werden könnte. Nach der Vorlesung ging ich zu meiner Ermahnung über, die mehr auf Erregung ihrer Aufmerksamkeit, als auf Tadel berechnet war. Ich bemerkte zuförderst, daß ich hierbei keine andere Absicht haben könne, als die Sorge für ihr Heil. Ich sei ihr Mitgefangener und erhalte keinen Lohn für meine Predigten. So ruchlose Reden von ihnen zu hören, sei mir äußerst schmerzlich, weil sie dadurch nicht gewinnen, wohl aber viel verlieren könnten.

»Seid versichert, meine Freunde,« sprach ich — »denn

das seid Ihr, wenn auch die Welt Eure Freundschaft ververschmäht — seid versichert, wenn Ihr auch tausend Flüche in Einem Tage ausstoßt, daß Ihr dadurch keinen Pfennig in die Tasche bekommt. Was hilft's also, daß ihr jeden Augenblick den Teufel anruft und Euch um seine Freundschaft bewerbt, da er Euch so schlecht behandelte? Wie Ihr seht, hat er Euch nichts gegeben, als einen Mund voll Flüche und einen leeren Magen, und nach Allem, was ich von ihm weiß, habt Ihr auch künftig nichts Besseres von ihm zu erwarten. — Werden wir von einem Manne schlecht behandelt, so wenden wir uns natürlich an einen Andern. Wär' es also nicht der Mühe werth zu versuchen, wie die Behandlung eines andern Herrn Euch behagt, der Euch wenigstens durch die herrlichsten Verheißungen zu sich eingeladen hat? — Wahrlich, meine Freunde, unter allen Thorheiten in dieser Welt begeht offenbar der die größte, der ein Haus bestohlen hat und Schutz sucht unter denen, die die Diebe eingefangen. Handelt Ihr wohl klüger? Ich suchte Schutz bei dem, der Euch schon verrathen, und wendet Euch an ein weit bösartigeres Wesen, als alle Diebsfänger zusammengenommen. Diese locken Euch nur und fangen Euch dann; er aber lockt und fängt Euch nicht nur, sondern, was das Schlimmste ist, er hält Euch auch fest in seinen Krallen, wenn der Henker schon sein Werk gethan hat.«

Als ich geendigt, empfing ich die Lobsprüche meiner Zuhörer. Mehrere näherten sich mir, schüttelten mir die Hand und betheuerten, ich sei ein braver Kerl, und sie wünschten sehr meinen ferneren Umgang. Ich versprach, meine Vorlesung am folgenden Tage zu wiederholen, und hoffte in der That, einige Sinnesänderung zu bewirken. Denn ich war von jeher der Meinung, daß Niemand über die Stunde der Besserung hinaus, und jedes Herz den Pfeilen der

Buße und Reue bloßgestellt sei, wenn der Schütze nur gehörig zu zielen wisse.

Mit beruhigtem Herzen ging ich in meine Zelle zurück, wo meine Frau ein mäßiges Mahl bereitete. Jenkinson bat, sein Mittagsessen mit dem unsrigen vereinigen zu dürfen, um, wie er verbindlich genug sich ausdrückte, das Vergnügen meiner Unterhaltung zu genießen. Er hatte die Meinigen noch nicht gesehen, weil sie durch den früher erwähnten Gang zu mir gekommen waren und mithin den Versammlungsort nicht berührt hatten. Jenkinson schien daher bei der ersten Zusammenkunft ein wenig überrascht von meiner jüngsten Tochter Schönheit, die durch einen Zug von Schwermuth noch erhöht ward. Doch ließ er auch meine Kleinen nicht unbeachtet.

»Ach, Doctor,« rief er, »diese Kinder sind zu schön und zu gut für einen Ort, wie dieser.«

»Ja, Herr Jenkinson,« erwiederte ich, »meine Kinder sind, Gott sei Dank! gut von Herzen, und das Uebrige hat eben nicht viel zu bedeuten.«

»Ich denke,« versetzte mein Mitgefangener, »es muß für Sie ein großer Trost sein, diese kleine Familie um sich zu haben.«

»Allerdings, Herr Jenkinson,« erwiederte ich, »ist das ein Trost, den ich um Alles in der Welt nicht hingeben möchte. Sie verwandeln mir meinen Kerker in einen Palast. Es giebt nur Eins in der Welt, was mein Glück zerstören könnte, und das ist, wenn ihnen ein Leid zugefügt würde.«

»Dann muß ich fürchten, mein Herr,« sprach Jenkinson, »daß ich mich einigermaßen an Ihnen versündigt. Denn ich glaube,« — hier blickte er meinen Sohn Moses an — »hier seh' ich Jemand, den ich gekränkt und dessen Verzeihung ich wünsche.«

Mein Sohn erkannte sogleich die Stimme und die Gesichtszüge des Mannes wieder, der ihn überlistet, obgleich er ihn damals in einer Verkleidung gesehen hatte. Er nahm ihn bei der Hand und erklärte lächelnd, ihm sei verziehen. »Wundern muß ich mich aber doch,« fügte er hinzu, »was in meinem Gesichte gelegen haben muß, daß Sie glaubten, mich so leicht anführen zu können.«

»Werther Herr,« versetzte jener, »es war nicht Ihr Gesicht, was mich lockte, sondern Ihre weißen Strümpfe und Ihr schwarzes Haarband. Das thut jedoch Ihrem Verstande keinen Eintrag. Ich habe in meinem Leben schon klügere Leute, als Sie, getäuscht, und bei aller meiner Schlauheit erlag ich doch noch endlich den Dummköpfen.«

»Ich dächte,« erwiederte mein Sohn, »eine Lebensgeschichte, wie die Ihrige, müßte äußerst unterhaltend und belehrend sein.«

»Keins von beiden,« entgegnete Jenkinson. »Erzählungen von den Lastern und Ränken der Menschen erfüllen uns mit Mißtrauen und rauben uns die Gemüthsruhe. Der Wanderer, der jeden, der ihm begegnet, für verdächtig hält, und beim Anblick eines jeden Menschen, der einem Räuber gleicht, wieder umkehrt, wird selten zu rechter Zeit sein Reiseziel erreichen. — Aus eigner Erfahrung weiß ich, daß der Listigste oft der Einfältigste unter der Sonne ist. Schon in meiner Kindheit hielt man mich für schlau. Ich war kaum sieben Jahr alt, als die Damen mich schon einen ganz artigen kleinen Mann zu nennen pflegten. Als ich das vierzehnte Jahr erreicht hatte, kannte ich die Welt, setzte den Hut auf ein Ohr und hatte Liebschaften. Im zwanzigsten Jahre war ich noch vollkommen ehrlich; doch hielt man mich für so schlau, daß Niemand mir trauen wollte. So mußt' ich zu meiner eignen Rechtfertigung endlich ein

Gauner werden, und seitdem zerbrach ich mir fortwährend den Kopf mit Plänen zu Betrügereien, immer in Furcht schwebend, entdeckt zu werden. Ueber Ihres ehrlichen Nachbars Flamborough Einfalt pflegt' ich oft zu lachen. Ich betrog ihn gewöhnlich einmal im Jahre. Der ehrliche Mann ging jedoch arglos seinen Weg und ward reich, während ich bei meinen Ränken und Schelmenstreichen arm blieb, ohne den Trost zu haben, rechtschaffen zu sein. Sagen Sie mir aber doch," fügte er hinzu, "was Sie hieher geführt. Kann ich auch mich selbst nicht aus dem Kerker befreien, so kann ich doch vielleicht meinen Freunden dazu behülflich sein."

Um seine Neugierde zu befriedigen, schilderte ich ihm die ganze Reihe von Unfällen und Thorheiten, die mich in mein jetziges Unglück gestürzt, und zugleich meiner gänzlichen Unfähigkeit, mich wieder in Freiheit zu setzen. Als er meine Geschichte gehört, schwieg er einige Augenblicke. Dann schlug er sich vor die Stirn, als sei ihm ein wichtiger Gedanken in den Sinn gekommen. Er nahm Abschied mit der Versicherung, er wolle sehen, was bei der Sache zu thun sei.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Am andern Morgen theilte ich meiner Frau und meinen Kindern den Plan mit, den ich zur Besserung der Gefangenen entworfen. Sie misbilligten ihn jedoch sämmtlich und behaupteten, er sei unausführbar und unpassend. Meine

Bemühungen, meinten sie, würden wenig beitragen zur Besserung jener Menschen, und ich würde dadurch nur meinen Stand herabwürdigen.

»Verzeiht!« erwiederte ich. »Mögen diese Leute auch noch so tief gesunken sein, sie bleiben doch Menschen, und das giebt ihnen ein Recht auf meine Theilnahme. Ein guter Rath, der verworfen wird, kehrt zu dem Herzen dessen, der ihn ertheilt, und bereichert dasselbe. Sollten auch meine Lehren sie nicht bessern, so bessern sie doch ganz gewiß mich selbst. Meine Kinder, wären diese Unglücklichen Fürsten, so würden sich Tausende zu ihrer Belehrung anbieten. Aber mir ist das Herz, das in einem Kerker begraben, eben so theuer als das, welches auf einem Throne sitzt. Ja, meine Lieben, wenn ich sie bessern kann, so will ich's thun. Vielleicht werd' ich nicht von Allen verachtet; vielleicht kann ich mindestens Einen vom Abgrunde retten, und schon das wäre ein großer Gewinn. Giebt es auf Erden ein Kleinod, das köstlicher wäre als die menschliche Seele?«

Mit diesen Worten verließ ich sie und begab mich wieder in den Versammlungssaal, wo die Gefangenen, meine Ankunft erwartend, sehr lustig waren. Jeder hatte einen Possen in Bereitschaft, den er dem Doctor spielen wollte. Als ich eben im Begriff war, meine Vorlesung zu beginnen, rückte mir Einer die Perrücke schief und bat dann um Verzeihung, als sei es von ungefähr geschehen. Ein Zweiter, der in einiger Entfernung stand, besaß eine große Fertigkeit, durch die Zähne zu spritzen, und benetzte mein Buch mit seinem Speichel. Ein Dritter rief in einem so affectirten Tone: Amen! daß es den Uebrigen zur größten Belustigung diente. Ein Vierter entwandte mir heimlich die Brille aus der Tasche. Einer von ihnen spielte mir jedoch einen Streich, der seine Cameraden mehr als alle übrigen belustigte. Er hatte sich die Ordnung gemerkt, in

der ich meine Bücher vor mir auf den Tisch gelegt. Eins derselben brachte er sehr behend auf die Seite und ersetzte seine Stelle durch ein Buch voll unzähliger Scherze. Ich gab mir das Ansehen, als bemerkte ich nichts von diesen schadenfrohen Erbärmlichkeiten, und fuhr fort, in der Ueberzeugung, daß, was sie an meinen Bemühungen lächerlich fanden, sie wohl ein paarmal belustigen, das Ernsthafte jedoch einen bleibenden Eindruck auf sie machen werde. Meine Absicht gelang; denn in weniger als einer Woche fühlten Einige Reue, und Alle waren aufmerksam.

Ich freute mich über die Ausdauer und Geschicklichkeit, womit ich jene Elenden, in denen jedes sittliche Gefühl erstorben zu sein schien, zur Besinnung gebracht hatte, und fing an, darauf zu denken, ihnen auch zeitlche Dienste zu leisten, indem ich ihre Lage minder drückend zu machen suchte. Bisher war ihre Zeit zwischen Hunger und Völlerei, und zwischen ausgelassenem Toben und bitterem Kummer getheilt gewesen. Ihre ganze Beschäftigung war, sich mit einander zu zanken, Karten zu spielen und Tabacksstopfer zu schnitzen. Die letztere Art von geschäftigem Müssiggange gab mir Veranlassung, die Arbeitslustigen mit Verfertigung von Pflöcken für die Tabacksfabrikanten und Schuhmacher zu beschäftigen. Das dazu erforderliche Holz war durch gemeinschaftliche Subscription angeschafft worden. Wenn es verarbeitet war, ward es unter meiner Aufsicht verkauft. Das warf Jedem zwar täglich nur eine Kleinigkeit ab, war aber doch hinreichend zu seinem Unterhalt. Dabei blieb ich jedoch nicht stehen, sondern verordnete Strafen für unsittliche Handlungen und Belohnungen für ausgezeichneten Fleiß. In vierzehn Tagen waren sie auf diese Weise schon etwas humaner und geselliger geworden. Es machte mir Freude, mich als einen Gesetzgeber betrachten zu können, der Menschen

von angeborener Rohheit zur Eintracht und zum Gehorsam geführt.

Sehr zu wünschen wäre, die gesetzgebende Macht möchte sich mehr mit der Sittenverbesserung, als mit Strafen beschäftigen. Es scheint einleuchtend, daß die Ausrottung von Verbrechen nicht durch häufige, sondern durch geschärfte Strafen bewirkt werden möchte. Statt unserer jetzigen Gefängnisse, in denen die Lasterhaften noch lasterhafter werden, wo Unglückliche wegen eines einzigen Fehltrittes eingesperrt, und wenn sie am Leben bleiben, wieder entlassen werden, um tausend neue Verbrechen zu begehen, statt dieser Kerker sollte man, wie in andern Ländern, für Wohnungen sorgen, die zur Einsamkeit und Buße geeignet sind, wo der Angeklagte von Personen besucht würde, die ihn, wenn er schuldig ist, zur Reue führen, und wenn er unschuldig ist, in der Tugend befestigen könnten. Nur dies und nicht die Vermehrung der Strafen wäre der Weg zur Sittenverbesserung des Staates.

Eben so bezweifele ich die Gültigkeit des Rechts, das die gesellschaftlichen Vereine sich angemaßt, leichte Verbrechen mit dem Tode zu bestrafen. Bei Mordthaten ist ihr Recht unbestritten, da die Pflicht der Selbsterhaltung uns Allen gebietet, den Menschen aus dem Wege zu räumen, der gezeigt, daß das Leben eines Andern ihm gleichgültig ist. Gegen einen solchen empört sich die ganze Menschheit; etwas Anderes jedoch ist es mit dem, der mir mein Eigenthum stiehlt. Das Naturgesetz giebt mir kein Recht auf sein Leben, da nach eben diesem Gesetz das Pferd, das er mir stiehlt, ihm eben so gut gehört als mir. Besitze ich also ein solches Recht, so kann es nur aus einem unter uns errichteten Vertrage entspringen, daß wer des Andern Pferd stiehlt, sterben soll. Dies ist aber ein

falscher Vertrag, da Niemand berechtigt ist, einen Tauschhandel mit seinem Leben zu treiben, und zwar eben so wenig, als er es von sich werfen darf, da es nicht sein Eigenthum ist. Der Vertrag ist aber überdies mangelhaft und würde heut zu Tage von einem Kanzleigerichte kaum bestätigt werden. Ein anderes Verbrechen wird hier mit einer zu großen Strafe belegt, da es doch offenbar weit besser ist, daß zwei Menschen leben, als daß Ein Mensch endet. Ein Vertrag aber, der zwischen zwei Menschen nicht rechtskräftig ist, kann es eben so wenig zwischen Hunderten und Hunderttausenden sein. Wie zehn Millionen Cirkel nie ein Quadrat bilden können, so vermögen auch die vereinigten Stimmen von Myriaden nimmermehr Unrecht in Recht verwandeln. So spricht die Vernunft, und die ungelehrte Natur sagte dasselbe. Die Wilden, größtentheils dem Naturgesetz folgend, zeigen eine zarte Schonung für das Leben Anderer. Selten vergießen sie Blut, wenn sie nicht frühere Grausamkeiten rächen.

Unsere Vorfahren, die Angelsachsen, so grausam sie auch waren, hatten dennoch in Friedenszeiten nur wenige Hinrichtungen. In allen Staaten, die noch im Entstehen begriffen sind und die noch das Gepräge des Naturstandes sichtbar an sich tragen, wird selten ein Verbrechen mit dem Tode bestraft.

Nur unter den Bürgern verfeinerter Staaten ruhen die Strafgesetze in den Händen der Reichen und treffen daher bloß die Armen. Eine alternde Regierung scheint auch mürrisch zu werden wie das Alter. Es ist, als würde unser Eigenthum in dem Maße, wie es sich vergrößert, uns schätzbarer, als steigerte sich unsere Furcht mit der Vermehrung unserer Schätze. So zäunen wir unsere Besitzungen gleichsam täglich ein durch neue Strafgesetze und umgeben uns mit Galgen, um jeden Räuber zu verscheuchen.

Ich weiß nicht, ob es von der Menge unserer Strafgesetze herrührt oder von der Zügellosigkeit unseres Volkes, daß England in Einem Jahre mehr Verbrecher zählt, als die Hälfte aller europäischen Staaten zusammengenommen. Vielleicht liegt die Schuld an Beiden; denn eins erzeugt wechselseitig das Andere. Sieht eine Nation Verbrechen von verschiedenem Grade mit gleicher Strenge geahndet, so verliert sie, da sie keinen Unterschied der Strafe bemerkt, auch den Begriff des Unterschieds in den Verbrechen; und dies ist doch die Schutzwehr aller Moralität. So erzeugt die Menge der Gesetze neue Laster, und diese fordern neue Einschränkungen.

Wünschenswerth wäre es daher, daß die Staatsgewalt statt neue Gesetze für Verbrechen zu entwerfen, statt die bürgerlichen Gesellschaftsbande so fest zusammenzuziehen, daß sie durch eine Umwälzung gesprengt werden, statt Uebelthäter, ehe man sie zu bessern versucht, aus dem Wege zu schaffen, statt eine heilsame Züchtigung in eine rachsüchtige Strafe zu verwandeln — daß die Staatsgewalt, sag' ich, zu Einschränkungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, und die Gesetze zu beschützen, doch nicht zu Tyrannen des Volks machen möchte. Dann würden wir finden, daß Geschöpfe, deren Seelen wir für unnütze Schlacken gehalten, nur der bildenden Hand bedurft; dann würden wir finden, daß Unglückliche, jetzt zu langer Qual verdammt, bei gehöriger Behandlung dem Staate wohl als Stütze hätten dienen können in Zeiten der Gefahr; dann würden wir finden, daß ihre Herzen uns eben so gleichen, wie ihre Gesichter, daß wenige Gemüther so schlecht sind, um nicht durch ernstliches Bestreben veredelt zu werden, daß Jemand zur Erkenntniß seines Verbrechens gelangen kann, ohne es mit dem Tode zu büßen, und daß es nur wenigen Bluts bedarf, um unsre Sicherheit zu befestigen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In diesem Leben sind Glück und Elend mehr die Folgen der Klugheit, als der Tugend. Der Himmel betrachtet zeitliche Uebel und zeitliches Wohl als an und für sich unbedeutende Dinge, kaum einer sorgfältigen Vertheilung werth.

Ich war nun schon länger als vierzehn Tage verhaftet und hatte noch immer keinen Besuch von meiner lieben Olivia erhalten. Herzlich sehnte ich mich daher, sie einmal wieder zu sehen. Ich hatte diesen Wunsch meiner Frau mitgetheilt. Am andern Morgen sah ich das unglückliche Mädchen, auf ihrer Schwester Arm gestützt, in meine Kammer treten. Die Veränderung in ihren Gesichtszügen erschreckte mich. Verschwunden war die unendliche Anmuth, die sonst darin geherrscht. Die Hand des Todes schien, zu meiner größten Bestürzung, jeden lieblichen Zug verwischt zu haben. Ihre Schläfe waren eingefallen, die Stirn straff gespannt, und Todesblässe bedeckte ihre Wangen.

»Ich freue mich, Dich zu sehen, liebes Kind!« rief ich. »Warum aber so niedergeschlagen? Ich hoffe, Du liebst mich zu sehr, als daß Du durch Deinen Kummer ein Leben untergraben solltest, das ich mehr schätze, als mein eignes. Sei wieder heiter, mein liebe Tochter! Wir können noch bessere Tage erleben.«

»Lieber Vater,« sagte sie, »Du bist immer so gütig gegen mich gewesen. Es erhöht meinen Schmerz, daß ich nie werde das Glück theilen können, das Du mir prophe-

zeihst. Für mich ist, fürcht' ich, kein Glück mehr vorhanden in diesem Leben, und ich sehne mich, eine Welt zu verlassen, in der ich nur Elend gefunden habe. Ich wünschte, lieber Vater, Du fügtest Dich in Herrn Thornhills Willen. Es würde ihn einigermaßen zum Mitleid gegen Dich bewegen, und mich zugleich trösten im Tode.«

»Nimmermehr, mein Kind,« erwiederte ich, »nimmermehr soll man mich dazu bewegen, meine Tochter für ein entehrtes Mädchen zu erklären. Mag immerhin die Welt mit Hohn auf Deine Fehltritte herabblicken, ich werde ihn als einen Beweis von Leichtgläubigkeit, doch nicht von Verworfenheit betrachten. Liebe Tochter, ich fühle mich nicht unglücklich, so traurig dieser Ort auch scheinen mag. Sei versichert, so lange Du mich durch Dein Dasein erfreust, werd ich nie zugeben, daß Thornhill Dich noch unglücklicher mache durch seine Heirath mit einer Andern.«

Als ich meine Tochter verlassen, machte mein Mitgefangener, der bei dieser Zusammenkunft zugegen gewesen, mir ziemlich vernünftige Vorstellungen über die Hartnäckigkeit, womit ich mich einer Unterwerfung widersetzt, von von der meine Freiheit abhänge. Meine übrige Familie, meinte er, dürfe dem Frieden eines einzigen Kindes, das mich obendrein gekränkt, nicht aufgeopfert werden.

»Ueberdies,« fügte er hinzu, »weiß ich nicht, ob es recht ist, eine Verbindung zwischen Mann und Frau zu verhindern, was Sie jetzt thun, indem Sie einer Heirath, die Sie am Ende doch nicht hindern, wohl aber unglücklich machen können, so hartnäckig Ihre Einwilligung versagen.«

»Mein Herr,« entgegnete ich, »den Mann, der uns unterdrückt, kennen Sie zu wenig. Ich bin überzeugt, daß meine Nachgiebigkeit mir meine Freiheit nicht einmal auf eine Stunde verschaffen würden. Erfahren hab' ich, daß

er noch vor einem Jahre in eben diesem Zimmer einen seiner Schuldner hat Hungers sterben lassen. Könnt' ich aber doch durch meine Nachgiebigkeit und durch die Billigkeit seines Benehmens von hier in die prachtvollsten Zimmer versetzt werden, dennoch würd' ich keins von beiden thun. Eine innere Stimme sagt mir, daß ich dadurch einen Ehebruch bestätigen würde. So lange meine Tochter lebt, werd' ich keine Heirath, die er schließen will, für rechtmäßig halten. Ist Olivia aber nicht mehr, so würde ich der verächtlichste Mensch sein, wenn ich aus Rache diejenigen trennen wollte, die eine Vereinigung wünschen. Nein, so niederträchtig er auch ist, in diesem Falle wünschte ich seine Vermählung, um ihn von künftigen Ausschweifungen abzuhalten. Jetzt aber wär' ich der grausamste aller Väter, wenn ich, bloß um mich zu befreien aus meinem Kerker, einen Ehecontract unterschriebe, der mein Kind in das Grab stößt. Um Einer Qual zu entgehen, würd' ich meines Kindes Herz tausendmal brechen.«

Er gab die Richtigkeit meiner Antwort zu, konnte sich jedoch der Bemerkung nicht enthalten, daß er fürchte, meiner Tochter Leben sei schon zu sehr angegriffen, als daß meine Gefangenschaft durch dasselbe verlängert werden könnte.

»Wollen Sie indessen,« fuhr er fort, »dem Neffen nicht nachgeben, so dächt' ich, Sie vertrauten Ihre Sache unbedenklich seinem Oheim an, dessen Character im ganzen Lande als gerecht und billig bekannt ist. Rathen möcht' ich Ihnen, einen Brief an ihn auf die Post zu geben, und ihm darin alle Mißhandlungen seines Neffen zu schildern. Mit meinem Leben steh' ich Ihnen dafür ein, in drei Tagen haben Sie eine Antwort.«

Ich dankte ihm für diesen Rath, den ich sogleich befolgen wollte. Es fehlte mir jedoch an Papier, da ich

diesen Morgen mein ganzes Geld für Lebensmittel ausgegeben hatte. Jenkinson versah mich indeß damit.

In den nächsten drei Tagen befand ich mich in dem Zustande einer fortwährenden Unruhe. Gern hätt' ich gewußt, wie mein Brief aufgenommen worden. Unterdessen ward ich von meiner Frau bestürmt, mich lieber jeder Bedingung zu unterwerfen, als länger hier zu bleiben. Auch erhielt ich stündlich die traurigsten Nachrichten von dem Gesundheitszustande meiner Tochter. Der dritte, der vierte Tag verging, und noch immer hatt' ich keine Antwort auf meinen Brief erhalten. Die Klagen eines Fremden gegen den geliebten Neffen mochten keinen Eindruck gemacht haben, und so verschwand auch diese Hoffnung, wie alle frühern. Mein Geist blieb jedoch noch immer ungebeugt, obschon die enge Haft und verdorbene Luft sichtbar meiner Gesundheit schadeten. Auch mein bei der Feuersbrunst beschädigter Arm verschlimmerte sich. Meine Kinder saßen jedoch noch immer bei mir, und während ich mich auf mein Strohlager hingestreckt, lasen sie mir abwechselnd vor, oder lauschten weinend meine Ermahnungen.

Meiner Tochter Gesundheit nahm jedoch noch schneller ab, als die meinige. Jede Nachricht von ihr trug dazu bei, meine Besorgnisse und meinen Gram zu vermehren. Am fünften Morgen nach der Absendung meines Briefes an Sir William Thornhill ward ich sehr beunruhigt durch die Nachricht, sie habe die Sprache verloren. Jetzt erst ward mir meine Gefangenschaft zur Qual. Meine Seele wollte ihren Kerker sprengen, um an das Sterbebette meiner Tochter zu eilen, sie zu trösten, zu stärken, ihre letzten Wünsche zu empfangen, und ihrer Seele den Weg zum Himmel zu zeigen. Nach einer abermaligen Botschaft rang sie bereits mit dem Tode. Selbst der kleine Trost war mir versagt, an ihrem Lager zu weinen. Mein Mitge-

fangener kam kurz nachher mit der letzten Nachricht. Er bat mich, gefaßt zu sein. Sie war todt! — Als er am folgenden Morgen abermals zu mir kam, fand er mich umgeben von meinen Kleinen. Sie waren jetzt meine einzigen Gefährten und boten ihre ganze unschuldige Beredsamkeit auf, mich zu trösten. Sie erboten sich, mir vorzulesen, und sagten, ich möchte doch nicht weinen, da ich schon zu alt zum Weinen sei.

»Vater,« rief der Aelteste, »ist meine Schwester nicht jetzt ein Engel? Warum trauerst Du denn so um sie? Ich wollte, ich wäre auch ein Engel, und wäre fort aus diesem schrecklichen Orte, wenn mein lieber Vater mich begleiten könnte.«

»Ja,« rief mein jüngster Liebling, »der Himmel, wo meine Schwester jetzt ist, ist wohl ein schönerer Ort als dieser, und da giebt's nur gute Menschen; hier aber sind sie gar zu böse.«

Jenkinson unterbrach ihr unschuldiges Geschwätz durch die Bemerkung: »Da meine Tochter nun nicht mehr lebe, so müsse ich ernstlich bedacht sein auf das Wohl meiner übrigen Familie. Mein eignes Leben müßte ich zu erhalten suchen, das durch Mangel an gesunder Luft und an den nothwendigen Bedürfnissen täglich mehr gefährdet werde. Er fügte hinzu, daß es meine Pflicht sei, jeden Stolz und Haß dem Wohl derjenigen, deren einzige Stütze ich sei, aufzuopfern. Vernunft und Billigkeit verlangten jetzt, einen Versuch zu machen, mich wieder mit meinem Gutsherrn auszusöhnen.«

»Gott sei Dank,« sagt' ich, »von Stolz weiß ich jetzt nichts mehr. Mein eignes Herz müßt' ich verabscheuen, wenn ich wüßte, daß Stolz oder Rachsucht noch darin wohnten. Im Gegentheil, da mein Unterdrücker einst mein Beichtkind gewesen ist, so hoff' ich, ihn einst mit unbefleckter Seele

vor den Richterstuhl des Ewigen zu führen. Nein, mein Herr, jetzt fühle ich keinen Haß mehr. Nahm er mir auch Alles, was mir theurer war als alle seine Schätze, brach er auch mein Herz — denn ich bin schwach bis zur Ohnmacht, mein lieber Leidensgefährte, ich bin krank, sehr krank — so reizt mich dies Alles dennoch nicht zur Rache. Ich willige jetzt in seine Heirath, und wenn meine Unterwürfigkeit ihm irgend Freude machen kann, so lassen Sie ihn wissen, daß es mir sehr leid thut, ihn irgend gekränkt zu haben.«

Jenkinson nahm Feder und Tinte und schilderte meine Unterwürfigkeit ungefähr mit meinen eigenen Worten. Ich unterzeichnete hierauf das Schreiben mit meinem Namen. Durch meinen Sohn Moses sollte es Herrn Thornhill überbracht werden, der sich damals auf seinem Landsitze befand. Er machte sich auf den Weg und kehrte etwa in sechs Stunden mit einer mündlichen Antwort zurück. Es hatte ihn, wie er erzählte, einige Mühe gekostet, bei dem Gutsherrn vorgelassen zu werden; denn die Dienerschaft sei unhöflich und mißtrauisch gewesen. Doch habe er ihn endlich zufällig gesprochen, als er eben im Begriff gewesen, auszugehen, um Anstalten zu seiner Hochzeit zu treffen, die in drei Tagen gefeiert werden sollte. Mein Sohn erzählte ferner, daß er sich Herrn Thornhill auf die demüthigste Weise genähert und ihm das Schreiben eingehändigt habe. Nachdem der Gutsherr dasselbe gelesen, habe er gesagt: alle Unterwürfigkeit komme jetzt zu spät und sei ganz überflüssig. Ueberdies habe er erfahren, daß wir uns mit einem Schreiben an seinen Oheim gewendet hätten, welches jedoch von diesem mit verdienter Verachtung aufgenommen worden. Alle künftigen Gesuche müßten übrigens nicht an ihn, sondern an seinen Sachwalter gerichtet werden. Noch habe er geäußert: von der Klugheit der beiden Frauenzimmer

hege er die günstigste Meinung, und sie möchten daher wohl die besten Fürsprecherinnen gewesen sein.

»Nun, mein Herr,« sprach ich zu meinem Mitgefangenen, »da sehen Sie nun den Character des Mannes, der mich unterdrückt. Er kann zu gleicher Zeit scherzen und grausam sein. Mag er mich jedoch behandeln wie es ihm beliebt! Ich werde bald frei sein, trotz allen seinen Schlössern und Fesseln. Einem Aufenthalt geh' ich jetzt entgegen, der mir, je mehr ich mich ihm nähere, immer freundlicher entgegenglänzt. Diese Aussicht mildert meinen Gram. Ich lasse zwar eine hülflose, verwaiste Familie zurück; doch wird sie hoffentlich nicht ganz verlassen sein. Irgend ein Freund findet sich vielleicht, der sich ihrer annimmt aus Liebe zu ihrem unglücklichen Vater. Vielleicht giebt es irgend ein mitleidiges Herz, das aus Liebe zu ihrem himmlischen Vater sich ihrer erbarmt!«

Als ich so sprach, trat meine Frau, die ich seit zwei Tagen nicht gesehen, in meine Kammer, mit verstörtem Gesicht und unfähig zu sprechen.

»Liebe Frau,« sagt' ich, »willst Du meinen Jammer noch vermehren durch den Deinigen? Wenn keine Unterwürfigkeit unsern harten Gutsherrn erweichen kann, wenn er mich verdammt, in diesem Ort des Elends zu sterben, und wenn wir auch ein geliebtes Kind verloren haben, so werden meine übrigen Kinder Dich trösten, wenn ich nicht mehr bin!« —

»Wohl haben wir ein geliebtes Kind verloren!« erwiederte sie. »Meine theure Sophie ist fort — uns entrissen, von Räubern entführt!«

»Wie, Madame?« rief mein Mitgefangener. »Fräulein Sophie von Räubern entführt? Unmöglich!«

Nur mit starrem Blick und einem Thränenstrom vermochte sie zu antworten. Die Frau eines Gefangenen, die

mit ihr gekommen, gab nähere Auskunft. Sie erzählte, als sie selbst und meine Frau und Tochter mit einander auf der Landstraße spazieren gegangen, sei ihnen unweit des Dorfs eine einspännige Postkutsche entgegengekommen. Sie habe plötzlich angehalten, und ein wohlgekleideter Mann, doch nicht Herr Thornhill, sei herausgesprungen, habe meine Tochter umfaßt und mit Gewalt in den Wagen gehoben. Hierauf habe er dem Postillon befohlen, schnell zuzufahren, und augenblicklich wären sie ihnen aus dem Gesicht verschwunden.

»Nun ist das Maß meiner Leiden voll!« rief ich. »Es giebt keine Gewalt auf Erden, die mir noch einen größern Schmerz zufügen könnte. Wie? Nicht Eine mehr? Mir auch nicht Eine zu lassen! Das Ungeheuer! — Die Tochter, die mir ans Herz gewachsen war — schön wie ein Engel, und fast mit Engelsweisheit begabt! — Doch — steht meiner Frau bei, daß sie nicht zu Boden sinkt! — Mir keine Einzige zu lassen!«

»Ach, lieber Mann,« sprach meine Frau, »Du scheinst des Trostes noch mehr zu bedürfen, als ich. Unser Unglück ist groß; aber gern wollt' ich dies und noch mehr ertragen, wenn ich Dich nur ruhig sähe. Mögen sie mir meine Kinder, mögen sie mir Alles in der Welt nehmen, wenn Du mir nur bleibst!«

Mein Sohn Moses war zugegen. Er bemühte sich meinen Schmerz zu mildern und bat uns, nur getrost zu sein. Wir würden, meinte er, noch Ursache haben, dem Himmel zu danken.

»Mein Kind,« rief ich, »sieh Dich um in der ganzen Welt und sage mir dann, ob noch irgend ein Glück für mich vorhanden. Ist nicht jeder Hoffnungsstrahl erloschen, und liegen nicht all' unsre glänzenden Aussichten nur jenseits des Grabes?«

»Ich hoffe, mein theurer Vater,« entgegnete er, »auch noch diesseits des Grabes giebt es etwas, das Ihnen einen vergnügten Augenblick gewähren wird. Ich habe einen Brief von Bruder Georg.«

»Was schreibt er, mein Kind?« rief ich. »Kennt er mein Elend? Hoffentlich leidet der gute Junge nicht so wie seine unglückliche Familie?«

»Nein, lieber Vater,« erwiederte Moses. »Im Gegentheil, Georg ist vollkommen wohl, froh und glücklich. Sein Brief enthält nur gute Nachrichten. Er ist der Liebling seines Obristen, der ihm versprochen hat, ihm die erste erledigte Lieutenantsstelle zu verschaffen.«

»Weißt Du das Alles ganz gewiß?« rief meine Frau. »Bist Du überzeugt, daß meinem Sohne nichts Uebles widerfahren?«

»Nichts in der Welt, liebe Mutter!« antwortete Moses. »Du sollst den Brief lesen, der Dir gewiß die größte Freude machen wird. Kann Dich irgend etwas trösten, so ist's sicher dieser Brief.«

»Aber weißt Du auch gewiß,« fuhr sie fort, »daß der Brief von ihm selbst, und daß er wirklich glücklich ist?«

»Ja, liebe Mutter, er ist's,« antwortete jener, »und gewiß wird er noch einst die Ehre und Stütze unsrer Familie.«

»Dann dank' ich der Vorsehung, daß mein letztes Schreiben nicht in seine Hände gekommen. Ja, lieber Mann,« fuhr sie fort, indem sie sich zu mir wendete, »jetzt muß ich gestehen, daß der Himmel sich uns gnädig gezeigt, so schwer auch seine Hand in anderer Hinsicht auf uns ruht. In dem letzten Briefe an meinen Sohn, den ich in der heftigsten Gemüthsbewegung schrieb, verlangte ich von ihm, wenn ihm der Segen seiner Mutter theuer sei und ihm ein männliches Herz im Busen schlage, so möchte er seinem Vater und seiner Schwester Recht verschaffen und unsere Schmach

rächen. Aber Dank dem Lenker aller Dinge! Er hat den Brief nicht erhalten, und ich kann ruhig sein.«

»Frau,« rief ich, »daran hast Du sehr übel gethan, und zu einer andern Zeit würd' ich Dir härtere Vorwürfe gemacht haben. O welchem furchtbaren Abgrunde bist Du entgangen, der Dich und ihn in ewiges Verderben gestürzt haben würde! Wahrlich die Vorsehung hat es hier besser mit uns gemeint als wir mit uns selbst. Den Sohn hat sie mir erhalten, daß er der Vater und Beschützer meiner Kinder werde, wenn ich nicht mehr bin. Wie ungerecht war meine Klage, daß ich jedes Trostes beraubt sei, da ich nun höre, daß er glücklich ist, völlig unbekannt mit unserm Kummer, und dazu aufbehalten, seine verwittwete Mutter zu unterstützen und seinen Brüdern und Schwestern Schutz zu gewähren. — Hat er denn aber noch Schwestern? — Er hat keine Schwestern mehr. Sie sind alle dahin, sind mir geraubt, und ich bin vernichtet!«

»Vater,« unterbrach mich mein Sohn, »erlaube mir, Dir den Brief vorzulesen. Ich weiß, er wird Dir Freude machen.«

Mit meiner Erlaubniß las er hierauf, wie folgt:

»Verehrter Vater!«

»Ich wende meine Gedanken einige Augenblicke von den mich umgebenden Vergnügungen ab, um sie auf noch erfreulichere Gegenstände zu richten — auf den lieben kleinen heimathlichen Herd. Meine Phantasie malt mir die harmlose Gruppe, wie sie still und aufmerksam auf jede dieser Zeilen horcht. Mit Entzücken stell' ich mir die lieben Gesichtszüge vor, die noch nie von der Hand des Ehrgeizes oder des Kummers entstellt wurden. Wie groß aber auch, lieber Vater, Dein heimathliches Glück sein mag, so bin ich doch überzeugt,

daß es noch erhöht werden wird, wenn ich Dir sage, daß ich mit meiner Lage sehr zufrieden und in jeder Hinsicht glücklich bin.«

»Unser Regiment hat Contreordre erhalten, und wird nun England nicht verlassen. Der Obrist hat mir seine Freundschaft geschenkt. Er nimmt mich mit in alle Gesellschaften, die er besucht; und wiederhole ich meinen Besuch an den Orten, wo er mich vorgestellt, so werde ich mit doppelter Höflichkeit empfangen. Gestern Abend tanzte ich mit Lady G . . . Könnt' ich sie vergessen — Du erräthst wohl, wen ich meine! — so könnte ich bei ihr vielleicht mein Glück machen. Doch es ist nun einmal mein Schicksal, daß ich stets an Andere denken muß, während ich selbst wohl vergessen bin von den meisten meiner abwesenden Freunde. Ich fürchte, lieber Vater, Du gehörst auch zu dieser Zahl. Lange hab' ich vergebens auf die Freude gehofft, einen Brief aus der Heimath zu erhalten. Olivia und Sophie versprachen mir zu schreiben, scheinen mich aber vergessen zu haben. Sage ihnen, sie wären ein paar nichtsnutzige Dinger, und ich wäre bitterböse auf sie. Und dennoch — ich weiß nicht, wie es zugeht — wenn ich auch ein wenig auf sie schelten will, so regen sich in meinem Herzen nur sanfte Gefühle. Sage ihnen also, lieber Vater, daß ich sie bei alle dem herzlich lieb habe, und sei überzeugt, daß ich stets bleibe

Dein
gehorsamer Sohn.«

»Welchen Dank,« rief ich, »sind wir, bei all' unsrem Elend, dem Himmel schuldig, daß wenigstens Ein Glied unsrer Familie unsre Leiden nicht theilt! Der Himmel behüte ihn und mache ihn so glücklich, daß er die Stütze sei-

ner Mutter und der Vater dieser beiden Kleinen werden kann. Sie sind das einzige Erbtheil, das ich ihm hinterlasse. Mög' er ihre Unschuld bewahren vor den Versuchungen der Noth und ihr Führer sein auf dem Pfade der Rechtschaffenheit!«

Kaum hatte ich dies gesprochen, als sich ein Lärm erhob, der einem Aufruhrgeschrei glich. Das Getöse schien von den untern Gefängnissen herzukommen, verlor sich jedoch bald wieder, und ich hörte Ketten rasseln in dem Gange, der nach meiner Kammer führte. Der Kerkermeister trat herein mit einem Mann, der aus mehrern Wunden blutete und in schwere Fesseln geschmiedet war. Mitleidig betrachtete ich den Unglücklichen, der sich mir näherte. Aber welches Entsetzen ergriff mich, als ich meinen eignen Sohn erkannte!

»Georg!« rief ich, »mein Georg! So muß ich Dich wiedersehen! Verwundet und in Fesseln? — Ist das Dein Glück? — So kehrst Du zu mir zurück? O daß mir das Herz auf einmal bräche bei Deinem Anblick! Daß der Tod mir nahte!«

»Wo ist Deine Standhaftigkeit, lieber Vater?« erwiederte mein Sohn mit fester Stimme. »Ich muß meine Strafe dulden; mein Leben ist verwirkt. Mögen sie's hinnehmen!«

Ich versuchte meine Empfindungen schweigend zu unterdrücken, fühlte jedoch, daß diese Anstrengung mir beinahe das Leben kostete.

»O mein Sohn!« rief ich. »Mir blutet das Herz, Dich so zu sehen, und Dir durchaus nicht helfen zu können. In dem Augenblicke, wo ich Dich für glücklich hielt und für Dein Wohl betete, muß ich Dich so wiedersehen! Gefesselt, verwundet! Und doch ist eines Jünglings Tod noch glücklich. Ich aber, ich alter Mann, muß noch diesen Tag erleben —

muß alle meine Kinder fallen sehen in ihrer Blüthe, während ich Unglückseliger zurückbleibe mitten unter diesen Trümmern! Jeder Fluch, der je auf einer Seele gelastet, möge mit seiner ganzen Schwere herabfallen auf den Mörder meiner Kinder!

»Halt ein, lieber Vater!« rief mein Sohn, »oder ich muß statt Deiner erröthen. Wie kannst Du Dein Alter und Deinen ehrwürdigen Beruf so vergessen, daß Du der Gerechtigkeit des Himmels vorgreifst und zu ihm einen Fluch emporsendest, der auf Dein eigenes greises Haupt zurückfallen und es zerschmettern muß? Nein, lieber Vater! Es sei jetzt Deine Sorge, mich vorzubereiten zu dem schmachvollen Tode, den ich in kurzem erleiden muß. Waffne mich mit Trost und Hoffnung, daß ich standhaft den bittern Kelch leere, der meiner harrt!«

»Mein Sohn, Du darfst nicht sterben. Ich bin überzeugt, Du hast kein Verbrechen begangen, das eine so schmachvolle Strafe verdient. Mein Georg kann nie eine That verübt haben, deren sich seine Vorfahren geschämt haben würden.«

»Mein Vergehen, lieber Vater,« versetzte mein Sohn, »ist, fürcht' ich, ein unverzeihliches. Als ich meiner Mutter Brief erhalten, reiste ich sogleich ab, mit dem Vorsatz, den Schänder unsrer Familienehre zu züchtigen. Ich sandte ihm eine Ausforderung und beschied ihn an einen bestimmten Ort zum Zweikampf. Statt selbst zu erscheinen, schickte er einige von seinen Dienern, die sich meiner bemächtigen sollten. Ich brachte Dem, der mich zuerst angriff, einige gefährliche Wunden bei; die Uebrigen aber nahmen mich gefangen. — Jetzt ist der Feige entschlossen, die Strenge des Gesetzes gegen mich geltend zu machen. Die Beweise sind unleugbar. Ich sandte ihm eine Ausforderung, habe so das Gesetz gegen den Zweikampf zuerst übertreten und

darf auf keine Verzeihung hoffen. Aber Du hast mich ja so oft begeistert durch Deine Lehren von der Standhaftigkeit. Laß sie mich jetzt bestätigt sehen durch Dein eigenes Beispiel.«

»Das sollst Du, mein Sohn!« erwiederte ich. »Ueber die Welt und alle Freuden, die sie gewähren kann, bin ich jetzt erhaben. Von diesem Augenblicke an sagt sich mein Herz von allen Banden los, die es an diese Erde gefesselt. Wir wollen uns Beide für die Ewigkeit vorbereiten. Ja, mein Sohn, ich will Dir den Weg dahin zeigen, und meine Seele soll die Deinige emporgeleiten. Wir beginnen gemeinschaftlich unsern Flug. Nun seh' ich deutlich ein und bin überzeugt, daß Du hier auf Erden keine Gnade mehr zu hoffen hast. Ich kann Dich bloß ermahnen, sie vor dem höchsten Richterstuhl zu suchen, wo wir Beide bald Rechenschaft ablegen müssen. Laß uns aber nicht karg sein mit unsern Ermahnungen. Alle unsre Mitgefangenen sollen daran Theil nehmen. — Erlaubt, guter Kerkermeister, daß sie sich hier versammeln, damit ich zu ihrer Besserung noch so viel beitragen kann als mir irgend möglich ist.«

Bei diesen Worten versuchte ich mich von meinem Strohlager zu erheben. Die Kräfte mangelten mir, und nur mit Mühe konnt' ich mich aufrecht erhalten, indem ich mich an die Wand lehnte. Meinem Wunsche gemäß versammelten sich die Gefangenen, die gern auf meinen Rath hörten. Mein Sohn und seine Mutter unterstützten mich auf beiden Seiten. Ich sah umher, und als ich fand, daß Niemand fehlte, ermahnte ich sie, wie folgt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Unparteilichkeit der Vorsehung hinsichtlich der Vertheilung des Glücks und Unglücks auf Erden wird erwiesen. Es liegt in der Natur der Lust und des Schmerzes, daß die Unglücklichen in jener Welt Ersatz finden müssen für ihre Leiden.

»Meine Freunde! Meine Kinder! Meine Leidensgefährten! Wenn ich nachdenke über die Vertheilung des Guten und Bösen auf dieser Erde, so find' ich, daß dem Menschen der Freuden viele, doch noch mehr der Leiden zugetheilt worden. Durchspähten wir auch die ganze Welt, so würden wir dennoch kaum einen Menschen finden, dessen Glück keinen Wunsch mehr übrig ließe. Täglich aber zeigen uns Tausende durch Selbstmord, daß ihnen keine Hoffnung mehr geblieben ist. Daher scheint es, daß wir in diesem Leben nie ganz glücklich, wohl aber durchaus elend werden können.

»Warum muß der Mensch Schmerz empfinden? Warum ist unser Elend nothwendig, um allgemeine Glückseligkeit zu schaffen? Alle andere Systeme sind vollkommen durch die Harmonie ihrer innern Theile. Warum bedurfte dies große System zu seiner Vollkommenheit Theile, die nicht nur andern untergeordnet, sondern in sich selbst mangelhaft sind? Das sind Fragen, die nie beantwortet werden können. Auch würde ihre Lösung uns wenig nützen. Es hat der Vorsehung gefallen, unsre Neugier über diesen Gegenstand unbefriedigt zu lassen, und uns bloß auf Trostgründe zu beschränken.

»In dieser Lage hat der Mensch den freundlichen Bei-

stand der Philosophie aufgerufen. Der Himmel aber, der wohl weiß, daß sie zu seinem Troste unfähig ist, sandte ihm die Religion. Die Trostgründe der Philosophie sind zwar unterhaltend und einladend, aber sie täuschen oft. Sie lehrt uns, das Leben habe der Freuden viele, wenn wir sie nur gehörig genössen. Zwar müßten wir unvermeidliche Uebel dulden, aber das Leben sei kurz, und sie gingen daher bald vorüber. So heben diese Trostgründe sich wechselseitig auf. Ist das Leben ein Aufenthalt der Freude, so ist die Kürze desselben ein Unglück; dauert es aber lange, so werden auch unsre Qualen verlängert. So schwach ist die Philosophie, während die Religion uns auf eine höhere Weise tröstet. Der Mensch ist hier, lehrt sie uns, um seinen Geist zu bilden und sich hienieden vorzubereiten auf ein anderes Dasein. Legt der gute Mensch seine irdische Hülle ab und wird zu einem verklärten Geiste, so lernt er einsehen, daß er sich schon auf Erden einen Himmel voll Seligkeit geschaffen. Der Elende dagegen, durch seine Laster verstümmelt und befleckt, scheidet mit Entsetzen von seinem Körper: Er sieht ein, daß er der Rache des Himmels vorangeeilt.

»In jeder Lage des Lebens müssen wir daher in der Religion wahrhaften Trost suchen. Sind wir auch schon hienieden glücklich, so liegt doch Wonne in dem Gedanken, dieses Glück endlos dauernd machen zu können. Sind wir aber unglücklich, so trösten wir uns durch die Ueberzeugung, dort in einen Hafen der Ruhe zu gelangen. So verbürgt die Religion dem Glücklichen die Dauer seiner Wonne, während sie dem Unglücklichen das Ziel seiner Leiden zeigt.

»Allein so gütig auch die Religion gegen alle Menschen ist, so verheißt sie dem Unglücklichen noch einen besondern Lohn. Er erwartet, nach der heiligen Schrift, den Kranken, den Heimathlosen, den schwer Beladenen und Gefan-

genen. Der Stifter unserer Religion erklärt sich überall als Freund der Unglücklichen. Den falschen Freunden dieser Welt durchaus unähnlich, wendet er seine Liebe den armen Verlassenen zu. Manche haben dies Parteilichkeit oder einen Vorzug genannt, der sich auf kein Verdienst gründe. Sie bedachten jedoch nicht, daß es selbst nicht in der Macht des Himmels steht, das Geschenk einer ungestörten Glückseligkeit dem Glücklichen zu einer eben so werthen Gabe zu machen als dem Armen und Elenden. Jenem ist die Ewigkeit nur ein einfacher Segen. Sie vermehrt ihm höchstens, was er schon besessen. Diesem aber gereicht sie zu doppeltem Gewinn. Sie vermindert nicht nur sein irdisches Leid, sondern belohnt ihn auch droben mit Himmelswonne.

»Aber auch in anderer Hinsicht ist die Vorsehung gegen den Armen gütiger als gegen den Reichen. Sie macht ihm das Leben nach dem Tode wünschenswerth und ebnet ihm den Uebergang dazu. Der Unglückliche ist längst mit dem Kummer in jeder Gestalt vertraut. Der Dulder legt sich ruhig hin; er hat keine Schätze zu verschmerzen, und nur wenige Bande knüpfen ihn ans Leben. Nur den Schauer der Natur fühlt er im letzten Kampfe, und dieser Kampf ist nicht größer als die Leiden, denen er schon oft unterlegen. Hat der Schmerz einen gewissen Grad erreicht, so breitet die gütige Hand der Natur Unempfindlichkeit aus über jede neue Wunde, die der Tod dem Herzen geschlagen.

»So gab die Vorsehung dem Unglücklichen hienieden zwei Vorzüge, die der Glückliche nicht kennt: größere Glückseligkeit im Tode und im Himmel die Freudenfülle, die aus dem Contraste mit den frühern Leiden entspringt. Und dieser letzte Vorzug, meine Freunde, ist kein kleiner Gewinn. Er scheint zu den Freuden des armen Mannes in der Parabel gehört zu haben. Als er schon im Himmel war und dort alle Seligkeit genoß, wird es noch

als eine Vermehrung seines Glücks erwähnt, daß er einst Böses erfahren und nun getröstet werde, daß er das Elend kennen gelernt und jetzt empfinde, was Glückseligkeit sei.

»Ihr seht also, meine Freunde, daß die Religion das gewährt, was die Philosophie nie gewähren kann. Sie überzeugt uns von der Unparteilichkeit des Himmels gegen die Glücklichen und die Unglücklichen, und von der gleichmäßigen Vertheilung aller irdischen Genüsse. Beiden, den Reichen wie den Armen, giebt der Himmel gleiche Seligkeit jenseits, und hienieden dieselbe Hoffnung auf ihren Besitz. Haben aber die Reichen den Vorzug, die Freuden dieser Welt zu genießen, so bleibt dem Armen der unendliche Trost, daß er weiß, was es heißt, einst elend gewesen zu sein und jetzt durch die höchste Seligkeit beglückt zu werden. Will man diesen Vorzug auch unbedeutend nennen, so ist er doch ewig, und gleicht durch seine Dauer das zeitliche Glück aus, das die Großen und Reichen in Fülle besessen.

»Dies sind die Trostgründe, die sich dem Unglücklichen darbieten, und durch die er sich erhaben fühlt über andere Menschen, hinter denen er in andern Beziehungen zurücksteht. Wer das Elend des Armen kennen lernen will, muß es selbst erfahren und ertragen. Die zeitlichen Vortheile, die damit verbunden sein sollen, rühmend hervorheben, heißt nur Dinge wiederholen, die Niemand glaubt und Niemand versuchen mag. Menschen, die die nothwendigsten Lebensbedürfnisse besitzen, sind nicht arm; allein die, denen sie mangeln, sind elend. Ja, meine Freunde, wir müssen elend sein! Keine fruchtlose Anstrengung einer erhitzten Phantasie kann die Forderungen der Natur befriedigen; kann die feuchte Kerkerluft nicht in balsamische Düfte verwandeln, oder das ängstliche Pochen eines brechenden Herzens mildern. Mag immerhin der Philosoph von seinem

weichen Polster uns zurufen: Das lasse sich alles überwinden. Ach! schon die Anstrengung, die es uns kostet, ist die größte Pein. Der Tod ist leicht, und Jeder kann ihn ertragen. Aber schrecklich sind Martern, und sie kann Keiner dulden.

»So müssen also, meine Freunde, die Verheißungen einer himmlischen Seligkeit uns vorzüglich theuer sein. Wäre unser Lohn uns nur für dieses Leben aufbehalten, so wären wir in der That die unglücklichsten aller Menschen. Wenn ich diese düstern Mauern betrachte, die uns einkerkern und schrecken sollen; wenn ich diese Dämmerung sehe, die nur das Grausen dieses Orts erkennen läßt; diese Fesseln, von der Tyrannei geschmiedet und durch Verbrechen nothwendig gemacht; wenn ich diese selbsterstorbenen Blicke sehe, dies bange Aechzen höre — o meine Freunde, welch ein Glück, wenn wir dies Alles mit dem Himmel vertauschen! Räume zu durchfliegen, die schrankenlos sind wie der Aether — uns zu sonnen im Glanz ewiger Seligkeit — endlose Jubelhymnen anzustimmen — keinen drohenden und beleidigenden Herrn mehr zu fürchten und auf immer vor Augen das Urbild der ewigen Güte — wenn ich dies alles bedenke, so wird mir der Tod zu einem heitern Friedensboten; wenn ich dies bedenke, wird mir sein schärfster Pfeil zu einer sichern Stütze; wenn ich dies bedenke, was hat das Leben dann noch für Werth? wenn ich dies bedenke, so verschwindet mir alles irdische Glück. Könige in ihren Palästen seufzen nach diesen Vorzügen; wie sollten wir es nicht, die wir so gebeugt sind?

»Und sollten wir dieses Vorzugs nicht theilhaftig werden? Wahrlich, wenn wir danach trachten, so ist er unser. Auch diente es uns zum Trost, daß wir manchen Versuchungen entgehen, die unsern Sieg erschweren würden. Laßt uns nur darnach trachten, und er wird gewiß

unser, und — was noch ein Trost mehr ist — er wird es in kurzer Zeit. Blicken wir zurück auf unser vergangenes Leben, so scheint es uns nur eine kurze Spanne, und was wir auch von unserm fernern Leben denken mögen, so scheint es noch von kürzerer Dauer. Darum nur getrost! Bald sind wir am Ziel unserer Pilgerschaft. Bald legen wir die schwere Bürde ab, die uns der Himmel auferlegt! nnd wenn auch der Tod, der einzige Freund des Unglücklichen, auf kurze Zeit den müden Wanderer täuscht und vor ihm zu fliehen scheint, wie der Horizont, so naht doch in Kurzem gewiß der Augenblick, wo wir ausruhen von Mühe und Arbeit; wo die Großen der Erde uns nicht mehr in den Staub treten können; wo wir freudig zurückdenken an unser irdisches Leid; wo wir uns umgeben sehen von all' unsern Freunden oder von Denen, die unserer Freundschaft würdig sind; wo unsere Seligkeit unaussprechlich und überdies unendlich ist.«

Dreißigstes Kapitel.

Es zeigen sich glücklichere Aussichten. Bleiben wir standhaft, so wird das Glück uns endlich wieder hold.

Als ich meine Rede geendet und die Zuhörer sich entfernt hatten, äußerte der Kerkermeister, der einer der menschlichsten seines Handwerks war, ich möchte ihm verzeihen, wenn seine Dienstpflicht ihn nöthige, meinen Sohn in festere Gewahrsam zu bringen. Doch sollte es ihm erlaubt sein, mich jeden Morgen zu besuchen. Ich dankte

ihm für seine Güte, drückte meines Sohnes Hand, der mir Lebewohl sagte, und erinnerte ihn des großen Augenblicks, dem er entgegengehe, eingedenk zu sein.

Nun legte ich mich wieder nieder. Eine von meinen Kleinen saß lesend neben meinem Bette, als Jenkinson hereintrat und mir erzählte, man habe Nachricht von meiner Tochter. Vor etwa zwei Stunden sei sie in einem benachbarten Dorfe in Begleitung eines fremden Herrn gesehen worden. Dort wären sie, sagte Jenkinson, abgestiegen, hätten einige Erfrischungen zu sich genommen und wären dann, dem Anschein nach, wieder in das Städtchen zurückgekehrt. Kaum hatte er diese Nachricht mitgetheilt, als auch der Kerkermeister eilig und mit heitern Blicken hereintrat, und mir verkündete, meine Tochter sei wiedergefunden. Gleich nachher kam Moses gelaufen und rief freudig: seine Schwester sei unten und werde sogleich heraufkommen, und zwar mit unserm alten Freunde, Herrn Burchell.

Bald nachher trat meine geliebte Tochter herein. Sie eilte in meine Arme, während ihre Blicke vor Freude fast wild umherschweiften. Ihre Mutter konnte vor Lust bloß weinen und schweigen.

»Hier, lieber Vater,« rief das liebliche Mädchen, »hier steht der wackere Mann, dem ich meine Rettung verdanke. Seiner Unerschrockenheit bin ich Glück und Leben schuldig.« Herrn Burchells Kuß, dessen Freude fast noch größer war als die ihrige, unterbrach ihre Worte.

»Ach, Herr Burchell,« rief ich, »Sie finden uns hier in einer elenden Wohnung. Unsere Lage hat sich sehr verändert, seit wir uns das letzte Mal gesehen. Sie waren stets unser Freund. Wir haben längst gefühlt, wie sehr wir Ihnen Unrecht gethan, und haben unsern Undank bereut. Nach der unwürdigen Behandlung, die Sie von mir erduldet, schäme ich mich fast, Ihnen ins Auge zu sehen.

Doch hoff' ich um so mehr, daß Sie mir verzeihen werden, da ich getäuscht ward durch einen niederträchtigen, schändlichen Buben, der mich unter der Larve der Freundschaft ins Verderben stürzte.«

»Ich habe nichts zu verzeihen,« entgegnete Herr Burchell; »denn meinen Unwillen haben Sie nie verdient. Daß Sie sich getäuscht, sah ich schon damals ein, konnte Sie jedoch nur bedauern, da es nicht in meiner Macht stand, Sie Ihrem Irrthum zu entreißen.«

»Stets hab' ich Ihren Character für edel gehalten,« erwiederte ich. »Ich sehe jetzt, daß ich mich nicht geirrt. Aber erzähle mir doch, liebes Kind, wie Du gerettet worden, und wer die Räuber waren, die Dich entführten.«

»Lieber Vater,« sagte sie, »noch weiß ich selber nicht, wer mein schändlicher Entführer war. Als ich mit meiner Mutter spazieren ging, kam er hinter uns her und schleppte mich, ehe ich um Hülfe rufen konnte, in eine Postkutsche, die schnell fortrollte. Auf der Landstraße sah ich mehrere Menschen, die ich um Hülfe anflehte. Sie ließen jedoch meine Bitte unbeachtet. Unterdessen bediente sich der Bösewicht jedes Kunstgriffs, mich vom Schreien abzuhalten. Er bat, er drohte und schwur, mir sollte kein Leid zugefügt werden, wenn ich nur ruhig sein wollte. Mittlerweile hatt' ich den Fenstervorhang zerrissen, den er niedergelassen. Da erblickt' ich in einiger Entfernung unsern alten Freund, Herrn Burchell. Er schritt mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit einher, in der Hand den langen Stock, mit dem wir ihn so oft zu necken pflegten. Als wir ihm so nahe gekommen, daß er mich hören konnte, rief ich ihn bei Namen und bat um Hülfe. Mehrmals wiederholt' ich mein Geschrei, bis er mit sehr lauter Stimme dem Postillon befahl, still zu halten. Dieser stellte sich aber, als höre er's nicht, und fuhr noch schneller. Ich glaubte jetzt, daß er uns schwerlich

einholen könnte. Einige Augenblicke nachher sah ich jedoch Herrn Burchell neben dem Wagen laufen und den Postillon mit einem Schlage zu Boden schmettern. Die Pferde standen nun von selbst still, und mein Entführer sprang aus dem Wagen. Unter Drohungen und Flüchen zog er den Degen und rief Herrn Burchell zu, er möchte sich auf der Stelle entfernen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Herr Burchell drang jedoch auf ihn ein, schlug ihm den Degen in Stücke und verfolgte ihn dann einige hundert Schritte. Jener machte sich indeß aus dem Staube. Unterdessen war ich selbst aus dem Wagen gesprungen, um meinem Retter beizustehen, der mir jedoch schon triumphirend entgegen kam. Der Postillon, der indeß wieder zur Besinnung gekommen, wollte sich ebenfalls aus dem Staube machen. Herr Burchell aber befahl ihm, sogleich nach dem Städtchen zurückzufahren. Jeder Widerstand schien vergeblich. Er gehorchte daher, wenn auch ungern; denn seine Wunde war, wie es mir wenigstens schien, gefährlich. Auch klagte er, während wir weiter fuhren, unaufhörlich über heftige Schmerzen. Herrn Burchell's Mitleid ward dadurch endlich rege, und auf meine Bitte vertauschte er ihn in einem Wirthshause, wo wir anhielten, gegen einen andern Fuhrmann.«

»So sei mir willkommen, mein theures Kind!« rief ich. »Und Sie, ihr tapferer Befreier, sein Sie tausendmal willkommen! Unsere Bewirthung ist freilich schlecht, aber unser Herz steht Ihnen offen. Und nun, Herr Burchell, da Sie meine Tochter gerettet, so sei sie die Ihrige, wenn Sie ihre Hand für eine Belohnung halten. Können Sie sich herablassen zu einer Verbindung mit einer so armen Familie, wie die meinige, so nehmen Sie das Mädchen hin. Lassen Sie sich ihr Jawort geben; ich weiß, Sie haben ihr Herz so gut wie das meinige. Wahrlich, ich gebe Ihnen keinen kleinen Schatz. Man hat ihre Schönheit ge-

priesen. Aber davon red' ich nicht. Ich gebe Ihnen einen Schatz in ihrem vortrefflichen Herzen.«

»Ich darf doch wohl voraussetzen, daß Sie meine Lage kennen und daher auch wissen, daß ich nicht im Stande bin, Ihrer Tochter ein Loos zu verschaffen, wie sie es wohl verdiente.«

»Wollen Sie,« sprach ich, »durch diesen Einwurf meinen Antrag von sich weisen, so nehme ich ihn zurück. Aber ich kenne keinen Mann, der ihres Besitzes würdiger wäre, als Sie. Könnt' ich ihr Tausende zur Mitgift geben, und bewürben sich Tausende um sie, dennoch wäre mir mein redlicher, braver Burchell der liebste.«

Sein Schweigen glich einer kränkenden Zurückweisung. Ohne das Mindeste auf meinen Antrag zu erwiedern, erkundigte er sich, ob wir nicht aus dem nächsten Wirthshause einige Erfrischungen bekommen könnten. Als dies bejaht ward, befahl er, das beste Mittagsmahl zu bringen, das in der Eile bereitet werden konnte. Auch bestellte er ein Dutzend Flaschen vom besten Weine, und einige Herzstärkungen für mich. Er wolle einmal ein Uebriges thun, sagte er lächelnd; denn obgleich er sich in einem Kerker befände, sei er noch nie in einer frohern Stimmung gewesen.

Bald nachher kam der Aufwärter und traf Anstalten zum Mittagsessen. Der Kerkermeister, der ganz besonders geschäftig zu sein schien, lieh uns einen Tisch. Die Weinflaschen wurden auf die kleine Tafel gestellt, und zwei gut bereitete Gerichte aufgetragen.

Meine Tochter war noch unbekannt mit ihres Bruders trauriger Lage, und wir zögerten, ihre Freude durch die Nachricht zu stören. Ich bemühte mich vergebens, heiter zu scheinen. Das unglückliche Schicksal meines Sohnes vereitelte jedes Bestreben, mich zu verstellen. Ich war endlich

genöthigt, durch Mittheilung seines Mißgeschicks unsere allgemeine Fröhlichkeit zu stören. Zugleich äußerte ich den Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möchte, an dieser kleinen Festlichkeit Theil zu nehmen.

Als die Gäste von der Bestürzung, in die sie meine Erzählung versetzt, sich wieder erholt hatten, bat ich, daß auch meinem Mitgefangenen, Herrn Jenkinson, der Zutritt erlaubt sein möchte. Der Kerkermeister gewährte meine Bitte mit einer Miene, in der eine ungewöhnliche Unterthänigkeit zu liegen schien. Kaum ließ sich im Vorsaal das Klirren der Fesseln meines Sohnes hören, als seine Schwester ungeduldig ihm entgegeneilte. Unterdessen fragte mich Herr Burchell, ob mein Sohn Georg heiße, und schwieg, als ich es bejahte. Es fiel mir auf, daß mein Sohn, als er ins Zimmer trat, Herrn Burchell halb erstaunt, halb ehrfurchtsvoll betrachtete.

»Komm näher, mein Sohn!« rief ich. »So tief wir auch gesunken sind, hat es der Vorsehung doch gefallen, unsern Schmerz einigermaßen zu lindern. Deine Schwester ist uns wiedergegeben, und dort steht ihr Retter! Diesem braven Manne verdank' ich's, daß ich noch eine Tochter habe. Reiche ihm die Hand zum Freundschaftsbunde, mein Sohn! Er verdient unsern wärmsten Dank.«

Mein Sohn schien meine Worte gar nicht zu beachten, und blieb noch immer in einer ehrerbietigen Entfernung.

»Lieber Bruder,« rief seine Schwester ihm zu, »warum dankst Du nicht meinem gütigen Retter? Wackere Männer sollten sich stets achten.«

Georg stand jedoch noch immer da in schweigender Verwunderung, bis endlich unser Gast merkte, daß er erkannt sei. Er nahm die ganze ihm eigenthümliche Würde an und hieß meinen Sohn näher treten. Noch nie hatte ich etwas so Majestätisches gesehen als sein Benehmen in diesem Augenblicke. Der erhabenste Gegenstand im Universum,«

sagt ein Weltweiser, »ist der Biedermann im Kampfe mit dem Misgeschick. Aber es giebt noch etwas Größeres, den Biedermann nämlich, der das Misgeschick zu lindern sucht.

Als er meinen Sohn einige Augenblicke mit stolzer Miene betrachtet, sprach er: »So sehe ich denn, unbesonnener junger Mann, daß Sie dasselbe Vergehen abermals —« Hier unterbrach ihn einer der Gefangenwärter, der uns meldete, ein vornehmer Herr, von mehrern Dienern begleitet, sei in einer Kutsche im Städtchen angekommen. Er lasse sich dem bei uns anwesenden Herrn empfehlen und bitten, ihm die Stunde zu bestimmen, wo er seine Aufwartung machen dürfte.

»Sagt ihm,« rief unser Gast, »er möge warten, bis ich Zeit hätte, ihn zu sprechen.« Hierauf wandte er sich wieder zu meinem Sohn und sagte: »Ich sehe, mein Herr, daß Sie sich abermals desselben Vergehens schuldig gemacht, worüber Sie schon einmal meinen Tadel erfahren, und für welches Sie die gerechte Strafe des Gesetzes erwartet. Vielleicht bilden Sie sich ein, eigene Lebensverachtung gebe Ihnen ein Recht auf das Leben Anderer. Allein, mein Herr, worin liegt der Unterschied zwischen dem Duellanten, der ein werthvolles Leben aufs Spiel setzt, und zwischen dem Mörder, der mit größerer Sicherheit handelt? Verringert es den Betrug des Spielers, wenn er angiebt, nur Marken eingesetzt zu haben?«

»Ach, mein Herr,« rief ich, »wer Sie auch sein mögen, haben Sie Mitleiden mit einem armen irregeleiteten Jüngling! Was er that, geschah aus Gehorsam gegen seine verblendete Mutter, die, heftig entrüstet, in ihn drang, ihre Sache zu rächen. Hier ist der Brief, der Sie von seiner Thorheit überzeugen und seine Schuld in Ihren Augen vielleicht mildern wird.«

Er nahm den Brief und las ihn eilig durch. »Dies,«

sagte er, »ist zwar keine völlige Rechtfertigung; doch entschuldigt es sein Vergehen wenigstens in so weit, daß ich ihm verzeihe. Aber, mein Herr,« fuhr er fort, freundschaftlich meines Sohnes Hand ergreifend, »ich sehe, daß Sie sich wundern, mich hier zu sehen. Schon oft hab' ich bei weit geringeren Veranlassungen Kerker besucht. Jetzt bin ich hier, einem würdigen Manne, für den ich stets die aufrichtigste Hochachtung gehegt habe, Gerechtigkeit zu verschaffen. Lange schon hab' ich Ihres Vaters Herzensgüte insgeheim beobachtet. Die Achtung, die ich in seiner kleinen Wohnung genossen, ward durch keine Schmeichelei befleckt, und die einfachen Freuden seines ländlichen Herds boten mir ein Glück, das an Fürstenhöfen nicht zu finden ist. Mein Neffe erfuhr meinen Plan, hierher zu reiten, und wie ich sehe, ist er ebenfalls angekommen. Ihn ungehört verdammen, hieße ihm und Ihnen zu nahe treten; hat er jedoch gefehlt, so soll er dafür büßen. Ohne Eitelkeit darf ich wohl sagen, daß sich noch Niemand beklagt über William Thornhill's Ungerechtigkeit.«

Wir sahen jetzt, daß der Mann, den wir so oft als harmlosen und fröhlichen Gast bewirthet hatten, kein Anderer war als der berühmte Sir William Thornhill, fast allgemein bekannt wegen seiner Tugenden und Sonderbarkeiten. Der arme Herr Burchell war nun wirklich ein Mann von großem Vermögen und großem Einfluß, ein Mann, den die Richter mit Beifall, die Parteien mit Ueberzeugung anzuhören pflegten; der Freund seines Vaterlandes, aber auch der treue Unterthan seines Königes. Meine Frau entsann sich ihrer frühern Dreistigkeit und schien vor Angst zu vergehen. Sophie aber, die ihn noch kurz zuvor als den ihrigen betrachtet und sich nun von ihm geschieden sah durch die ungeheure Kluft, die das Glück zwischen ihn

und sie geworfen, konnte ihre Thränen nicht verbergen.

»Ach, mein Herr!« rief meine Frau mit kläglicher Miene, »können Sie mir jemals verzeihen? Wie geringschätzig hab' ich Sie behandelt, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Sie in unsrem Hause zu sehen! Und die Späße, die ich mir so keck erlaubte, — Ach, mein Herr! ich fürchte, Sie können mir nie verzeihen!«

»Liebe Frau,« erwiederte er, »hatten Sie Ihren Spaß mit mir, so bin ich Ihnen die Antwort darauf schuldig geblieben. Die ganze Gesellschaft mag entscheiden, ob mein Witz nicht so gut war wie der Ihrige. Ich wüßte wahrlich keinen, dem ich zürnen könnte, in diesem Augenblicke, als dem Burschen, der meine liebe Kleine hier so erschreckt. Ich hatte nicht einmal so viel Zeit, den Schurken genau zu betrachten, um ihn in einem Steckbriefe beschreiben zu können. Sagen Sie mir, liebe Sophie, würden Sie ihn wohl wieder erkennen?«

»Mein Herr,« versetzte sie, »das kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. So viel ich mich erinnere, hatte er eine breite Narbe über den Augenbraunen.«

»Um Vergebung,« sprach Jenkinson, der zugegen war, »haben Sie doch die Güte, mir zu sagen, ob der Bursche nicht rothes Haar hatte?«

»Mich dünkt, so war's,« antwortete Sophie.

»Und haben Ew. Gnaden wohl die Länge seiner Beine bemerkt?« fuhr Jenkinson fort, sich zu Sir William wendend.

»Ueber ihre Länge kann ich keine Rechenschaft geben,« sagte der Baron, »von ihrer Schnelligkeit aber habe ich mich überzeugt. Er entkam sogar mir, was wohl wenigen Menschen in ganz England gelingen möchte.«

»Mit Ew. Gnaden Erlaubniß,« versetzte Jenkinson, »ich kenne meinen Mann. Er ist's sicher, und kein Anderer. Es giebt keinen bessern Läufer in ganz England.

Timotheus Baxter ist sein Name. Ich kenne ihn sehr genau, und auch den Ort, wo er sich diesen Augenblick versteckt hält. Wollen Ew. Gnaden dem Kerkermeister befehlen, mir zwei von seinen Leuten mitzugeben, so mach' ich mich anheischig, spätestens in einer Stunde ihn Ew. Gnaden vorzustellen.«

Hierauf ward der Kerkermeister gerufen, der sogleich erschien. Sir William fragte, ob er ihn kenne.

»Zu dienen, Ew. Gnaden!« antwortete der Kerkermeister. »Sir William Thornhill kenne ich recht gut, und wer irgend etwas von ihm gehört, möchte noch mehr von ihm erfahren.«

»Gut!« sagte der Baron. »Ich verlange, daß Ihr diesem Mann in Begleitung von zweien eurer Knechte erlaubt, diesen Ort zu verlassen und einige Aufträge für mich zu besorgen. Da ich Friedensrichter bin, so nehm' ich alle Verantwortung auf mich.«

»Ihr Wort ist hinreichend,« erwiederte jener. »Weiß ich es nur eine Minute vorher, so können Ew. Gnaden nach Belieben ihn durch ganz England schicken.«

Mit Zustimmung des Kerkermeisters ward Jenkinson gesandt, dem Timotheus Baxter nachzuspüren. Unterdessen ergötzten wir uns an unserm jüngsten Sohne Wilhelm, der eben hereingekommen und an Sir William hinaufkletterte, ihn zu küssen. Seine Mutter wollte ihn strafen wegen seiner zu großen Vertraulichkeit. Der würdige Mann kam ihr jedoch zuvor und nahm den Knaben, so zerlumpt er war, auf den Schooß.

»Wie?« rief er, »Wilhelm! Du pausbackiger Schelm! Kennst Du Deinen alten Freund Burchell noch? Und Du auch hier, mein alter, ehrlicher Richard? Ihr sollt sehen, daß ich euch nicht vergessen.«

Mit diesen Worten gab er jedem ein großes Stück Pfefferkuchen, das die armen Jungen hastig verzehrten, da sie

diesen Morgen nur ein sehr mageres Frühstück gehabt hatten.

Wir setzten uns nun zum Mittagsmahl, das beinahe kalt geworden war. Mein Arm schmerzte mich noch immer. Schon vorher hatte Sir William mir ein Recept verschrieben; denn er hatte zu seinem Vergnügen Medicin studirt und in dieser Wissenschaft ziemliche Fortschritte gemacht. Das verschriebene Heilmittel war aus der Apotheke des Orts geholt, und mein Arm gehörig verbunden. Fast augenblicklich fühlt' ich einige Linderung. Bei Tische bediente uns der Kerkermeister selbst, der unserem Gaste alle Ehre erzeigen wollte, die irgend in seinen Kräften stand. Noch ehe wir abgespeist hatten, kam eine Botschaft von seinem Neffen. Er bat um die Erlaubniß, erscheinen zu dürfen, um sich zu rechtfertigen und seine Ehre und Unschuld zu retten. Der Baron bewilligte sein Gesuch und befahl, Herrn Thornhill eintreten zu lassen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Frühere Wohlthaten werden mit unerwarteten Zinsen bezahlt.

Mit seinem gewöhnlichen Lächeln erschien Herr Thornhill und ging auf seinen Oheim zu, um ihn zu umarmen. Dieser wies ihn aber mit einer verächtlichen Miene zurück.

»Keine Schmeichelei, mein Herr!« sprach der Baron, mit strengem Blick. Der einzige Weg zu meinem Herzen ist die Bahn der Ehre; hier aber seh' ich nur eine Mischung von Falschheit, Feigheit und Grausamkeit. Wie kommt es,

mein Herr, daß dieser arme Mann, den Sie, so viel ich weiß, Ihren Freund genannt, so hart von Ihnen behandelt wird? Zum Lohn für seine Gastfreundschaft ist seine Tochter ihm schändlicher Weise entführt, und er selbst ins Gefängniß geworfen worden, weil er jene Schmach nicht geduldig ertragen wollte. Auch seinen Sohn, dem Sie sich männlich entgegen zu treten scheuten —«

»Wie?« unterbrach ihn sein Neffe. »Kann mein Oheim mir das zum Verbrechen machen, was ich nur in Folge seiner eignen wiederholten Weisungen gethan?«

»Dein Vorwurf ist gerecht,« entgegnete Sir William. »In diesem Fall hast Du klug und gerecht gehandelt, wenn auch nicht ganz so, wie es Dein Vater gethan haben würde. Mein Bruder war unstreitig ein Ehrenmann, Du aber — Doch Sie haben in diesem Falle völlig recht gehandelt, mein Herr. Ich muß Ihnen meinen wärmsten Beifall zollen.«

»Ich sollte glauben,« sprach der Neffe, »daß auch mein übriges Betragen keinen Tadel verdient. Ich erschien mit der Tochter dieses Herrn an einigen öffentlichen Vergnügungsorten. Was bloßer Leichtsinn war, belegte die Verleumdung mit einem härtern Namen und verbreitete das Gerücht, ich hätte sie verführt. Ich ging hierauf selbst zu ihrem Vater, um ihn über die Sache aufzuklären und ihn zu beruhigen. Er empfing mich mit Schmähungen und Beleidigungen. Was übrigens sein Hiersein betrifft, so werden Sie darüber die beste Auskunft erhalten durch meinen Sachwalter und einen Rentmeister, denen ich alle Geschäftsangelegenheiten gänzlich überlassen habe. Hat er Schulden gemacht, die er nicht bezahlen kann oder will, so ist es ihre Pflicht, auf diese Weise zu verfahren. Ich sehe weder Härte noch Ungerechtigkeit in der Anwendung der gesetzmäßigen Zwangsmittel.«

»Verhält sich die Sache wirklich so, wie Sie mir eben schildern,« entgegnete Sir William, so finde ich nichts Unverzeihliches in Ihrem Verfahren. Großmüthiger würde es freilich gewesen sein, wenn Sie diesen Herrn nicht der tyrannischen Behandlung Ihrer Beamten preisgegeben hätten. Nach den Gesetzen jedoch läßt sich nichts dagegen einwenden.«

»Auch nicht einen einzigen Umstand kann er leugnen,« sprach der Gutsherr. Ich fordre ihn auf, es zu thun. Mehrere meiner Diener sind bereit, meine Aussagen zu bestätigen. Und so, lieber Oheim,« fuhr er fort, als ich schwieg, weil ich ihm in der That nicht widersprechen konnte — »so ist meine Unschuld erwiesen. Wenn Ihre Verwendung mich nun aber auch geneigt machte, diesem Herrn alle übrigen Beleidigungen zu verzeihen, so muß ich doch gestehen, daß seine Versuche, mich in Ihrer Achtung herabzusetzen, in mir einen Unwillen erregt haben, den ich nicht unterdrücken kann. Ueberdies fallen sie in eine Zeit, wo sein Sohn einen ernstlichen Versuch machte, mir das Leben zu nehmen; und ich gestehe, daß mich dies allerdings zu dem Entschluß bestimmte, dem Recht seinen Lauf zu lassen. Hier ist die Ausforderung, die er mir gesandt. Ich kann zwei Zeugen stellen, die es beschwören können. Einer meiner Diener ist lebensgefährlich verwundet worden. Sollte mein Oheim auch, was er sicher nicht thun wird, mir abrathen, so bin ich doch fest entschlossen, ein warnendes Beispiel aufzustellen und ihn für sein Vergehen büßen zu lassen.«

»Ungeheuer!« schrie meine Frau. »Ist Deine Rache noch immer nicht gesättigt? Auch mein armer Sohn muß noch Deine Grausamkeit fühlen? — Ich hoffe, der edle Sir William wird uns schützen. Mein Sohn ist so unschuldig wie ein Kind. So viel ist gewiß, er hat noch nie Jemand ein Leid zugefügt.«

»Madame,« versetzte der biedere Mann, »Sie können nicht sehnlicher wünschen, ihn zu retten, als ich. Sehr leid thut es mir jedoch, daß seine Schuld so klar vor Augen liegt. Wenn mein Neffe darauf besteht —«

Hier ward unsere Aufmerksamkeit auf Jenkinson und die beiden Knechte des Kerkermeisters gelenkt, die einen großen, sehr anständig gekleideten Mann hereinschleppten. Sein Aeußeres entsprach völlig der Beschreibung des Räubers, der meine Tochter entführt.

»Da!« rief Jenkinson, indem er ihn hereinzerrte, »da haben wir ihn! Hat es je einen Galgencandidaten gegeben, so ist dieser hier einer!«

Als Herr Thornhill den Gefangenen und seinen Hüter Jenkinson anblickte, prallte er vor Schrecken zurück. Im Bewußtsein seiner Schuld erbleichend, wollte er sich schnell entfernen. Allein Jenkinson, der seine Absicht merkte, hielt ihn zurück.

»Wie?« rief er,« schämen Sie sich Ihrer beiden alten Bekannten Jenkinson und Baxter? Aber das ist die Art aller großen Herrn, daß sie ihre alten Freunde vergessen. Ich aber habe mir nun einmal vorgenommen, daß ich Sie nicht vergessen will.«

»Unser Gefangener,« fuhr er fort, indem er sich zu Sir William wendete, »hat, mit Ew. Gnaden Erlaubniß, Alles bereits eingestanden. Es ist derselbe Mann, der lebensgefährlich verwundet sein sollte. Er erklärt, durch Herrn Thornhill sei er zuerst zu diesem Unternehmen aufgefordert worden. Von ihm habe er, um als ein Mann von Stande erscheinen zu können, diese Kleider erhalten, und für eine Postkutsche habe jener ebenfalls gesorgt. Nach einem gemeinschaftlich entworfenen Plane hatte er die junge Dame nach einem sichern Ort bringen und sie durch Drohungen schrecken sollen. Dann aber sollte Herr Thornhill gleichsam

zufällig zu ihrer Rettung erscheinen. Anfangs wollten sie zum Schein ein wenig mit einander fechten, und dann sollte Baxter fliehen, wodurch sich denn Herrn Thornhill die beste Gelegenheit bot, unter der Maske eines Beschützers sich um die Gunst der Dame zu bewerben.«

Sir William erinnerte sich, daß sein Neffe jene Kleider oft getragen. Uebrigens bestätigte der Gefangene Alles durch einen umständlichen Bericht, den er damit schloß, daß er von dem Gutsherrn oft gehört zu haben glaube, er sei in beide Schwestern zugleich verliebt.

»Gerechter Himmel!« rief Sir William, »welche Schlange hab' ich in meinem Busen genährt! Wie vertheidigte er die öffentliche Ausübung der Gerechtigkeit! Aber er soll sie empfinden! — Kerkermeister, bringt ihn in sichern Gewahrsam! — Doch halt! ich fürchte, seine Haft ist noch nicht den Gesetzen gemäß begründet.«

Herr Thornhill bat hierauf demüthig, man möchte doch nicht zwei so verworfene Burschen als Zeugen gegen ihn gelten lassen, sondern seine Dienerschaft verhören.

»Deine Dienerschaft?« rief Sir William. »Elender, nenne sie nicht länger Dein! — Doch kommt und laßt uns hören, was die Burschen sagen werden. Man rufe seinen Kellermeister.«

Als der Kellermeister vorgeführt ward, las er in dem Gesicht seines bisherigen Gebieters, daß dessen Macht jetzt vorüber sei.

»Gestehe,« sprach Sir William sehr ernst, »hast Du Deinen Herrn und diesen Burschen hier, der seine Kleider trägt, jemals beisammen gesehen?«

»Ja, mit Ew. Gnaden Erlaubniß,« entgegnete der Kellermeister. »Wohl tausendmal sah ich sie zusammen. Eben dieser Mensch führte ihm seine Mädchen zu.«

»Wie?« unterbrach ihn der junge Thornhill, »wie kannst

Du Dich unterfangen, mir so etwas ins Gesicht zu sagen?«

»Ja,« versetzte der Kellermeister, »Ihnen und der ganzen Welt sag' ich das ins Gesicht. Ich muß Ihnen offen gestehen, Herr Thornhill, daß ich Sie nie geliebt habe und nie leiden konnte. Darum sag' ich's gerade heraus, was ich von Ihnen halte.«

»Nun sagt aber auch Ew. Gnaden, was Ihr von mir wißt!« rief Jenkinson.

»Viel Gutes wüßt' ich eben nicht von Euch zu sagen,« antwortete der Kellermeister. »In der Nacht, wo dieses Herrn Tochter in unser Haus gebracht ward, fehltet Ihr auch nicht.«

»Nun,« rief Sir William, »das ist ein vortrefflicher Zeuge, mein Herr, um Ihre Unschuld zu beweisen. — Du Schandfleck der Menschheit! Dich mit solchen Buben abzugeben! Aber sagtet Ihr mir nicht, Herr Kellermeister, daß es dieser Mensch gewesen, der meinem Neffen dieses alten Mannes Tochter zugeführt?«

»Ew. Gnaden verzeihen,« entgegnete der Kellermeister, »er war es nicht, der die Dame holte. Das hatte sich der Gutsherr selbst vorbehalten. Aber den Priester brachte er herbei, von dem sie zum Schein getraut ward.«

»Es ist nur zu wahr!« sprach Jenkinson. »Ich kann nicht leugnen, daß ich mich diesem Geschäft unterzog, und ich gesteh' es zu meiner Beschämung.«

»Gerechter Himmel!« rief der Baron. »Wie schaudere ich vor jeder neuen Entdeckung dieser schändlichen Streiche. Sein Vergehen liegt klar vor Augen, und ich bin völlig überzeugt, daß Grausamkeit, Feigheit und Rachsucht ihn zu dieser Verfolgung gespornt. — Kerkermeister! Diesen jungen Offizier, der jetzt Euer Gefangener ist, setzt sogleich in Freiheit. Ich steh' Euch für die Folgen, und meinen Freund, den Richter, der ihn verhaften ließ, werd' ich über die Sache

aufklären. Aber wo ist denn das unglückliche Mädchen? Sie erscheine und trete diesem elenden Menschen vor die Augen. Wissen möcht' ich doch, durch welchen Kunstgriff er sie verführt. — Laßt sie kommen! Wo ist sie?«

»Ach, mein Herr,« sprach ich, »diese Frage zerreißt mir das Herz. Ich war einst glücklich in dem Besitz dieser Tochter; doch ihre Leiden —«

Eine neue Störung unterbrach hier meine Worte. Fräulein Arabella Wilmot erschien. Am folgenden Tage sollte sie mit Herrn Thornhill getraut werden. Ihr Erstaunen, Sir William und seinen Neffen hier zu finden, war grenzenlos; denn ihr Erscheinen war nur zufällig. Sie war nämlich mit ihrem alten Vater durch dies Städtchen gekommen, auf der Reise zu ihrer Tante Arnold, die Arabella's Hochzeit mit Herrn Thornhill in ihrem Hause gefeiert wissen wollte. Um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, waren sie in einem Wirthshause am andern Ende des Städtchens abgestiegen. Dort sah Arabella aus dem Fenster einen Knaben, der auf der Straße spielte. Sie ließ ihn sogleich durch einen Bedienten holen und erfuhr so Einiges von unserm traurigen Schicksal, ohne jedoch zu ahnen, daß Thornhill der Urheber desselben sei. Ihres Vaters Vorstellungen, daß es sehr unschicklich wäre, uns in einem Gefängnisse zu besuchen, blieben fruchtlos. Sie ließ sich von dem Knaben zu uns führen und überraschte uns dann auf so unerwartete Weise.

Eh' ich in meiner Erzählung fortfahre, kann ich nicht umhin, eine Bemerkung über das zufällige Zusammentreffen zu machen, das sich zwar täglich ereignet, doch nur bei außerordentlichen Anlässen unsere Verwunderung erregt. Welchem zufälligen Zusammentreffen verdanken wir nicht jeden Genuß und jede Bequemlichkeit des Lebens? Wie manche scheinbare Zufälligkeiten müssen sich vereinigen, ehe wir

essen, ehe wir gekleidet werden können? Der Landmann muß arbeitslustig sein, der Regen muß fallen, der Wind muß die Segel des Kauffahrers schwellen, wenn nicht viele Menschen am Nothwendigsten Mangel leiden sollen.

Noch immer sahen wir uns schweigend an, während ich in den Blicken meiner liebenswürdigen Schülerin, wie ich die junge Dame zu nennen pflegte, abwechselnd Mitleid und Verwunderung las, wodurch ihre Reize noch erhöht wurden.

»In der That, lieber Herr Thornhill,« sprach sie zu dem Gutsherrn, der, wie sie glaubte, zu unsrem Beistande und nicht zu unsrer Unterdrückung hier sei — »es war nicht ganz freundlich von Ihnen, daß Sie ohne mich hieher gegangen und mir auch nicht das Mindeste über die Lage einer uns beiden so werthen Familie mitgetheilt haben. Sie wissen ja, daß ich eben so gern, als Sie, zur Erleichterung der Lage meines alten ehrwürdigen Lehrers so viel als möglich beitrage. Aber ich sehe wohl, Sie thun, wie Ihr Oheim, lieber Gutes im Verborgenen.«

»Er im Verborgenen Gutes thun!« rief Sir William, sie unterbrechend. «Nein, meine Liebe, seine Freuden sind so schändlich, wie er selbst. Sie sehen in ihm einen so abgefeimten Schurken, wie je einer die menschliche Natur geschändet — einen Elenden, der erst dieses armen Mannes Tochter verführt, dann der Unschuld ihre Schwester Schlingen gelegt hat, dann den Vater ins Gefängniß und den ältesten Sohn in Ketten schmieden ließ, weil er den Muth hatte, dem Verräther in den Weg zu treten. — Erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen, daß Sie den Klauen eines solchen Ungeheuers entgangen sind.«

»Gerechter Himmel!« rief das liebenswürdige Mädchen, »wie bin ich betrogen worden! Von Herrn Thornhill erhielt ich die Versicherung, dieses Herrn ältester Sohn, Capitän

Primrose sei mit seiner jungen Frau nach Amerika gegangen.«

»Liebes Fräulein,« sprach meine Frau, »nichts als Lügen hat er Ihnen berichtet. Mein Sohn Georg hat England nie verlassen und war nie vermählt. Haben Sie sich auch von ihm losgesagt, so liebte er Sie dennoch zu sehr, um an irgend eine Andere zu denken, und oft hört' ich ihn sagen, er wolle Ihretwegen unverheirathet sterben.«

Sie fuhr nun fort, ihres Sohnes treue Liebe zu schildern, setzte seinen Zweikampf mit Herrn Thornhill ins gehörige Licht und entwarf sodann eine Schilderung von den Ausschweifungen des Gutsherrn, gedachte seiner Scheinheirathen und schloß mit spöttischen Aeußerungen über seine Feigheit.

»O mein Gott!« rief Fräulein Wilmot, »wie nahe war ich dem Rande des Verderbens und wie groß ist meine Freude, mich gerettet zu sehen. Tausend Unwahrheiten hat mir dieser Herr berichtet. Er war schlau genug, mich endlich sogar zu überreden, mein Wort, das ich dem einzigen Manne gegeben, den ich liebte, sei nicht länger bindend, da er treulos geworden. Diese Unwahrheit verleitete mich, einen eben so tapfern als edeln Mann zu hassen.«

Unterdessen war mein Sohn von seinen Fesseln und aus seiner Haft befreit worden, da man entdeckt hatte, daß der angeblich schwer verwundete Mann ein Betrüger gewesen. Jenkinson hatte seinen Kammerdiener gespielt, ihn frisirt und ihm alles Nöthige verschafft, um mit Anstand erscheinen zu können. Er trat nun in seiner Regimentsuniform ins Zimmer, und ohne Eitelkeit — denn über diese bin ich hinaus — darf ich wohl sagen, daß ich nie einen schönern Mann in Militärkleidung gesehen. Bei seinem Eintritt verbeugte er sich höflich, doch mit einiger Zurückhaltung gegen Fräulein Wilmot; denn er wußte noch nicht, was die Beredsamkeit seiner Mutter zu seinen Gunsten vorgebracht. Doch keine Etikette konnte die Sehnsucht der erröthenden Geliebten unterdrücken, sich wieder mit ihm zu versöhnen. Ihre Thränen, ihre Blicke, Alles verrieth die wahren Gefühle ihres Herzens, Reue über ihre Wortbrüchigkeit und über den Leichtsinn, mit dem sie den Einflüsterungen eines Betrügers Gehör gegeben. Mein Sohn erstaunte über ihre Herablassung, die er kaum für aufrichtig halten konnte.

»Wahrlich, mein Fräulein,« rief er, »das ist nur Täu-

schung! So viel hab' ich nicht verdient! Das heißt zu glücklich sein!«

»Nein, mein Herr,« erwiederte sie, »ich bin betrogen worden. Nichts in der Welt hätte mich sonst wortbrüchig machen können. Meine Freundschaft kennen Sie längst. Vergessen Sie, was ich gethan, und wie ich Ihnen einst Treue gelobt, so erneuere ich mein Versprechen in diesem Augenblicke. Sein Sie überzeugt, daß Ihre Arabella, wenn sie nicht die Ihrige werden kann, auch nie die Gattin eines Andern werden wird!«

»Und kein Anderer soll sie erhalten,« rief Sir William, »wenn ich noch einigen Einfluß habe auf Ihren Vater.«

Dieser Wink war hinreichend für meinen Sohn Moses, der sogleich nach dem Gasthofe zu Herrn Wilmot lief, um ihm Nachricht zu ertheilen von dem, was vorgefallen. Der Gutsherr sah jetzt, daß er gänzlich verloren war. Weder Schmeichelei, noch Verstellung konnten ihn retten. Er hielt es daher für's Klügste, seinen Feinden keck entgegen zu treten. Alle Scham verleugnend, zeigte er sich als ein offenbarer, frecher Bösewicht.

»Ich sehe wohl,« sprach er, »daß ich hier keine Gerechtigkeit zu erwarten habe, und bin daher entschlossen, sie mir selbst zu verschaffen! — Sie mögen wissen,« fuhr er fort, sich zu Sir William wendend, »daß ich nicht mehr der arme Teufel bin, der von Ihrer Gnade lebte. Ich verachte diese Gnade. Fräulein Wilmots Vermögen kann mir nicht entzogen werden, und dies Vermögen ist — Dank sei's der Sparsamkeit ihres Vaters — nichts weniger als unbeträchtlich. Der Heirathscontract und die Urkunde über ihre Mitgift sind unterzeichnet und in meiner sichern Verwahrung. Ihr Vermögen, nicht ihre Person verleitete mich zu dieser Heirath, und da ich nun das Eine habe, so mag das Andere nehmen, wer da will.«

Dies war ein empfindlicher Schlag. Die Gültigkeit dieser Ansprüche erkannte Sir William um so mehr an, da er selbst bei Abfassung des Ehecontracts behülflich gewesen. Als nun Fräulein Wilmot einsah, daß ihr Vermögen unwiederbringlich verloren, wandte sie sich an meinen Sohn mit der Frage, ob der Verlust ihres Vermögens ihren Werth in seinen Augen verminderе. »Ist auch mein Vermögen dahin,« sprach sie, »so hab' ich doch meine Hand zu vergeben.«

»Und dies, mein Fräulein,« rief der wahrhaft Liebende, »ist in der That Alles, was Sie jemals zu vergeben hatten, wenigstens Alles, was mir annehmenswerth schien. — Und jetzt, meine Arabella, betheure ich Ihnen bei Allem, was Glückseligkeit heißt, daß der Verlust Ihres Vermögens in diesem Augenblicke meine Freude noch erhöht, weil er mein theures Mädchen von einer wahren Liebe überzeugt.«

Herr Wilmot trat jetzt herein. Er schien nicht wenig erfreut, daß seine Tochter einer so großen Gefahr entgangen war, und willigte sogleich in die Auflösung der beabsichtigten Heirath mit Herrn Thornhill. Als er jedoch hörte, daß dieser das ihm gerichtlich zugesicherte Vermögen nicht herausgeben wolle, gerieth er in die äußerste Bestürzung. Er mußte sehen, wie sein Geld einen Mann bereicherte, der selbst kein Vermögen besaß. Verschmerzt hätt' er es allenfalls, daß Thornhill ein Schurke war. Aber den Verlust des Vermögens seiner Tochter war für ihn ein bittrer Wermuthstrank. Er schien einige Augenblicke in diesen Betrachtungen versunken. Sir William suchte seinen Gram zu lindern.

»Ich muß gestehen,« sprach er, »Ihr Kummer macht eben keinen tiefen Eindruck auf mich. Ihre unersättliche Begierde nach Reichthum findet jetzt ihre gerechte Strafe. Kann aber auch Ihre Tochter nicht reich sein, so fehlt es ihr doch nicht an einem hinlänglichen Auskommen, um zufrieden zu leben. Hier steht ein wackrer junger Krieger, der sie auch ohne Vermögen zur Gattin nehmen will. Sie haben einander schon längst geliebt, und aus Freundschaft für seinen Vater werd' ich mich für die Beförderung des jungen Mannes verwenden. Entsagen Sie allem Ehrgeiz, der Sie nur täuscht, und machen Sie diejenigen glücklich, die Sie darum anflehen.«

»Sir William,« entgegnete der alte Herr, »sein Sie überzeugt, daß ich ihrer Meinung nie Zwang angethan habe, noch jemals anthun werde. Liebt sie den jungen Mann noch, so gönn' ich ihr denselben von ganzem Herzen. Noch ist mir, Gott sei Dank! einiges Vermögen geblieben, und Ihr gütiges Versprechen wird es noch etwas vergrößern. Aber mein alter Freund (er meinte mich) muß mir versprechen, daß er meiner Tochter sechstausend Pfund aussetzen will, falls er wieder zu seinem Vermögen gelangen sollt. Thut

15*

er das, so bin ich bereit, das junge Paar noch diesen Abend zu vereinigen.«

Es beruhte nun bloß auf mir, die jungen Leute glücklich zu machen. Mit vieler Bereitwilligkeit versprach ich, was er verlangte, und was eben keine sonderliche Freigebigkeit von Seiten eines Mannes war, der so wenig zu erwarten hatte, als ich. Wir hatten nun die Freude, zu sehen, wie die jungen Leute voll Entzücken einander in die Arme flogen.

»Nach allen meinen Leiden noch so belohnt zu werden,« rief mein Sohn Georg, »das übertrifft meine kühnsten Erwartungen. Nach solchem Schmerz noch Alles zu besitzen, was man nur irgend wünschenswerth nennen kann! Meine kühnsten Wünsche konnten sich nie so hoch erheben!«

»Ja, mein Georg,« erwiederte seine liebenswürdige Braut. »Mag der Elende mein Vermögen nehmen! Bist Du ohne dasselbe glücklich, so bin ich's auch. O welch ein Tausch! Statt des Nichtswürdigen den besten Mann erhalten zu haben! Mag er unser Vermögen genießen! Ich kann auch in Dürftigkeit glücklich sein.«

»Und ich versichere Sie,« rief der Gutsherr mit boshaftem Lächeln, »mich wird das, was Sie verachten, sehr glücklich machen.«

»Halt, halt!« rief Jenkinson, »ich habe auch noch ein Wörtchen mitzusprechen. Was dieser Dame Vermögen betrifft, so werden Sie schwerlich je einen Pfennig bekommen. Mit Ew. Gnaden Erlaubniß,« fuhr er fort, indem er sich zu Sir William wendete, »hat der Gutsherr irgend Ansprüche auf das Vermögen dieser Dame, wenn er mit einer andern vermählt ist?«

»Eine alberne Frage,« entgegnete der Baron. »In diesem Fall sind seine Ansprüche nichtig.«

»Das thut mir leid,« sprach Jenkinson. »Dieser Herr und ich sind alte Spießgesellen und ich hege noch immer eine gewisse Freundschaft für ihn. So lieb ich ihn aber auch habe, muß ich doch gestehen, daß sein Heirathscontract keinen Tabacksstopfer werth ist, denn er ist bereits verheirathet.«

»Das lügst Du, Schurke!« erwiederte der Gutsherr, der über diese Behauptung sehr entrüstet schien.

»Ich muß Ew. Gnaden um Verzeihung bitten,« versetzte jener; »Sie sind wirklich verheirathet, und ich hoffe, Sie werden dem ehrlichen Jenkinson noch dankbar sein für die Gefälligkeit, womit er Ihnen zu einer Frau verholfen.

Wenn die Gesellschaft sich nur ein paar Minuten gedulden will, so soll sie die Dame zu sehen bekommen.«

Mit diesen Worten lief er in seiner gewöhnlichen Schnelligkeit fort, während uns seine Absicht vollkommen räthselhaft blieb.

»Laßt ihn gehen!« rief der Gutsherr. »Was ich mir auch sonst zu Schulden kommen ließ, hierin biet' ich ihm Trotz. Ich bin schon zu alt, um mich durch Possen schrecken zu lassen.«

»Ich bin doch neugierig,« sprach der Baron, »was der Bursche damit meint. Am Ende steckt nichts dahinter, als eine niedrige Posse.«

»Vielleicht, entgegnete ich, »liegt auch Ernst dabei zu Grunde. Bedenken wir, wie mannigfache Pläne dieser Herr entworfen hat, um die Unschuld zu berücken, so ist es nicht unwahrscheinlich, das es irgend Einem, der klüger war, als er, doch gelungen ist, ihn zu überlisten. Bedenken wir, wie Viele er ins Verderben gestürzt, wie so manche Eltern die Schmach und die Schande bejammern, die er über ihre Kinder gebracht hat, so darf man sich nicht wundern, wenn Jemand unter diesen — O Wunder über Wunder! Seh' ich meine verlorene Tochter wieder? Halt ich sie in meinen Armen? Sie ist's! Mein Leben! mein Glück! Ich hielt Dich für verloren, meine Olivia, und halte Dich in meinen Armen, und Du lebst noch zu meiner Freude!«

Das höchste Entzücken des feurigsten Liebhabers kann nicht größer sein als das meinige beim Wiedersehen meines Kindes war, das an Jenkinson's Hand hereintrat und in stummer Freude an meine Brust sank.

»Bist Du mir wieder zurückgekehrt, mein Liebling,« rief ich, »um mich zu trösten in meinem Alter?«

»Das wird sie!« rief Jenkinson. »Halten Sie sie nur recht werth. Sie ist Ihre redliche Tochter und eine so unbescholtene Frau, als nur irgend eine hier zu finden, sie sei, wer sie wolle. Was aber Sie anbetrifft,« fuhr er fort, zu dem Gutsherrn sich wendend, »so wahr Sie hier stehen, so wahr ist diese junge Dame Ihre gesetzlich angetraute Gemahlin. Die Wahrheit meiner Aussage beweise Ihnen dieser Erlaubnißschein zur Trauung, vermöge dessen Sie verheirathet wurden.

So sprechend, übergab er den Erlaubnißschein dem Baron, der ihn las und in jeder Hinsicht für gültig erkannte.

»Ich sehe, meine Herren,« fuhr Jenkinson fort, »daß

alles dies Sie sehr in Erstaunen setzt. Ihnen die Sache aufzuklären, bedarf es nur weniger Worte. Dieser berühmte Gutsherr, für den ich die größte Freundschaft hege (doch das bleibe unter uns!), bediente sich meiner oft in allerlei kleinen Geschäften. Unter andern beauftragte er mich, ihm einen falschen Erlaubnißschein und einen falschen Geistlichen zu verschaffen, um diese junge Dame zu täuschen. Ich war aber zu sehr sein wahrer Freund. Daher ging ich hin und holte einen echten Erlaubnißschein und einen wirklichen Geistlichen, und die jungen Leute wurden so unzertrennlich verbunden, als es nur durch Priestershand geschehen kann. Vielleicht glauben Sie, daß ich es aus Edelmuth gethan? Nein! zu meiner Schande muß ich eingestehen, daß ich keine andere Absicht hatte, als den Erlaubnißschein zu behalten, und dann den Gutsherrn wissen zu lassen, daß ich ihn bei vorkommenden Geldverlegenheiten nach Belieben wider ihn gebrauchen könne.«

Ein lauter Ausbruch der Freude erfüllte das ganze Zimmer. Unser Jubel erreichte sogar den Versammlungssaal der Gefangenen,

»Die jauchzend ihre Ketten schüttelten
In wilder Harmonie.«

Freude strahlte auf jedem Antlitz. Selbst Olivia's bleiche Wangen schienen sich wieder zu röthen. Der Ehre, den Freunden, dem Glück wieder zurückgegeben zu sein, war hinlänglich, ihr Hinwelken zu hemmen und ihr die ehemalige Heiterkeit und Gesundheit wiederzugeben. Unter allen war jedoch wohl keiner, der eine reinere Freude empfunden hätte, als ich. Noch immer hielt ich die geliebte Tochter in meinen Armen, mein Herz fragend, ob dies Entzücken kein Blendwerk sei.

»Wie konnten Sie,« rief ich, mich zu Jenkinson wendend, »wie konnten Sie meinen Schmerz noch vermehren durch die Nachricht ihres Todes? Doch kein Wort mehr darüber! Die Freude des Wiedersehens ist ein überreichlicher Lohn für die Qualen, die ich erduldet.«

»Ihre Frage,« sprach Jenkinson, »ist leicht zu beantworten. Für das einzig wirksame Mittel zu Ihrer Befreiung hielt ich Nachgiebigkeit gegen den Gutsherrn und Einwilligung zu seiner Heirath mit der jungen Dame. Sie aber hatten versprochen, dies bei Lebzeiten Ihrer Tochter nie zugegeben. Mir blieb daher kein anderer Ausweg, als

Sie durch die Nachricht ihres Todes zu täuschen. Ich beredete Ihre Gattin, mir beizustehen in diesem Betrug, und noch fand sich keine Gelegenheit, Sie darüber aufzuklären, als eben jetzt.«

In der ganzen Gesellschaft sah man nur zwei Gesichter, die nicht vor Freude glühten. Thornhills dreiste Zuversicht hatte ihn gänzlich verlassen. Er sah offen vor sich da liegen den Abgrund der Schande und des Mangels und schauderte vor dem Hinabstürzen. Er warf sich daher seinem Oheim zu Füßen, in dem kläglichsten Jammerton um Erbarmen bittend. Sir William war in Begriff, ihn von sich zu stoßen; auf meine Fürbitte hieß er ihn jedoch aufstehen.

»Deine Laster,« sprach er nach einigem Besinnen, »Deine Verbrechen und Dein Undank verdienen keine Nachsicht. Doch sollst Du nicht gänzlich verlassen werden. Ein Auskommen soll Dir werden, hinreichend für die Bedürfnisse des Lebens, doch nicht für die Befriedigung Deiner Thorheiten. Diese junge Dame, Deine Gattin, soll in den Besitz eines Drittels Deines bisherigen Vermögens gesetzt werden und von ihrer Güte allein hast Du künftig jeden außerordentlichen Zuschuß zu erwarten.«

Der Gutsherr war eben im Begriff, in einer zierlichen Rede seinen Dank auszudrücken für diese Güte. Allein der Baron kam ihm zuvor, indem er ihn ermahnte, seine Niederträchtigkeit, die er schon so klar gezeigt, nicht noch zu steigern. Zugleich befahl er ihm, sich zu entfernen, und sich unter seinen bisherigen Dienern nach Belieben einen auszuwählen, weil mehrere zu halten ihm nicht erlaubt sei.

Als Thornhill uns verlassen, näherte sich Sir William seiner jetzigen Nichte und wünschte ihr mit freundlichem Lächeln Glück. Fräulein Wilmot und ihr Vater folgten seinem Beispiel. Auch meine Frau küßte ihre Tochter sehr zärtlich, weil diese, wie sie sich ausdrückte, nunmehr eine ehrbare Frau geworden. Sophie und Moses folgten nach der Reihe, und auch unser Wohlthäter Jenkinson bat, man möchte ihm diese Ehre gönnen. Unsere Zufriedenheit schien kaum vermehrt werden zu können. Sir William, der sein größtes Vermögen im Wohlthun fand, schaute umher mit einem Blick, so heiter wie die Sonne, und sah die Freude

in aller Augen glänzen. Nur unsere Tochter schien aus unbegreiflichen Gründen minder froh zu sein.

»Mich dünkt,« rief Sir William lächelnd, »die ganze Gesellschaft sei ungemein heiter, einen oder zwei ausgenommen. Noch bleibt mir eine Handlung der Gerechtigkeit zu thun übrig. Sie werden einsehen, mein Herr,« fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte, »daß wir beide dem Herrn Jenkinson Dank schuldig sind. Es ist daher nicht mehr als billig, ihn gemeinschaftlich zu belohnen. Daß Fräulein Sophia ihn sehr glücklich machen wird, davon bin ich überzeugt. Als ihre Mitgift soll er von mir fünfhundert Pfund erhalten, womit sie dann ganz bequem leben können. Nun, liebe Sophie, was sagen Sie zu meiner Freiwerberei? Wollen Sie ihn nehmen?«

Bei diesem empörenden Vorschlag sank meine arme Tochter ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter. »Ihn nehmen?« rief sie. »Nein, nimmermehr!«

»Wie?« sprach Sir William, »Sie wollen Herrn Jenkinson, Ihren Wohlthäter, nicht nehmen? Den hübschen jungen Mann, mit fünfhundert Pfund und guten Aussichten?«

»Ich bitte Sie, mein Herr,« erwiederte sie, kaum im Stande, zu sprechen, «bestehen Sie nicht länger darauf und machen Sie mich nicht so höchst unglücklich.»

»Hat man je einen solchen Eigensinn gesehen,« rief Sir William; »Einem Manne, dem die Familie so viel Dank schuldig ist, den Korb zu geben? Einem Manne, der Ihre Schwester vom Tode gerettet, und der fünfhundert Pfund besitzt! Sie wollen ihn also nicht nehmen?«

»Nein, mein Herr,« entgegnete sie heftig. »Lieber sterb' ich!«

»Nun, wenn das ist,« rief er, »wenn Sie ihn durchaus nicht haben wollen, so — muß ich Sie wohl selbst nehmen!«

So sprechend, drückte er sie zärtlich an sein Herz. »Innig geliebtes Mädchen,« rief er, »wie konntest Du je glauben, Dein treuer Burchell würde Dich täuschen, oder Sir William Thornhill je aufhören, eine Geliebte anzubeten, die ihn nur um seiner selbst willen geliebt hat? — Schon seit Jahren hab' ich ein Mädchen gesucht, die, unbekannt mit meinem Reichthum, nur meinen Werth als Mensch zu schätzen wüßte. Nach langem vergeblichen Suchen, selbst unter den Häßlichen und Geistesarmen, muß mein Entzücken um

so größer sein, endlich den Sieg davon getragen zu haben über so viel himmlische Schönheit und Tugend.«

Er wandte sich zu Jenkinson und fuhr fort: »Von dieser jungen Dame kann ich mich nicht füglich trennen, weil sie sich einmal in mein Gesicht verliebt hat. Ich weiß Ihnen daher keinen andern Ersatz zu bieten, als daß ich Ihnen ihre Mitgift abtrete. Sie können sich daher morgen fünfhundert Pfund von meinem Rentmeister auszahlen lassen.«

Auf diese Weise hatten wir uns Alle Glück zu wünschen, und Lady Thornhill mußte sich demselben Ceremoniel unterwerfen, wie früher ihre Schwester. Unterdessen war Sir William's Kammerdiener gekommen, um uns zu melden, daß die Equipagen vor der Thür hielten, uns nach dem Gasthofe zu bringen, wo alles zu unsrem Empfange bereit sei.

Meine Frau und ich führten den Zug an, als wir die düstern Wohnungen des Elends hinter uns ließen. Der großmüthige Baron befahl, vierzig Pfund unter die Gefangenen zu vertheilen, und Herr Wilmot, durch seine Beispiel aufgemuntert, gab die Hälfte dieser Summe her. Vor der Thür wurden wir von den Bewohnern des Städtchens mit allgemeinem Jubel empfangen. Einigen von meinen Beichtkindern, die ich unter der Menge erblickte, bot ich freundlich die Hand. Sie begleiteten uns nach dem Gasthofe. Dort fanden wir ein köstliches Mahl bereitet, und derbere Speisen wurden vertheilt unter das herbeigeströmte Volk.

Meine Lebensgeister waren so gänzlich erschöpft durch Wechsel von Freude und Schmerz, daß ich nach dem Abendessen um die Erlaubniß bat, mich zur Ruhe begeben zu dürfen. Als ich die fröhliche Gesellschaft verlassen und mich allein befand, ergoß sich mein Herz im Dankgefühl zu dem Geber der Freuden und des Kummers, und schlief dann ruhig bis zum Morgen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Als ich am andern Morgen erwachte, sah ich meinen ältesten Sohn an meinem Bette sitzen. Er war gekommen, um meine Freude zu erhöhen durch einen andern mich begünstigenden Glückswechsel. Als er mir die Verschreibung, die ich Tags zuvor ausgestellt, wieder zurückgegeben, erzählte er mir, mein Banquier, der in London fallirt, sei zu Antwerpen verhaftet worden, und habe dort mehr an baarem Gelde namhaft gemacht als seine Gläubiger an ihn zu fordern hätten.

Meines Sohnes Uneigennützigkeit freute mich eben so sehr, als dies unerwartete Glück. Doch blieb ich zweifelhaft, ob ich sein Anerbieten annehmen sollte. Ich dachte noch darüber nach, als Sir William hereintrat, dem ich meine Bedenklichkeiten mittheilte. Er meinte, ich dürfte das Anerbieten meines Sohnes um so unbedenklicher annehmen, da dieser schon durch seine Braut ein ansehnliches Vermögen erhalten. Eigentlich war er aber gekommen, um mir mitzutheilen, daß er schon gestern Abend die Erlaubnißscheine zur Trauung verlangt, und man sie stündlich erwarte. Er hoffe daher, daß ich mich nicht weigern würde, noch diesen Morgen sie alle glücklich zu machen.

Während dieses Gesprächs meldete uns ein Diener, der Bote sei zurückgekehrt. Da ich mich unterdeß völlig angekleidet hatte, ging ich hinab und fand die ganze Gesellschaft in der frohen Stimmung, die Wohlstand und Gemüthsruhe zu geben vermögen. Doch misfiel mir ihr Gelächter in dem Augenblicke, wo sie sich zu einer heiligen Handlung vorbereiten sollten. Ich machte sie auf das ernste und anständige Betragen aufmerksam, das einer so feierlichen Veranlassung gezieme. Zu ihrer Vorbereitung las ich Ihnen zwei Homilien vor, und eine von mir selbst verfaßte Casualpredigt. Sie blieben jedoch noch immer ausgelassen und schienen nicht zu zügeln zu sein.

Selbst auf dem Wege nach der Kirche setzten sie allen Ernst so gänzlich bei Seite, daß ich mich oft entrüstet nach ihnen umsah. In der Kirche entstand eine neue Schwierig-

keit, die nicht leicht zu beseitigen schien. Man stritt sich, welches Paar zuerst getraut werden sollte. Meines Sohnes Braut bestand darauf, die künftige Lady Thornhill müsse den Anfang machen. Diese lehnte es aber eben so hartnäckig ab, mit der Versicherung, daß sie um keinen Preis sich einer solchen Unhöflichkeit schuldig machen möchte. Beide Parteien unterstützten ihre Argumente eine Zeitlang mit gleichem Eigensinn und gleicher Heftigkeit. Ich hatte unterdessen mit aufgeschlagenem Buche dasitzen müssen. Der Streit ward mir endlich so lästig, daß ich das Buch zuschlug.

»Ich sehe wohl,« sprach ich, »man hat beiderseits keine Lust zum Heirathen. Daher dächt' ich, wir verfügten uns wieder nach Hause; es ist hier doch einmal heute nichts zu thun.«

Diese Worten brachten sie bald wieder zur Vernunft. Der Baron und seine Braut wurden zuerst getraut, und hierauf mein Sohn mit seiner liebenswürdigen Gefährtin.

Schon diesen Morgen hatte ich meinem ehrlichen Nachbar Flamborough und seinen Töchtern eine Kutsche geschickt, und bei der Rückkehr nach dem Gasthofe fanden wir die beiden Fräulein bereits im Wagen. Herr Jenkinson bot der Aeltesten den Arm, und mein Sohn Moses führte die Zweite. Seitdem habe ich bemerkt, daß das Mädchen ihm sehr gefällt, und meine Einwilligung und meinen Segen werde ich ihm nicht vorenthalten.

Kaum waren wir in den Gasthof zurückgekehrt, als viele meiner Beichtkinder, die von meinem Glück gehört, mir ihre herzlichen Wünsche darbrachten. Unter ihnen befanden sich auch die, die mich einst mit Gewalt aus den Händen der Gerichtsdiener hatten befreien wollen und damals harte Vorwürfe von mir erhielten. Ich erzählte meinem Schwiegersohn Sir William die Geschichte, der sogleich hinausging, sie darüber zur Rede zu setzen. Als er jedoch sah, daß sein strenger Tadel sie sehr betrübte, so schenkte er jedem eine halbe Guinee, damit sie seine Gesundheit trinken und ihre niedergeschlagenen Lebensgeister wieder anfrischen möchten.

Bald nachher wurden wir zu einem stattlichen Hochzeitsmahl gerufen, das von dem Koch des Gutsherrn Thornhill zubereitet worden war. Von diesem Herrn muß ich noch bemerken, daß er jetzt in der Eigenschaft eines Gesellschafters bei einem Verwandten sich aufhält, wo er ziemlich wohl gelitten ist, und in dem Falle, wenn die Tafel

schon besetzt ist, sich gefallen lassen muß, an einem Nebentische zu speisen, da man eben nicht viel Umstände mit ihm macht. Seine Zeit wendet er ziemlich gut an. Er sucht seinen Vetter, der etwas schwermüthig ist, aufzuheitern. Außerdem lernt er das Waldhorn blasen. Meine älteste Tochter denkt noch immer mit Wehmuth an ihn, und sie sagte mir — was ich aber sehr geheim halte, sie sei nicht abgeneigt, sich wieder mit ihm auszusöhnen, im Fall er sich bessern sollte.

Doch wieder zur Sache, denn ich bin kein Freund von Abschweifungen. Als wir uns zu Tische setzten, schien das frühere Complimentiren sich wieder zu erneuern. Es entstand die Frage, ob meine älteste Tochter, als längst verheirathete Frau, nicht über den beiden jungen Bräuten sitzen müßte. Mein Sohn Georg beendete jedoch diesen Streit durch den Vorschlag: die Gesellschaft möchte ohne Unterschied des Ranges ihre Plätze einnehmen, und zwar jeder Herr bei seiner Dame. Dies ward von allen lebhaft gebilligt, außer von meiner Frau, die etwas unzufrieden zu sein schien, weil sie erwartet hatte, oben an zu sitzen, und der ganzen Gesellschaft von allen Schüsseln vorzulegen.

Bei alle dem ist es unmöglich, unsere frohe Laune zu schildern. Ich weiß nicht, ob mehr Witz als sonst unter uns herrschte; so viel aber weiß ich, daß wir, was am Ende einerlei ist, mehr lachten als gewöhnlich. Eines Scherzes erinnere ich mich noch besonders. Als der alte Herr Wilmot eine Gesundheit ausbrachte auf das Wohl meines Sohnes Moses, antwortete dieser, der eben anders wohin gesehen hatte: »Ich danke Ihnen, Madame!« Hierauf winkte der alte Herr den übrigen Gästen, und meinte, Moses denke wohl an seine Geliebte. Ueber diesen Spaß wären die beiden Fräulein Flamborough fast vor Lachen gestorben.

Nach aufgehobener Tafel bat ich, die Tische möchten weggeräumt werden, damit ich meine ganze Familie wieder einmal versammelt sähe um ein freundliches Kaminfeuer. Meine beiden Kleinen saßen auf meinen Knieen, und die Uebrigen bei ihren Hälften. Diesseits des Grabes blieb mir nun kein Wunsch mehr übrig. Meine Leiden waren vorüber und meine Wonne unaussprechlich. Nur noch der Wunsch bleibt mir, daß meine Dankbarkeit im Glück größer sein möge, als meine Ergebung im Unglück.

Ende.